

SECRET

SECRET CONFIDENTIAL RESTRICTED UNCLASSIFIED

CPYRGHT

propaganda folder of

Approved For Release 2002/01/16 : CIA-RDP83-00415R004200040004-6

SECRET

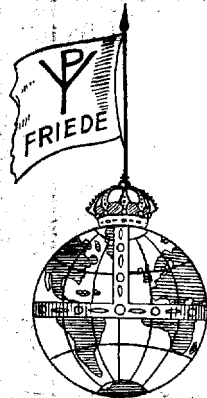
Die Brücke

ZUM DEUTSCHTUM DER WELT

UNABHÄNGIGE HEFTE FÜR VOLKSDEUTSCHE BELANGE
UND CHRISTLICHE WELTGESTALTUNG

Heft Nr. 3

♦ März 1949



AUS DEM INHALT:

Das deutsche Volkstum Brasiliens in Not

Der brasilianische NAZionalismus lebt noch

Ainda ha juizes no Brasil ?

Gibt es noch Recht und Richter in Brasilien ?

Kolonie Deutschland/ von Dr. Otto Strasser

Volk im Elend / von A. F. Wanner, Canada

Mutter Deutschland

Warum naht die Erfüllung des
kosmopolitischen Traums ?

Die 3 Beutegeier

Ostasien rückt ins Blickfeld

Ist das russische Volk kommunistisch ?

Zwei verfemte Völker: Deutsche und Juden

Kommunistische Propagandaoffensive / von
Hubertus Prinz zu Löwenstein

Una Sancta

Approved For Release 2002/01/16 : CIA-RDP83-00415R004200040004-6

THIS IS AN E
DO NOT DETACH

SECRET

25X1A

Was wollen die Hefte "Die Brücke"?

Die Hefte "Die Brücke" sind ein Zeit- und Kulturdokument eigener Art, welches das ganze Weltgeschehen aus deutscher und christlicher Sicht unter die Lupe nimmt, den Nebel- und Lügenschleier der "grossen" Weltpresse und der Rundfunkstationen unbarmherzig zerreisst und der Wahrheit die Ehre gibt.

Sie erschöpfen sich aber nicht in Kritik, sondern bieten positive Gedanken für den nationalen und internationalen Aufbau und für eine wahre Befriedung der Welt unter christlicher Lösung der Probleme, welche die Geister heute spalten.

Unser Bestreben geht dahin, im Geiste der UNA SANCTA-Bewegung eine volksdeutsche und christliche Plattform zu finden, welche die Deutschen in aller Welt, die guten Willens sind und die Würde des Christentums anerkennen, zu zielklarer gemeinsamer Aktion zusammen führt. Sollte es in so grossen Notzeiten des deutschen Volkes und des Christentums wie heute nicht möglich sein, ein ehrliches und freudiges Händereichen über die konfessionellen Mauern und über Grenzpfähle hinweg zu erzielen?

Wenn auch brasilianische und volksdeutsche Belange und insbesondere der Kampf für die Gewährung der elementarsten Lebens- und Menschenrechte auch an Deutsche im Vordergrund stehen, so beschränken sich die Hefte nicht auf dieses Gebiet. Sobald es gelungen ist, auch ausserhalb Brasiliens einen grösseren Leserkreis zu finden, werden die brasilianischen Probleme, die gerade heute zugleich Weltprobleme sind, mehr in den Hintergrund treten.

Heft 1 bis 3 sind erschienen; die Hefte 4 - 6 werden in unregelmässiger Folge noch 1949 erscheinen.

PREISE:

Heft 1 und 2 zusammen Cr\$ 10,00; einzeln Cr\$ 6,00
Heft 3 bis 6 " " 28,00; " " 7,50

BESTELUNGEN und Geldsendungen sind zu richten:

in **Brasilien**: an Godofredo Entres, Florianópolis — Estreito, Est. S. Catarina
in **Argentinien**: an Livraria Cervantes, E. Beutelspacher, Buenos Aires, Casilla 415.
in **U. S. A.**: an The International News Company, 131, Varick Street, New York, 13.
in **Kanada**: an A. F. Wanner, 425, Hamilton St., Vancouver, B. C.

Wir senden die Hefte auf Wunsch auch an aufgegebene Adressen in Deutschland, Österreich und anderen Ländern gegen einen Aufschlag von Cr\$ 0,50 pro Heft.

Fördern Sie durch Aufgabe Ihrer Bestellung ein Werk, durch welches das Deutschtum Brasiliens, das stärkste Südamerikas, auch über die Landesgrenzen hinaus in Erscheinung und für **Recht und Menschlichkeit** auch Deutschen gegenüber in die Schranken tritt!

Aus dem Inhalt von Heft Nr. 1:

Die Brücke / Von Fritz Müller-Partenkirchen
Was wir wollen / Von Gottfried Entres
Staatsbürgertum-Weltbürgertum / Von Huberto Rohden
Deutschlands "Damaskusstunde" und geschichtliche Berufung / Von R. B. Eickholt
In fremder Welt ein Deutscher sein / Von Otto Meyer
Ritter, Tod und Teufel / Von Gerhart Hauptmann
Gerhart Hauptmanns letztes Lebenskapitel / Von Hans von Hülsen
"Deutschland ist unser Problem" / Von Hubertus Prinz zu Löwenstein
Brich an, Friede der Erde! / Von Gertrud von Le Fort
Fiasko der zwei Jahre Besetzung Deutschlands / Von Dr. Otto Strasser

Aus dem Inhalt von Heft Nr. 2:

Das machtvollste Gebot der Stunde! / Von R. B. Eickholt
Muttersprache / Von Gerhard L.
Volkstum und Völkertum / Wer ist unser Volk?
- Deutsch sein
Deutschland und die Welt / Von Ernst v. Wildenbruch
Tupí und Guaraní - UNA SANCTA, eine Gemeinschaft für die Verständigung unter den christlichen Bekenntnissen
Die Lüge marschiert noch immer / Von Hubertus Prinz zu Löwenstein
Achtung! Hochverrat! - Die Palästinafrage in christlicher und brasilianischer Schau / Von Wilhelm Fürchtenichts
Abkehr vom Nazismus? / Von Gottfried Entres
War und ist Papst Pius XII ein Deutschenfeind?

Einige Urteile aus dem Leserkreis

Aus Brasilien:

Von Laien:

"Das mit so grosser Sorgfalt und viel Glück zusammengestellte Heft spiegelt einen Geist wider, der es durchaus möglich erscheinen lässt, dass die von ihnen propagierte Idee vielleicht tatsächlich einmal verwirklicht werden kann".

"Die Brücke" interessiert mich sehr. Sie ist inhaltsreich, aktuell und fesselnd geschrieben".

"Ich bin wirklich begeistert von Ihrer vortrefflichen Zeitschrift und wünsche Ihnen für dies wahrhaft christliche und mannhaft deutsche Werk den denkbar schönsten Erfolg".

"Sie ist wirklich das, was jeder Christ seit langem, bewusst oder unbewusst, gesucht hat".

"Verschiedene Leser der 'Brücke' erklärten mir, dass 'Die Brücke' die vernünftigst geschriebene Zeitschrift ist, die sie in diesen 14 Jahren in die Hand bekamen".

Von protestantischen Pastoren:

"Ich finde 'Die Brücke' ausgezeichnet und für mich ist sie das Beste, was ich bis heute an deutschem Schrifttum zu lesen bekam".

"Die Sprache, die in diesem Heft geführt wird, ist wirklich erfrischend. Endlich wieder einmal ein offenes Wort auch für unsere Belange! Man kann Ihnen für Ihre Arbeit nur Erfolg wünschen".

Von katholischen Geistlichen:

"Ich kann Ihnen nur sagen, dass Sie mir aus der Seele geschrieben haben... Gott segne Sie in Ihrem Bestreben die Brücke zu schlagen zu einem besseren, edleren Leben".

"Mir hat das Heft sehr viel Freude bereitet. Es weht Wind und frische Atmosphäre in den lieben Blättern... Es täte mir wirklich leid, wenn wir künftig diese Ihre 'Die Brücke' vermissen müssten, denn es ist an der Zeit, dass wieder heiliggesprochen werde der Wahrheit geschändete Stirne".

Auslandsstimmen:

Von U. S. A.: "Ich muss freudigst anerkennen, dass sie ('Die Brücke') prächtig, interessant und wertvoll ist".

"Was mir an Ihrer Zeitschrift gefällt, das ist die klare Zielsetzung und der Mut, für dieses Ziel alle Energien einzusetzen".

Von Kanada: "Ich finde den neuen Geist Südamerikas sehr gut. Der Versuch muss jedenfalls gemacht werden, unser Kulturerbe hochzuhalten resp. weiterzuentfalten, jetzt, wo alles drüben drunter und drüber geht".

Von Deutschland: "Die Brücke" geht von Hand zu Hand und wird überall mit Freude und Dankbarkeit aufgenommen" (Amorbach, Bayern).

"Ich hatte etliche Hefte nach 'drüben' geschickt, unter anderem auch nach Berlin. Der Empfänger schreibt begeistert darüber, endlich was Wahres zu erfahren; er bittet um Zusendung weitere Nummern. Ich könnte gar nicht ermessen, was für Freude ich ihm und vielen andern damit gemacht hätte".

"Meine Frau und ich haben die Hefte nicht nur einmal durchgelesen; immer wieder haben wir sie geholt und wieder gelesen. Nun wandern sie von Hand zu Hand, von einem Bekannten zum andern und überall ist grosse Begeisterung für die freie, offene und mutige Sprache, die aus jedem Artikel hervortritt". (Aus Stuttgart).

"Einmal reicht mir mein Bett Nachbar (im Krankenhaus in Leipzig) ein Heft mit dem Bemerkung: 'Hier einmal etwas andere Lektüre, lag einem Liebesgabenpaket aus Brasilien bei'. Und wahrhaftig, es war wirklich etwas Erhebendes... In unseren Zeitungen liest man nur über Russlands Aufbau und Erfolge, das Deutschtum wird uns ausgemerzt. Darum empfinde ich es dankbar, dass es doch noch Menschen gibt, die noch deutsch denken, die Deutschland nicht untergehen lassen wollen... Werkt und kämpft, damit Deutschland nicht von der Landkarte verschwindet!"

Wir schliessen mit der Bitte: um Unterstützung unseres Kampfes, dass das Deutsche Volk wieder den Platz an der Sonne erlange, der ihm gebührt, und das Christentum das Fundament des Neuaufbaus einer schöneren Zukunft werde.

Approved For Release 2002/01/16 : CIA-RDP83-00415R004200040004-6

Der Weg

EL SENDERO



REVISTA MENSUAL CULTURAL

III, Nº 12

THIS IS AN EDITION 25X1A

*Wir grüssen unsere Leser
zu einer
innigen Weihnacht
und einem
guten Neuen Jahr*

der Weg

Herausgeber und Schriftleiter

Approved For Release 2002/01/16 : CIA-RDP82-00116R004200040004-6



Approved For Release 2002/01/16 : CIA-RDP83-00417R000200040000-9

der Weg

Monatshefte zur Kulturpflege und zum Aufbau

3. JAHRGANG · DEZEMBER 1949 · 12. HEFT

IM DÜRER-VERLAG - BUENOS AIRES

Registro Nacional Prop. Intelec. No. 291.246 - Queda hecho el depósito que señala la ley.

INHALT DIESES HEFTES

Madonna mit dem Kind. von Tilman Riemenschneider	997	„Die Demontage wird eingestellt“	1045
*La Navidad, von G. F.	998	*„Und den Menschen ein Wohlgefallen“, von Haef	1046
*Licht in der Nacht, von Will Vesper	1000	*Das Weltproblem Afrika und die Atlantropa - Union, von Anton Zischka	1051
Deutschlands Geschick, von Wilhelm Schäfer	1001	*Die 1000 Gesichter Ibero-Amerikas, von Carl Freiherr v. Merck	1054
*Der Dom, Gedanken um Naumburg, von Dr. Paul Rohrbach	1002	*Zwischen Berlin und Moskau, von Dr. Kleist	1058
*Indiens Botschaft an die Welt, von Dr. Otto Wolff	1008	*Die Vernichtung des Rechts in Deutschland, von Hans Schwarz	1066
*Wo steht die deutsche Jugend heute, von Hans-Ulrich Rudel	1015	Ein Engländer verteidigt Deutschland	1069
*Weihnachten 1946 in Wolfsberg ..	1017	*Wirtschaftsbericht aus Westdeutschland, von W. Jäger	1075
*Weihnachten der Gefangenen, von Maria Kahle	1018	*Das Weltgeschehen	1076
*Der Schneesturm, von Maja Moes ..	1019	*Die Rundschau	1083
*Der Diener und die Patriarchin, von Axel Freiherr v. Gagern	1022	*The Eye-Opener	1087
*Das livländische Ritterrecht, von Dr. Bosse	1028	*Die Spielzeit der Ney-Bühne	1094
*Der Sieg des Kindes, von Maria Kahle	1031	Schachchecke	1099
Deutsches Brauchtum in Südtirol, von Hans Nagele	1034		
*Hamburg bleibt das deutsche Tor zur Welt, von E. Humann	1039		

Originalbeiträge: *Nachdruck bei vorheriger Einholung der Verlagszustimmung und genauer Quellenangabe gestattet. **Nachdruck verboten.
Artículos originales: *La reproducción es permitida previa autorización del Editor y con la indicación de su fuente. **Reproducción prohibida.

LA NAVIDAD

“Gloria a Dios en las alturas y paz en la tierra a los hombres de buena voluntad”.

He aquí la salutación con que recibimos, alborozados, la fecha cristiana por excelencia. Ella inicia el punto culminante de la historia y de la cristiandad, pues, ha nacido en el humilde pesebre de Belén, el que ha-

brá de enseñar la verdadera libertad sin exagerarla, la hermandad sin simularla y la igualdad sin mecanizarla.

Nosotros, que por fortuna nos hallamos en esta tierra de paz y de trabajo, en donde un perfecto equilibrio de las fuerzas espirituales y materiales permite disfrutar de

la vida en todas sus manifestaciones, nos encuentra en esta fecha cristiana, rodeados del afecto de nuestros padres, hijos y hermanos, unidos para celebrar tan magno acontecimiento.

Mas, al renovar en este día los fervorosos deseos de felicidad y de cristiana paz, no olvidemos a los que, en la patria de nuestros mayores se encuentran agobiados por la necesidad, la confusión y carentes de esperanza y renovemos los votos más fervientes para que el pueblo alemán encuentre pronto la senda de una perfecta unidad espiritual y moral y las necesidades materiales para subvenir su propia existencia.

Echemos una mirada retrospectiva al año transcurrido y al hacer un balance de los hechos acontecidos en 1949, hemos de admitir que el pueblo alemán tendrá que sobrellevar aún un penoso "vía crucis".

No descamos exagerar, pero lo que en la actualidad ocurre en el mundo demuestra cabalmente una absoluta confusión y un desequilibrio total de las fuerzas morales y espirituales que no hará sino hundir en un caos más convulso aún, las fuerzas dispersas de la civilización.

Y una sola es la solución: la reconstrucción íntegra de Europa, material y espiritualmente, y en su órbita no puede faltar Alemania. Las naciones occidentales no pueden eludir la responsabilidad que recae sobre ellas en esta hora, pues no es dable esperar la reconstrucción europea por el bolcheviquismo asiático, porque él es la negación de todos los valores humanos y espirituales. A la vista está la "suerte" que le ha deparado el comunismo a las naciones que no han encontrado la fuerza moral y cristiana suficiente para escapar a su influjo.

¿Qué queda por hacer? ¿Esperar que los acontecimientos sigan su curso? ¡No!

Nosotros, desde estas páginas y mientras podamos sobrevivir habremos de concentrar todas nuestras fuerzas para impedirlo, a pesar de todo. A pesar de todas las persecuciones de que somos objeto, a pesar de todas las campañas que quieran malquistarnos y de todas las insidias que tergiversan el verdadero sentir de nuestra existencia.

En cierta hora, y no hace mucho tiempo, una campaña abiertamente hostil y manifestamente intrigante, nos hacía aparecer como reviviendo desde aquí una polí-

tica totalitaria que fué funesta para el pueblo alemán y ahora se insinúa una "nueva campaña" que nos hace aparecer como profesando la antítesis de esa política que según "ellos" profesábamos meses atrás.

¿Qué confusionismo es éste?

Muy equivocados están, por cierto, los que emplean este método y más aún si, con sus intrigas comprometen el honor de naciones que, como en este caso la Argentina, significan hoy para el mundo un oasis de verdadera paz cristiana, y en donde, como lo manifestamos al iniciar estas líneas, existe el perfecto equilibrio de las fuerzas espirituales y materiales rindiendo así culto a la verdadera democracia, con libertad, hermandad e igualdad.

Leemos, no sin cierta sorpresa, en un importante diario de esta capital, una noticia aparecida el día 3/12 y que bajo el título: "Según una revista de EE.UU. actuarían en la Argentina líderes políticos alemanes" y cuyos párrafos que aluden a nuestra revista dicen textualmente:

"En las páginas de "Der Weg" se presentan con la franqueza que caracterizó al "Mein Kampf", de Hitler, a los artículos "del órgano original de Haushofer y a los textos similares de la estrategia alemana, los detalles del nuevo plan alemán para luchar junto a Rusia y las razones de que se adopte esa decisión".

El comentario más desapasionado y justo lo dejamos librado a nuestros lectores, quienes han podido juzgar a través de sus miles de páginas nuestro verdadero sentir moral y espiritual. Despojados de todo pasionismo hemos sido objetivos, críticos, pero por sobre todo no hemos dado cabida en ellas a la traición, a la venalidad, a la intriga... hemos pensado siempre recta y cristianamente.

En una sociedad que piensa de esta manera no tienen cabida noticias tendenciosas, que "fabricadas" y "distribuidas" artificialmente siembran el odio, la discordia y hasta la guerra...

Pero, las fuerzas "rectoras" del mundo no han podido encontrar todavía el camino, para que por él y a través de los cuatro puntos cardinales pueda cantarse en este día, con verdadera unción cristiana: "Gloria a Dios en las alturas y paz en la tierra a los hombres de buena voluntad"...

G. F.

Licht in der Nacht

VON WILL VESPER

Dunkel dunkelt der Mittwintertag.
Klag, Kabe, Klag.
Sonne rollt tief übern Hag.
Alles Leben will enden.
Auch dein Herz tut müden Schlag
unter frierenden Händen.

Flüchte nach Haus!
Geister der Traurigkeit jagen
dich bis ans Tor.
Stoße den Niegel fest vor.
Die wütende Jagd, des Todes Heer,
fährt übers Dach dir schwer.
Laß sie klagen.
Lausch nicht hinaus.
Triffst dich ihr Ruf,
schlägt's wie ein Huf
das Herz mit Todesweh.
Ergib dich nicht. Widersteh!

Laufe den dunklen Gang entlang.
Unter der Tür schimmert Licht,
lockt Gesang.
Tritt ein wie in Traum.
Unter dem Sternenbaum
hält die Mutter im Arm den Sohn.
wiegt ihn mit zartem Liebeston,
blickt zu dir auf, lacht leis.
--- Sink in den schützenden Kreis!

Siehe, wer mit dir kniet:
König und Knecht.
Höre das Engelslied,
heilig deinem Geschlecht:
Fürchtet euch nicht!
Seid froh.
In der Dunkelheit Schoß
bewahrt
leuchtet Licht ewiger Art.

Deutschlands Geschick

VON WILHELM SCHÄFER

Das Land der Mitte zu heißen, ist Deutschlands Geschick: zwischen Versailles und Moskau liegen die Gräber seiner gefallenen Söhne, zwischen Versailles und Moskau liegt seine kommende Not.

Die rote Zwietracht reißt seine Hoffnung nach Osten, die goldene Spinne im Westen saugt ihm sein Blut; was es der einen läßt, muß es der andern nehmen: so ist es noch einmal das Schlachtfeld der Welt.

Denn nun kann nicht Frieden auf Erden gesungen sein, als bis das dritte Reich kam; aber das dritte Reich wird keinem der Völker gehören, die Menschheit wird sein Herrscher und Untertan heißen.

Die Menschheit will werden, aber sie kommt nicht mit Lorbeer und Palmen: Gewalt muß Gewalt bezwingen, ein Meer von Blut muß den Abgrund ersäufen, daraus sie geboren sein will.

Versöhnung und Friedensschalmeien müssen verstummen, wenn der Abgrund zu freisen beginnt; denn alles was dumm und gemein, was selbstüchtig und eitel, was schlecht und schlau und zwiezüngig ist, will die Geburt stören.

Die rote Zwietracht im Osten wird einmal die goldene Spinne im Westen erschlagen; aber das rote Elend wird nach dem goldenen schreien, bis die erste Eintracht beginnt.

Daß aber das Reich der Eintracht uns widerfahre auf Erden, wird es der Herzen bedürfen, die das Kreuz der Zwietracht tapfer und treu nach Golgatha tragen; der deutschen Seele wird seine bitterste Botschaft gehören.

* So lesen wir es in den beiden letzten Abschnitten, „Wiederkunft“ und „Ausgang“ der „Dreizehn Bücher der deutschen Seele“, deren 1. Auflage 1921 erschien und in deren Volksausgabe 1932 es im Nachwort nach einer Würdigung der Mitarbeit des Grafen Adolf Dubsky und des Grafen zu Eulenburg-Wicken bei der kritischen Durchsicht heißt, „Ich hoffe, jener österreichische Katholik und jener preußische Protestant billigen mir zu, daß ich jeden Einwand bedachte und der Zwiespälte Herr zu werden suchte, die eine gerechte Darstellung der deutschen Geschichte so schwierig machen, weil sie weder den Katholiken noch Protestanten, weder den Preußen noch Oesterreicher, sondern den Deutschen schlechthin fordert.“

Zu töricht, im Rat von Versailles zu sitzen, zu töricht, im Haß von Moskau zu sein, niemandes Freund und aller Welt Feind, wird sie in langer Einsamkeit bleiben.

Die Einsamkeit wird ihre schwarzen Unholde gebären und ihre Lichtalben; wenn der Morgen der Menschendämmerung anbricht, wird sie nicht mehr auf Allermeltsstraßen gehen.

Alle Kämpfe der Menschheit werden der deutschen Seele auferlegt sein, bis sie, Befiegter und Sieger in Einem, der kommenden Eintracht Christophorus wird; bis einmal Wiederkunft ist, bis endlich den Kindern Gottes auf Erden die grüne Wiese, das blanke Meer und der blaue Himmel gehören.

Deutscher, bedenke die Herkunft! Bedenke, daß deine Gegenwart gefüllt mit dem Schicksal all deiner Vergangenheit ist!

Deutscher, laß ab von der Klage! Denn siehe, was dir geschah, geschieht deinen Vätern: deine Väter sind gegenwärtig in dir, weil dein Schicksal die Waage des Guten und Bösen aus ihrer Vergangenheit ist.

Deutscher, sei ehrfürchtig deinen Großen; ob sie ihr Werk nur mühsam vermochten gegen dein träges, törichtes Herz, ob sie hinauschten wie Adler oder mit gläubiger Einfalt durch deine taube Genügsamkeit gingen: alle sind deine Väter, und alle sind gegenwärtig in dir!

Deutscher, sei deiner Vergangenheit trüchsig, wie der Mittag von seinem Morgen gefüllt ist; Tracht und Troß all ihrer Männer, Tat und Gedanken all ihres Schicksals bist du!

Deutscher, sei deiner Gegenwart tapfer, weil du der Erbhälter bist größerer Dinge, als die an dem Tag hängen: Gutes und Böses will werden, wie Unkraut und Saat wird, und der Acker bist du!

Deutscher, sei gläubig der Zukunft, der du die bittere Gegenwart leidest: Kinder und Kindeskinde, und alles, was über sie kommt, Stärke und Schwäche, Demut und Stolz, Hofart und Kleinmut, alles, was einmal deutscher Lebenstag wird, alles bist du!

Der Dom

GEDANKEN UM NAUMBURG

VON Dr. PAUL ROHRBACH

Im Westchor des Naumburger Doms stehen zwölf Figuren. Sie sind nicht beziehungslos hineingestellt in den Raum, sondern der Raum und die Bildwerke sind für einander gedacht. Von den zwölf Gestalten sind zwei Ehepaare; acht stehen einzeln. Die berühmtesten sind Ekkehard und Uta, das eine der beiden Paare, und Reglindis. Alle waren Stifter oder Wohltäter des Domes. Ihre Bur-

gen lagen in Thüringen und Sachsen, im Gebiet der alten Markgrafschaft Meißen.

Diese Steinbilder sind das Höchste, was mittelalterliche deutsche Plastik geschaffen hat. Alle die Jahrhunderte vorher war die bildende Kunst auf deutschem Boden gebunden durch Ueberführung, durch Befangenheit oder durch den Kampf mit Stoff und Form. Der Naumburger Meister hat Beides beherrscht.



Dietrich



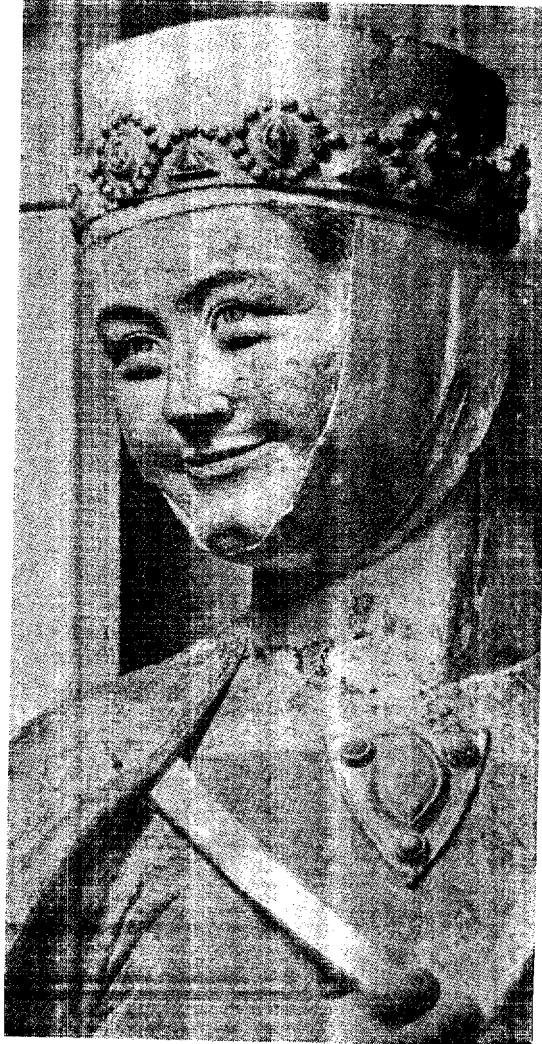
Ekkehard und Uta

Seine Ausdrucksmittel sind sparsam, aber gerade darum von hoher Wirkung. Alle zwölf Gestalten leben, und jede wirkt durch Blick, Gebärde und Haltung als die Verkörperung eines Gedankens oder eines Schicksals.

Wie sind diese Kunstwerke aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, aus einer Zeit, da sich die Sterne des Hohenstaufengeschlechts schon abwärts neigten, zu erklären? Warum wurden vorher keine von gleichem Range geschaf-

fen und warum mußten nachher wieder Jahrhunderte vergehen, bis einem deutschen Meister Ähnliches gelang?

Der Raumburger Dom steht im Uebergang von der romanischen zur gotischen Bauweise. Der Westchor wurde errichtet, als Kaiser Friedrich II. regierte, der Enkel Barbarossas, der Sohn Heinrichs VI. von Konstanze, der Normannentochter aus dem Hause Robert Guiscards, das Sizilien und Neapel be-



Beglindis

gegenüberstehend
Uta

herrschte. Was konnte in jenen Tagen ein Deutscher nicht alles sein? — Befehlshaber in Apulien oder an der Klause von Verona, Gesandter in Konstantinopel oder Gefolgsmann seines Königs beim Einreiten in Jerusalem; ritterlicher Gast unter der Fahne des Deutschen Ordens in Preußen und Livland oder Mitkämpfer auf der Walsstatt bei Veanitz unter Herzog Heinrich gegen die Mongolen! Die Pommeranerherzöge riefen adlige Lehnsleute, Bürger und Bauern in ihr wildes Land, die Könige von Ungarn warben deutsche Kolonisten, um ihre Krone an den Transsilvanischen Pässen zu verteidigen. An der Ostsee wuchs der Kranz der deutschen Städte von Lübeck bis Reval; die Hanse hatten ihre

Kontore in Bergen und Nowgorod, und der Engländer lernte das Geld, das die deutschen Kaufleute in sein Land brachten, das Pfund der Osterlinge nennen. Deutsche Mönche und deutsche Baumeister studierten auf der Universität von Paris und auf der Bauhütte von Reims; Deutsche Ritter trankten ihre Pferde im Tigris und im Jordan. Vom Atlantischen Ozean bis Arabien, von Sizilien bis Byzanz und zum Nordmeer reichten die Linien der Politik, des Handels, der Heerfahrten, des geistigen Verkehrs, die sich in Deutschland kreuzten.

Dies Deutschland muß man sich vorstellen, wenn man Antwort auf die Frage sucht, woher die mächtige Befruchtung des Deutschen

Approved For Release 2002/01/16 : CIA-RDP83-00415R004200040004-6



Approved For Release 2002/01/16 : CIA-RDP83-00415R004200040004-6



Der Gekreuzigte

Geistes in der zweiten Hälfte der Hohenstaufenzeit stammte. Ohne den staufischen Welt-horizont und ohne die geistige Beweglichkeit, die jene Epoche in Deutschland erweckte, sind die Skulpturen in Raumburg ebenso wenig zu denken, wie ihre Vorstufen in Bamberg und Straßburg und wie die Goldene Pforte in Freiberg, das schönste Kirchenportal, das je geschaffen.

Die große Bewegung umfaßte viel mehr als nur das Gebiet der bildenden Kunst. Die Männer und Frauen, deren Bildnisse im Dom

von Raumburg stehen, haben auf ihren Schlössern das Nibelungenlied gehört, als es noch eine neue Kunde war. Weder als Kunstwerk, noch als zeitgeschichtliches Kulturdokument ist es anders denkbar, als auf dem Hintergrund der staufischen Epoche. Wir hören den Mißmut des Dichters in jenem Verse durch, wo er darauf anspielt, im modernen christlichen Zeitalter sei es nicht mehr erlaubt, alle Geschichten von Siegfried zu erzählen, und wir können es bedauern, daß uns darüber die deutsche Fassung der Heldenjage



Kopf
von einem Lettner

dort, wo sie sich mit dem Göttermythus berührte, unbekannt geblieben ist. Der Dichter aber sah sich dadurch zu der mächtigen Straffheit der Handlung und zu der menschlichen Vertiefung der Charaktere gezwungen, durch die sich das Nibelungenlied selbst über die homerischen Gedichte erhebt. Siegfried und Kriemhild, Hagen, Volker und Dietrich von Bern sind ebenso lebendige, mit starker und doch beherrschter Meisterhand gezeichnete Gestalten, wie Ekkehard und Uta, wie Hermann und Reglindis, wie die Witwe und Graf Dietmar, der Erschlagene, im Raumburger Domchor. Und welch eine gegensätzlich erfasste Lebensfülle in der Darstellung des Abendmahls auf dem Lettner vor dem Westchor! Weil das Leben selbst in so freien und hohen Wellen ging, darum vermochte damals auch die Kunst den Steinen und den Versen solch ein Leben zu geben!

Es war die große Politik des stauischen Geschlechts, wodurch sich der deutsche Horizont jener Zeit so ins Weite dehnte. Mochten die Wissenschaften und die ritterlich-höfische Kultur des Mittelalters ihren ersten Aufschwung auch in Frankreich erlebt haben — es war doch etwas Anderes, wenn die Idee des Kaisertums einen siebzigjährigen Helden wie Barbarossa auf einem Kreuzzug den Tod finden ließ, oder wenn sein Sohn dem byzantinischen Kaiser entbieten ließ, er wolle die Grenze des Abendländischen Reichs nach Thessalonich setzen. Diese stauische Politik hat Deutschlands erste hohe Kulturbüte heraufgeführt. Als die Stauer dahinsanken, verlor das deutsche Leben das großartige Format, zu dem es gelangt war — das ihm ein Kurfürstenkollegium ebenso wenig wiedergeben konnte, wie der Tuchhandel oder die Heringsflotten der Hanseaten.

INDIENS BOTSCHAFT *an die Welt*

VON E. E. WOLFF

Nach Alexander der Große im Jahre 326 v. Chr. durch Nordindien zog, hörte er in Taxila, dem heutigen Takhaschila im Punjab, von merkwürdigen Weisen, die ein völlig bedürfnisloses Leben freiwilliger Armut führten und vom Volk wie Heilige verehrt wurden. Um mehr von ihnen zu erfahren, sandte er einen seiner Offiziere, Onesikritos mit Namen, der selbst ein Schüler des Philosophen Diogenes war, zu ihnen. Der Herrscher von Takhaschila veranlaßte einen dieser Weisen, sein weltabgewandtes Leben aufzugeben und Alexander dem Großen zu folgen. Weil die Inder ihn mit dem Wort Kalayana, das „Heil“ bedeutet, zu begrüßen pflegten, nannten die Griechen ihn Kalanos. Kalanos lebte längere Zeit am Hofe Alexanders, von Günst und Ehre, Geschenken und Reichtum überhäuft. In Persien aber überraschte er den König mit dem Entschluß, aus dem Leben zu scheiden. Als alle Versuche, ihn umzustimmen, fruchtlos blieben, ließ der König ihm den gewünschten, reich geschmückten Scheiterhaufen errichten. Kalanos wurde nun mit Gefolge und Gepränge zu dem Holzstoß geführt, den er seelenruhig in Anwesenheit des ganzen Heeres bestieg. Der Holzstoß wurde in Flammen gesetzt, die Trompeten schmetterten, die Elephanten stießen ihren Schlachtschrei aus. Der Weise aber saß unbeweglich in der Haltung der indischen Versenkung, die Beine gekreuzt unter sich, achselrecht und stumm, bis die Flammen über ihn zusammenschlugen und das, was sterblich an ihm war, in Asche verwandelten. Die Krieger Alexanders aber, die Ueberwindung und Tapferkeit bislang nur auf dem Schlachtfelde zu sehen gewohnt waren, staunten über dies seltsame Schauspiel, über die Seelengröße dieses Sohnes der indischen Erde, der alles irdische Glück und das Leben dazu wegwarf, um in ein höheres Leben einzugehen.

Seitdem dieser Bericht von Kalanos und seinem Flammentod das Abendland erreichte, lebt Indien durch die Jahrhunderte in der Vorstellung des Westens als das Land der Geheimnisse und der Staunen erregenden Wunder, als das „Wunderland“, dessen merkwürdige Größe aber vor allem in den Kräften der Seele und des Geistes liegt, die hier in einer uns völlig fremden, faszinierenden Weise zutage treten. Und ein wunderbar merkwürdiges Land bleibt es für uns bis heute, dieses Indien, in dem auch heute noch in den einsamen Steinhöhlen der unwegsamsten Himalayaberge die großen, namenlosen Weisen sitzen und ihre tiefen Gedanken über Gott, Welt und Menschen denken; in dem in jernen, abgelegenen Dörfern auch heutzutage noch Frauen ihre eheliche Treue und Religion zugleich besiegeln, indem sie freiwillig ihrem roten Gatten lebend auf den Scheiterhaufen folgen; in dem es Heilige gibt, die so heilig sind, daß sie „in Luft gekleidet“, d. h. völlig nackt umhergehen dürfen, ohne mit der Polizei moderner Großstädte zusammenzustoßen; in dem wegen einer Kuh, die sich entschlossen hat, mitten auf dem Fahrdamm Platz zu nehmen, der gesamte Großstadtverkehr geraume Zeit stockt, ja um eines dieser vierbeinigen Heiligen willen, wenn ihm frevelhafter Weise von Andersgläubigen Schaden zugefügt ist, Bürgerkriege entbrennen können; in dem Fakire und Yogis kraft einer uns unwahrscheinlichen Fähigkeit der Konzentration Stunden um Stunden auf Nagelbrettern liegen, durch vier, fünf Meter lange, glühende Feuergruben laufen können, ohne sich die Fußsohlen auch nur zu versengen; in dem in dieser prachtarmen, nüchternen Gegenwart Rajas und Maharajas mit Gold, Silber und Elfenbein, mit Tausenden von Diamanten, Rubinen und Smaragden überschüttet erscheinen können, sodaß ein solcher Fürstenhof

bei einem feierlichen Staatsakt wie ein Leben gewordenen Bild aus Tausend und einer Nacht erscheint.

Aber das eigentlich Fesselnde und Erstaunliche ist doch der indische Geist, wie er in alten und neuen Lebensformen sich auswirkt, der darum auch gerade deutsche Forscher, dem Fremden allzeit mit liebender Einfühlung geöffnet, in besonderer Weise angezogen hat. Sie haben das alte Sanskrit erforscht, die z. T. fünf tausend und mehr Jahre alten Quellen zu deuten und den in ihnen lebenden Geist in unsere Anschauungswelt zu übersetzen gesucht. Es sei nur an die Brüder Schlegel, Wilhelm von Humboldt, Max Müller und Paul Deussen, an Schopenhauer und Richard Wagner erinnert. Das hat uns die Freundschaft der Inder eingetragen. Auf meiner ersten Reise in Indien sagte mir der Lokomotivführer: „Euch Deutschen verdanken wir am meisten, eure Gelehrten haben unsere Kultur erforscht.“ Das wußte selbst dieser Mann. Diese Freundschaft mögen die Kriegsjahre überschattet haben, ausgelöscht haben sie sie gewiß nicht. Mahatma Gandhi konnte jedenfalls während des Krieges öffentlich das Wort sagen, daß es für ihn „gleich schlimm sei, ob England und Frankreich fallen oder ob sie über ein ruiniertes und erniedrigtes Deutschland siegen.“

In neuester Zeit sind es wiederum zwei höchstes Erstaunen erregende Ereignisse gewesen, die die Augen der Welt auf Indien gelenkt haben. Am 15. August 1947 hat Indien die nationale Selbständigkeit erlangt. Die englischen Truppen und Beamten mußten Indien verlassen, der englische König seinen Kaisertitel ablegen. Das mußte England nach einem sog. gewonnenen Krieg. Das erreichte Indien ohne Waffen. Und am 30. Januar 1948 wurde Gandhi ermordet, der Mahatma, die „große Seele“, wie sein Volk selbst ihn genannt, der Vater aller Inder, der Führer der indischen Nationen, dessen Standbild die Inder schon während des letzten Krieges, bei Lebzeiten als ein göttlich zu verehrendes Idol in einem eigens zu diesem Zweck in Benares errichteten Tempel aufstellen wollten. Und die Welt fragte im einen wie im anderen Falle: Wie ist das möglich?

Ebenso eigentümlich wie gegensätzlich müssen also offenbar die Kräfte sein, die im Indien der Gegenwart brodeln, das so groß ist wie Europa, in dem vierhundert und zwanzig Millionen leben, in dem ein Labyrinth von Sprachen gesprochen wird, in dem es alle Religionsformen und Philosophien gibt, die die Welt nur kennt, in dem sich die ersten Anfänge menschlicher Kultur unberührt, in oft

bizarren Kontrasten neben der modernen Welt erhalten haben, in deren Fabriken, Laboratorien, Universitäten, Kliniken, Banken und Hochhäusern ein neues Geschlecht der Inder heranwächst, das sich in mehr als einer Beziehung schon von ihrer Großelterngeneration weiter entfernt fühlt als etwa die Deutschen der Gegenwart von den alten Germanen verschieden sein mögen, die uns Tacitus schildert.

Ist es trotz dieser Ueberfülle von sich steigernden oder durchkreuzenden Gegenätzen möglich, ein geistiges Bild der Inder zu gewinnen, das doch das gemeinsame Wesentliche trifft? Wenn der Inder, der östliche Mensch überhaupt, erzählt, dann tut er es nicht mit abstrakten Worten und anschauungsleeren Begriffshüllen, dann erzählt er vielmehr ein symbolkräftiges Gleichnis, eine Parabel, dann gebraucht er ein mit Anschauung gesättigtes Bild. Versuchen wir, die Inder sich in dieser ihrer Weise selbst schildern zu lassen!

In der Chandogya Upanishad wird uns einmal folgende Episode erzählt: Zu dem alten Seher Prajapati kommen zwei Schüler, sie wollen von ihm erfahren, was eigentlich das Wesen des Menschen sei. Was ist der Mensch?, die uralte Themafrage aller indischen Religion und Philosophie. Nachdem sie ihm viele Jahre ohne ihrem Ziele näher zu kommen gebient haben, greift der Seher zu einer symbolischen Belehrung. Er läßt sie eine mit Wasser gefüllte Schale bringen und in dieselbe hineinschauen. Was seht ihr dort? — „Gerade so wie wir hier sind, Herr, schön angeatan, gut angezogen, geschmückt, so sehen wir uns, Herr, dort.“ Nun, sagt ihnen der Seher, das ist der Mensch, das ist das Selbst! Da gingen die Schüler fröhlich von dannen. Prajapati aber schaute ihnen nach und sprach: „Ohne das Selbst verstanden zu haben, ohne es gefunden zu haben gehen sie dahin. Wer immer eine solche Lehre haben sollte, mögen es Götter oder Teufel sein, zugrunde gehen sollen sie!, denn solche Lehre ist teuflisch.“ —

Wer soll zugrunde gehen, welche Lehre ist teuflisch? Wer das Äußere bereits für das Innere nimmt, wer meint, was er mit den fünf Sinnen als dem Spiegel der Wirklichkeit ergreifen kann, sei ein und alles. Wer die Welt der Sichtbarkeit und Dinglichkeit im weitesten Sinne des Wortes, wer Geltung und Erfolg, Schicksal und Geschichte, Erleben und Erleiden für den bereits letzten, endgültigen Wert ansieht. Darum ruft uns jene Episode wie alle Weisheit Indiens durch die Jahrtausende bis in die Gegenwart übereinstimmend zu: Laßt euch nicht betrügen und verwirren von dem äußeren Schein, von der

Mana der Dinge! Alles Aussen hat ein Innen, alle Wesen haben einen Wesenskern, alles Indische birgt ein Heilig-Geistliches. Und auf dieses Innen, auf diesen Wesenskern, nicht auf die Oberfläche sondern auf diese Tiefe kommt es an! Mensch, lerne deine eigene Tiefe wirklich kennen, sie ist der Schacht, aus dem alle wahren Werte zu heben sind. Das ist der eindeutige Ruf zur Verwesentlichung unserer selbst, den Indien erhebt. „In sich gewandt schaut er das Wesentliche“, heisst es in einem grundcharakteristischen upanishadischen Spruch, der den Menschen zu dieser Verwesentlichung seiner selbst führen will. Darum aber stellen sich die Inder ihrer altgewachsenen, gesamten Geisteshaltung nach als Menschen der Innerlichkeit dar, denen das moderne Chaos der Rache-, Blut- und Gewaltinstinkte, des Machtstrebens und der Zwangsideologien eben nichts ist als das Versinken in einer ihrer selbst vergessenen Menschheit in das Manabandwerk der äusseren Sinne.

Diese Innerlichkeit spiegelt das religiöse Denken Indiens wieder, das es nicht als Wunsch oder Behauptung sondern als eine durch die übermächtigen Erfahrung der tiefsten Geister stabilisierte Tatsache ausdrückt: Wenn das ewig Wesenhafte im eigenen Selbst aufgegangen ist, dem erscheint die ganze Welt in einem neuen Licht: „Denn nach wie es leuchtet, leuchtet alles dies. Mit seinem Glanz erglänzt diese ganze Welt.“ Diese religiöse Innerlichkeit spiegelt die gesamte Geistesgeschichte Indiens wieder. S. Radhakrishnan, der heute führende Philosoph Indiens, schreibt einmal dieses trefflich kennzeichnende Wort:

„Von Anbeginn seiner Geschichte hat Indien nicht Soldaten und Staatsmänner, nicht Männer der Wissenschaft und Führer der Industrie, nicht einmal Dichter und Philosophen verehrt und zu Idealen erheben sondern jene jetzteren und feuchteren Geister, deren Größe in dem liegt, was sie sind, jene Männer, die dem Leben und Denken des Landes Unendlichkeit aufgeprägt haben, die die unsichtbaren Kräfte des Guten in der Welt vermehrt haben. Einer Welt, die der Jagd nach Macht und Lust, Reichtum und Ruhmsucht ergeben ist, bezeugen sie die Wirklichkeit einer unsichtbaren Welt. Ihre Selbstbeherrschung und Selbstzucht, ihre seltenen tiefen Weisheit, ihre ungewöhnliche Ritterlichkeit, ihre Demut und Milde der Seele, ihre überströmende Menschlichkeit verkünden, daß es die Bestimmung des Menschen ist, seiner selbst innig zu werden und damit das universale Leben, von dem er ein Teil und Element ist, zu fördern.“ Kein Zweifel, daß diese „Weisen“ oder „Seher“ das

eigentlich dynamische Element der indischen Geistesgeschichte waren und sind. Als den großen gegenwärtig Lebten dieser Reihe sprechen die Inder Mahatma Gandhi an. Seine Innerlichkeit spiegelt das gesamte Alltagsleben Indiens wieder. Da sitzt der Kaufmann, bei dem wir schnell einen Einkauf machen wollen, zwischen seinen Zucker-, Kaffee- und Reisläden und liest halb singend aus den alten heiligen Texten seinen Kunden vor, und wir kaufen versunken mit. Der Kautabakverkäufer in seiner kleinen Bude, der Kuli an seine Kistha gelehnt, die Soldaten auf dem Truppentransport, die Wachmannschaft am Lagerfeuer die einfache Frau bei ihrer häuslichen Handlung, sie haben ein heiliges Lied auf den Lippen, ein heiliges Wort im Herzen. Und dieses Indien lebt wirklich, trotz aller Aufklärung moderner Halbbildung, trotz alles auch in Indien sich hoch türmenden, neuzeitlichen Zivilisationschuttes. Was Innerlichkeit, oder Frömmigkeit wahrhaft ist, nicht als hohle Konvention, nicht als halbverlegene Förmlichkeit sondern als urmächtige, elementare Äußerung der menschlichen Seele, ebenso notwendig wie selbstverständlich, das erlebt man in Indien! Ein bekannter deutscher Kirchenführer konnte, aus Indien zurückkehrend, nicht anders als ehrlicherweise anerkennen:

„Wir — die Menschen im Westen — reden von Religion, die Inder haben Religion.“ Daß sich diese Innerlichkeit aber auch auf dem Gebiet behauptet, das der Westen im allgemeinen den primitivsten Instinkten überläßt, auf dem Gebiete der Politik nämlich, das ist doch wohl das am meisten Erstaunliche. „Unser Politik kann niemals ohne eine religiöse Basis erfolgreich sein“, sagte Prof. Ranade auf dem letzten großen Philosophenkongress in Indien. Von der praktischen Wirksamkeit dieser Ueberzeugung legen gerade die letzten unwalzenden Ereignisse der indischen Geschichte Zeugnis ab. Wenn deren letzte dynamische Kraft doch eben Gandhi war, dann versteht Gandhi sich selbst so: „Die meisten religiösen Menschen sind Politiker, die die Religion als Maske benutzen. Ich hingegen trage die Maske eines Politikers, bin aber ein religiöser Mensch.“ Der große Indologe Max Müller hat einst das Wort ausgesprochen, daß man mit den Indern nicht zusammen sein könne, ohne ein weiterer und besserer Mensch zu werden. Deines Geistes hab ich einen Hauch verspürt!, das jedenfalls muß bekennen, wer in dieser unserer fragwürdigen Gegenwart der inneren Aufrüttelung, der Wendung vom bloß Äußerlichen zum Innerlichen hin überhaupt nur noch irgendwie fähig ist.

Wir haben einen zweiten entscheidenden

Zug indischer Geistesart hervor. Eine Parabel, die in Indien dem Professor wie dem Dorfschullehrer im Unterricht geläufig ist, erzählt folgendes: Am Hofe eines Königs sind die weisesten Männer seines Landes zur Diskussion versammelt. Die Meinungen gehen auseinander, die Parteien versteifen sich, der Kampf wird hitzig, die Fäuste ballen sich. Da gebietet der König Einhalt. Er läßt einen Elephanten in die Mitte des Hofes stellen und fünf Blindgeborene aus der Stadt rufen. Sie werden aufgefordert, den Elephanten abzutasten und zu sagen, wie ihrer Meinung nach ein Elephant wohl aussieht. Der erste packt die mächtigen Ohren, der Elephant muß nach ihm wie eine große Schaufel aussehen. Der zweite tastet den hohen Leib ab und hält ihn für eine Mauer. Der dritte hat den Schwanz gepackt: Alles Unsinn, ein Elephant sieht wie ein Tau aus! Der nächste fühlt eins der Beine ab und erklärt es für ausgemacht, daß der Elephant einer Säule gleicht. Der letzte erklärt das alles für Torheit, er hat die Stoßzähne in den Händen, wie ein Pflug sieht der Elephant aus und nicht anders! Der Streit ist im Gange, er wird heftig, jeder hat sich ja schließlich überzeugt. Den Worten müssen Arm und Faust nachhelfen, — da gebietet der König Halt! Die Weisen haben ihre Belehrung empfangen. Die Belehrung ist deutlich: Die Wahrheit ist so groß, daß wir alle doch immer nur wie Blindgeborene vor ihr stehen. Auf jeden Fall ist sie größer, als wir jeweils meinen. Schrofne Absolutheitsansprüche sind zumeist nur Zeichen verhärtetster Einseitigkeit. Dem Weisen geziemt darum unbedingte Offenheit, Bereitschaft zur Selbstkritik, nicht Unversöhnlichkeit sondern Verbindlichkeit.

Solche Verbindlichkeit ist ein Wesenszug der Inder, womit wir nicht eine glatt polierte, äußerliche Höflichkeit meinen, sondern einen universal gerichteten Wertinstinkt, der weit genug ist, gelten zu lassen, was immer echte Geltung beanspruchen darf. Solche Verbindlichkeit gibt dem Verkehr mit Indern etwas ungemein Ansprechendes und Gefälliges. Der Inder sucht das verbindende Wort hinüber und herüber. Das verbindliche Lächeln schleicht sich hier leichter, wie unversehens auf die Lippen. Zuvorkommenheit und Hilfsbereitschaft treten beim Gebildeten wie einfachsten Bauern entgegen. Gastfreundschaft, die zur erwiesenen Freundlichkeit möglichst noch das Gastgeschenk fügt, ist im ganz ausgezeichneten Sinne indische Eigenart. Die Höflichkeit, die Ehrfurcht vor den Alten gehört ganz wesentlich in dieses Bild. „Ich muß erst meine Mutter fragen“, das habe ich oft von Männern in verantwortungsvollen Stellungen ge-

hört, und dieses Wort hatte nichts Lächerliches sondern Würde in ihrem Munde. Viele persönliche Erlebnisse könnten davon berichten, wie in hohen und niederen Häusern der alte Vater, die alte Großmutter in einer Weise geehrt werden, wie wir einen Minister oder Staatspräsidenten ehren würden. Wie im allgemeinen Leben so tritt solche Verbindlichkeit wiederum gerade auch im politischen Leben hervor. Während Jinnah, der Führer der Mohammedaner, erklärte: „Ich bin kein Inder, sondern ein in Indien wohnender Mohammedaner“, war es das Ziel der Congressführung, ein nationales Gesamtindien zu schaffen, das alle Stände, Kasten und Kastenlose, jede religiöse oder völkische Sonderhaltung umfassend einschließen sollte. Jinnah hingegen, dem es nach seinen eigenen Worten auf ein paar Millionen Toter nicht ankam, erreichte mit seinen wahrhaft bluttriefenden Reden nicht nur die grauenhaften Brüdermezeleien der letzten indischen Vergangenheit, er erreichte auch durch extreme Unversöhnlichkeit die Spaltung Indiens in ein gesondertes Hindustan und Pakistan, jene „Bivisektion“, wie einschichtige Führer Indiens sie nannten, der schließlich die Engländer zustimmten, den Indern damit den „Abschiedstoß“ versetzend, wie diese es jedenfalls empfinden. Während so der politische Islam wenig indische Farbe in Indien angenommen hat, reichte Gandhi trotz allem und immer wieder Jinnah die Hand, er blieb für ihn jenseits jeder Phrase „mein lieber Bruder“. Es ist bezeichnend, daß die englische Good-Will-Commission, die im Auftrage des englischen Parlamentes 1946 die indischen Führer aufsuchte, in ihrem Bericht die völlig „unverbitterte Bereitwilligkeit“ aufseiten Gandhis und Nehrus hervorhob, die doch Jahr um Jahr in englischen Gefängnissen um ihres Freiheitskampfes willen zu verbringen hatten. Wie weiterhin der gesamte Grundzug der hohen indischen Philosophie diesen grundsätzlich verbindlich versöhnlichen Geist, eine synthetische Struktur aufweist, der niemals eine Meinung falsch ist, weil sie anders ist, das sei nur angedeutet. Wo aber, das sei doch hervorgehoben, zeigt sich echte Verbindlichkeit, die Ritterlichkeit, die bereit ist zu ehren, was Ehre verdient, wohl deutlicher und schöner als in der Haltung, die der einzelne, die ein Volk der Frau gegenüber einnimmt? Leuchtende Frauengestalten hat der indische Geist als sein Ideal geformt. Da ist im Ramasied Sita, die Gattin Ramas, das indische Urbild weiblicher Standhaftigkeit und Treue. Da ist in dem riesigen Heldenepos Mahabharata die Draupadi, die viel erprobte, stets Bewährte. Da ist aber vor allem anderen Savitri, die zu den edelsten

Gestalten der Weltliteratur gehört, in die der indische Geist alles hineingebeutet hat, was er in ritterlicher Wertschätzung der Frau nur rühmend zu sagen vermag. Savitri ist eine Königstochter, die in Liebe Satyavan die Hand gereicht hat, obwohl sein blinder Vater sein Königreich verloren hat. Kurz vor ihrer endgültigen Vereinigung stellt sich aber heraus, daß ein dunkles Geschick über Satyavan waltet, nur ein knappes Jahr noch wird er zu leben haben. Da raten alle, Eltern, Freunde, Priester, mit Vernunftgründen, mit Strenge um der Ehe ab. Doch Savitri kann nur antworten:

„Verzeiht der Jungfrau eitle Meinen!
Hinter Himmels weitem Rand
Einmal nur ein Mädchen wählet,
Einmal nur ist ihre Treue ganz.
Mag sein Leben lang sein oder Farg bemessen,
Mag sein Reichum groß sein oder nichts, —
Satyavan ist mein Geliebter!
Hervor und Treu gehört ihm all.“

Nach einem kurzen Jahr kommt Yama, der Totengott, und trägt Satyavans Seele hinweg. Savitri folgt ihm! Strenge wird sie zurückgewiesen, darf doch kein Sterblicher dort wandeln, wo Yama, Gott der Toten, geht. Aber die Liebe, sie geht auch da! Als der Totengott ihre Beharrlichkeit sieht, gewährt er ihr eine Bitte, nur nicht die um des Watten Leben. Da bittet sie, daß ihrem Schwagerwiderstand sein Königreich wieder rechtens zu eigen werden solle, daß er sein Augentlicht wiedererlangen möge, da bittet sie, kühn und listig zugleich, ein drittes mal, daß er seinen Sohn wiedersehen dürfe. Und ist schließlich selbst der Tod bezwungen, achselnd wendet er sich zu ihr:

„Nimm, was dir gehört, nach da Yama,
Nimm soll leben dein Gemal,
Deiner Kinder Vater sei er,
Königs soll'n seine Kinder sein!
Eines Weibes Treue währt noch länger,
Als des Mächtigen Lebens Traum wahr,
Eines Weibes Liebe reicht noch weiter,
Als des dunklen Todes Schatten reich.“

Und so darf sie heimkehren zu ihrem Satyavan, dem es ist, wie wenn er aus einem tiefen Schlafe erwacht wäre.

„Heim: sie wandeln durch des Waldes Dunkel,
Heller Sterne Schweigen schaute still auf sie,
Ist über tobte wahrte Liebe ab: wachte
Still der Herzschlag einer tiefen Nacht!“

Lebenswürdigkeit, Verjöhnllichkeit, eine die Gegensätze überbrückende Brüderlichkeit, eine das Große frei und unbezwungen anerkennende Ritterlichkeit, das sind die sympathischen Ausdrucksformen jenes Charakterzuges der Indier, den ich ihre echte, innere Verbindlichkeit nenne.

Und ein drittes Wesensmerkmal des indischen Charakters ist zu nennen. Ein indisches Märchen erzählt von einem König in Benares, der ganz veressen darauf war, Gazellen zu jagen und zu verspeisen. Da er aber die Felder der Bauern verwüstete, kamen diese überein, die Gazellen aus dem Walde in den eingezäunten Park des Königs zusammenzuweisen. Das Leittier der Herde aber war von ungewöhnlicher Schönheit. Man nannte es weit und breit den goldglänzenden König der Gazellen. Als der König dieses Tier sah, gewährte er ihm Unverletzlichkeit, während von den übrigen Tieren jeden Tag eines auf den Platz kommen mußte, wo der Richtblock stand. Von dort holte es der Koch hinweg. Eines Tages kam eine Gazelle an die Reihe, die tragisch war, sie bat darum um ihr Leben. Der Koch aber beharrte auf seinem täglichen Brauch. Da lief sie in ihrer Not zum Gazellenkönig und klagte ihm ihr Verbleib. Da ging dieser selbst hin und legte seinen Kopf auf den Richtblock. Da ergriffte der Koch erschrocken Mitleid. Der König kam aus Benares herbei. „Lieber Gazellenkönig, ich habe dir doch Unverletzlichkeit zugesagt!“ Dieser aber antwortete: „Eine Gazelle aus meiner Herde, die wichtig ist, kam zu mir und bat um Schonung. Da habe ich ihr mein eigenes Leben geteilt. Denn ihr Todesleid einem anderen aufzubürden, war mir unmöglich“. Da sprach der König von Benares: „Lieber, goldfarbener Gazellenkönig, deine Rede trifft mein Herz. Mir nun leide die Gazelle gewähre ich Unverletzlichkeit“. Der Gazellenkönig entgegnete: „Zwei haben Unverletzlichkeit erlangt, und die anderen?“ „Ich gewähre auch ihnen Unverletzlichkeit“. Der Gazellenkönig aber fuhr fort: „Und die übrigen Vierfüßler? Und die Scharen der Vögel unter dem Himmel? Und die Schwärme der Fische im Meer?“ Auch diesen gewährte der überwundene König Unverletzlichkeit, und so herrschte wieder Frieden zwischen Mensch und Tier, und die Gazellen kehrten in ihren Wald zurück. — Wenn das Märchen die Seele der Völker malt, dann zeichnet dieses einen grundeigentümlichen Zug, die Leidenswilligkeit der indischen Seele, nämlich, die aber nicht, wie das Märchen es schön zum Ausdruck bringt, einfach tatendloses Erleiden ist, sondern ein besonderes wirkungsvolles

Mittel, das Rechte, die Wahrheit, die bessere Ordnung zu verwirklichen.

Für diesen Charakterzug ist aber niemand ein so treffendes Beispiel wie Mahatma Gandhi. Wie überhaupt die Inder ihn ihren Vater nennen konnten, weil Art von ihrer Art in ihm wirklich Gestalt gewonnen hatte. Gandhi berichtet, wie ihm als unverlierbarer Besitz die Strophe eines einfachen indischen Volksliedes seit den Kindertagen nachgegangen sei, die dies besagt: „Wenn dir ein Mensch einen Trunk Wasser reicht und du gibst ihm daselbe zurück, dann hast du nichts getan. Die wahre Größe liegt darin, Böses mit Gutem zu vergelten“. Während er in Südafrika den großen Freiheitskampf für die unter Smuts entrechteten Inder führt, wird er mit den Schriften Tolstois bekannt, dessen Denken sich ja um das Bibelwort: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel“ (Mt. 5, 39), schlecht hin drehte. Jetzt gewinnt das Neue Testament Leben für Gandhi. Als er auf die Bergpredigt stößt, da war, so sagt er, „meine Freude übergroß, und ich fand meine Meinung dort bestätigt, wo ich es am wenigsten erwartet hatte“. Was aus der Jugend nachklang, was der Hinduismus mit seiner Lehre der „Gewaltlosigkeit“ gegen alle Wesen in seine Seele gepflanzt, was ihm das Neue Testament bestätigte, das härtete sich nun in Gandhi als eine sein Leben bestimmende, unerschütterliche Ueberzeugung: Daß Recht nämlich nicht mit neuem Unrecht erkämpft werden kann, daß Unwahrheit nur durch fleckenlose, ungebrochene Wahrheit zu fällen ist, daß Friede und Gerechtigkeit nicht mit blanker Gewalt zu schaffen sind, daß Unrecht leiden die wirksame Waffe im Kampf für das Recht ist. In seiner berühmten Lehre vom Schwert sagt Gandhi selbst der Welt dies: Ich glaube, daß Gewaltlosigkeit der Gewalt unendlich überlegen ist, daß Vergeben männlicher ist als Strafen“. „Die Seher, die inmitten von Gewalt das Gesetz der Gewaltlosigkeit entdeckten, waren größere Genies als Newton, sie waren sogar größere Krieger als Wellington. Sie, die selbst den Gebrauch der Waffen kannten, erkannten deren Nutzlosigkeit und lehrten eine erschöpfte Welt, daß ihr Heil nicht in der Gewalt sondern in der Gewaltlosigkeit liege. Gewaltlosigkeit in ihrer dynamischen Form bedeutet bewußtes Leiden. Sie bedeutet nicht schwächliche Unterwerfung unter den Willen dessen, der Unrecht tut, sondern bedeutet, das ganze eigene Selbst gegen den Willen des Tyrannen stemmen. Einem einzigen Menschen, wenn er unter diesem Gesetz des Seins tätig ist, ist es möglich, der ganzen Macht eines ungerechten Weltreiches zu

troßen, seine Ehre, seine Religion, seine Seele zu retten“. Gandhi wußte noch nicht, als er diese Worte schrieb, daß es ihm gelingen würde, sie wortwörtlich zu erfüllen, ihre Richtigkeit mit geschichtlichen Tatsachen folgenreichsten Ausmaßes unter Beweis zu stellen. Solche Gewaltlosigkeit oder passive Resistenz nennt Gandhi ein „Schwert“, das „auf jegliche Weise gebraucht werden kann. Es segnet den, der es braucht, und den, gegen den es gebraucht wird. Ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, bringt es weitreichende Ergebnisse hervor. Es rostet niemals. Es kann nicht gestohlen werden“. Aber freilich, ein leidenschaftlicher Feigling kann es nicht führen. „Glaubst du, daß je ein Feigling einem Gesetz, das er ablehnt, den Gehorsam aufkündigen kann“? Daran aber liegt es: „Wir sind so tief gesunken, daß wir uns einbilden, es sei unsere Pflicht, zu tun, was das Gesetz bestimmt. Wenn die Menschen sich nur vergegenwärtigen wollten, daß es unmännlich ist, Gesetzen zu gehorchen, die ungerecht sind, keines Menschen Tyrannei könnte sie dann zu Sklaven machen. Das ist der Schlüssel zu politischer Selbständigkeit“. In welchem treffenden Maße Gandhi gerade mit diesen letzten Worten auch in unsere heutige deutsche innere und äußere Lage hineinspricht, das vermag sich jeder selbst zu vergegenwärtigen. Jedenfalls bietet Indien einer politischen Welt, die in eine Primitivität der Methoden zurückfällt, die man für überwunden hielt, das ganz einzigartige Schauspiel, wie hier ein Staatsmann große politische Geschichte aus dem Zentrum seiner unantastbaren, ethischen und religiösen Ueberzeugungen heraus macht. „Wenn Unwahrhaftigkeit und Gewalt notwendig sein sollten, um die Interessen meines Landes zu fördern, dann mag es lieber untergehen“, das war sein praktischer Grundsatz, mit dem er nicht schwärmte, sondern in beispielloser Weise erfolgreich war. Man blinde die Geschichte hinauf und hinab und frage sich, ob das Wort „beispiellos“ etwa übertrieben ist. Was echte politische, menschliche und ethische Größe in einem ist, das darf die nach neuer Menschlichkeit strebende Menschheit hier in Zukunft lernen. Zu dem vollen Bild dieser Größe gehört aber vor allem, daß es Gandhi gelungen ist, sich eine in dieser Gesinnung feuerfeste Gefolgschaft heranzubilden. Im Rahmen der letztentscheidenden Verhandlungen zwischen Indien und England erklärte der jetzige Regierungschef von Hindustan, der Pandit Nehru: „Wenn es für die Freiheit und das Gedeihen der Welt notwendig sein sollte, würde Indien, dessen bin ich gewiß, lieber einen nationalen Vorteil preisgeben“, denn ein mit Unrecht zum Scha-

den anderer erkaufte Vorteil erscheint uns „längerem Besitze nicht wert“. Und die Führung des Congress als ganze wollte im gleichen Zusammenhang nur von solchen Maßnahmen wissen, die „dem konstruktiven Programm Mahatma Gandhis und einer erleuchteten Anerkennung der Gewaltlosigkeit“ entsprechen. Von diesem Geist Gandhis, dem Unrecht auf jeden Fall Trost zu bieten, auch um den Preis äußerster Leiden, waren aber auch jene Inder erfüllt, die während des Krieges als „nationale Armee“ sich entschlossen auf die andere Seite stellten, um in Burma gegen die Alliierten, mit Japan und Deutschland für ihre Freiheit zu kämpfen. Als Verräter nach dem Krieg vor Gericht gestellt, wurden sie von einem der treuesten Anhänger Gandhis, dem großen indischen Rechtsgelehrten Bhulabhai Desai verteidigt, der es wagte, dem neuen „Völkerrecht“ verdienten Hohn zu sprechen, indem er erklärte: „Ein Nürnberg gibt es in Indien nicht“. Er erreichte die „Bekräftigung“ der Führer, wie England es nannte, um das Gesicht zu wahren. Diese Beispiele, stark genug, mögen genügen, um eindrucklich zu machen: Indien hat in Theorie und Praxis einer Welt, die in ihrer gesinnungsmäßigen und praktischen Gewalttätigkeit ein Minimum der Stille und ein Maximum an pharisaischer Verlogenheit erreicht hat, ein Beispiel gegeben, das beschämend und erhebend zugleich ist. Es hat einen praktischen Erfolg errungen, den niemand für möglich gehalten hätte. Dies auf grund restloser Verachtung aller Gewalt, der unabding-

ten Bereitschaft zum Leiden für das höhere Recht, kraft also jenes grundtypischen indischen Charakterzuges einer dynamischen Leidenswilligkeit, die im übrigen in so überraschender Weise mit dem Gebot Jesu zusammentrifft.

Ich habe versucht, die Inder ihrer geistigen Art nach zu schildern, indem ich jene drei Charakterzüge hervorgehoben habe, die mir am einprägsamsten entgegengetreten sind:

Die indische Innerlichkeit, die mit elementarischer Gewißheit weiß: Zutiefst in meinem Innern gehöre ich nicht dem vergänglichen Schein, sondern Gott und der Ewigkeit. Das ist die Macht meines Menschseins!

Die indische Verbindlichkeit, die weiß: Du und ich sind nicht Vollendete, sondern Wanderer auf dem Wege, wir haben nicht, wir suchen die Wahrheit. Warum also wollen wir nicht brüderlich Hand in Hand gehen?

Die indische Leidenswilligkeit, die nicht nur weiß, daß Unrecht leiden besser ist als Unrecht tun, die vielmehr auch auf grund ihrer Geschichte zu Recht überzeugt sein darf, daß für das hohe Recht mit reinem Herzen leiden eine Menschen und Völker revolutionisierende, wesentlich erneuernde Macht von unvergleichlicher Wirkung ist.

Eben damit, mit dem, was ihm das Eigene und Größte ist, richtet Indien heute mit vielen bewußten, eindrucklichen Stimmen eine Botschaft an die Welt: den Ruf zur wahren Menschlichkeit, von der man freilich nicht schwärzen darf, die man tun muß, wenn sie einer leidenden Welt Leben werden soll.



Vom deutschen
Dichtertreffen
1949 in
Lippoldsberg

Hans Grimm,
Hermann Claudius
und Will Vesper

Wo steht die deutsche Jugend heute!

V O N H A N S - U L R I C H K U D E L

Immer häufiger wird heute von den in Deutschland Regierenden und von den Parteileuten Klage erhoben über die Gleichgültigkeit der deutschen Jugend den politischen Dingen gegenüber. Man ersehnt ihre Mitarbeit, weil man glaubt, mit ihrer Hilfe die heutige politische „Linie“ beibehalten zu können. Man hat erkannt, daß ohne sie ihr „Staat“ auf lange Sicht nicht lebensfähig sein kann und versucht mit allen Mitteln, diese junge Generation anzuwerben. Aber eines vergessen sie zu fragen: Wer ist diese junge Generation, von der hier die Rede ist?

Es sind die Menschen, deren Geburt unter dem Unstern von Ereignissen oder Auswirkungen eines ersten verlorenen Weltkrieges liegt und deren ganzes Erleben und Heranwachsen seine Krönung und Läuterung in der Reife und Bewährung eines zweiten, noch mörderischeren Krieges fand. Wen dieser Krieg, der totalste, der je geführt wurde, lebend ausließ, war gestählt und geformt durch ein unerbittliches Gesetz. Die große Mehrzahl dieser Jugend stand an der Front oder an den gefährdeten Punkten der Heimat und wurde eine Generation von Männern und nicht von Händlern. Sie weiß genau, was sie von den Dingen zu halten hat, die sie am eigenen Leibe tausendmal erlebt hat, weiß über gut und schlecht, schuldig und unschuldig mehr und Gütigeres zu sagen, als alle Partei- und Siegerinstanzen zusammen genommen, die heute so leichtfertig über Millionen rechten. Diese Generation, die mit offenen Augen durch die schicksalschwere Zeit ihrer reisenden Jugend ging, weiß sich ihr Urteil selbst zu bilden und lehnt jede Ammen-Bevormundung ihres Geistes genau so ab wie den Schacher mit den höchsten Werten eines Volkes. Sie lehnt jede „Aufklärung“ ab wenn sie von Menschen kommt, denen das Wichtigste fehlt: der Charakter. Sie will weder bemitleidet noch begnadigt werden, sie ist stark genug geworden durch die Härte ihres Schicksals.

Wir, diese Jugend, haben gelernt zu unterscheiden zwischen Phrasen und Bekenntnis, zwischen Prahlerei und Fähigkeit, zwischen Egoismus und Verantwortungsbewußtsein, zwischen Wort und Tat und es will uns scheinen, als sei bei der heutigen Parteipolitik zu

viel „Partei“ und zu wenig „Politik“ im Bismarckschen Sinne. Wir haben unser Bekenntnis an der Front und im Einsatz abgelegt, und dieses Bekenntnis hieß „Deutschland“ und wuchs im Verlaufe des Krieges zu „Europa“. Wir wissen, daß wir die Geißel des Bolschewismus hätten aufhalten können und daß wir dazu berufen waren, der wirksame Prellbock gegen seinen menscheitsbedrohenden Vormarsch zu sein. Wir haben diese Mission ernst genommen und Millionen Kameraden sind im Glauben an diese Aufgabe und im Bewußtsein dieser Sendung gefallen oder zu Krüppeln geworden. Die Kriegsmaschine der gesamten Welt wurde aufgeboten, um uns von dem Sieg über den Bolschewismus zurückzuhalten, alle Gesetze von Menschlichkeit und Kämpferehre wurden zertreten. Diejenigen von uns, die zurückkehrten, standen vor dem Nichts: Bombenterror und Feindbesetzung hatten uns mit-, allzuvielen auch heimatlos gemacht.

Das aber war nicht das Schlimmste, denn wir waren ja bereit, wieder anzupacken. Das Schlimmste war, daß man uns Soldaten, die wir wahrlich unsere Pflicht dem Vaterland gegenüber so erfüllt hatten, wie es von jedem ehrenhaften Manne in allen Ländern der Welt gefordert und erwartet wird, die wir unsere Knochen unzählige Male für Europa hingegeben haben, die wir aus eigenem Willen heraus bereit gewesen waren, das Letzte zu opfern, um der Menschheit das Chaos, das jenseits der Grenzen unseres Vaterlandes drohte, zu ersparen, daß man uns, da wir heimkehrten, mit allen Schikanen zu Verbrechern zu stempeln versuchte. Das war das Schlimmste, daß man versuchte, unsere Ehre und die Ehre der unzähligen gefallenen Kameraden in den Dreck zu treten, daß man uns das Leben zur Hölle zu machen versuchte, daß man uns vor „Gerichte“ zerrte, wo uns das als Schuld angekreidet wurde, was meist über als Voraussetzung für Unbescholtenheit und als selbstverständliche Pflichterfüllung gilt. Wieviele wanderten in Lager, wievielen wurde das Studium verweigert, die Berufsausbildung untersagt, der Bettelstab in die Armprothesen gedrückt, wieviele sollten durch entehrende Tätigkeiten erniedrigt werden. Das alles taten Angehörige unseres eigenen Volkes

mit uns, die sich zu übereifrigen Werkzeugen der Besatzungsmächte erniedrigten und sich in der Ausführung derer Befehle überboten. Und mögen sie heute tausendmal in den Parteiteilungen sitzen und mögen sie sich tausend hochtrabende Titel und Ämter und Pöstchen ergattert haben, wir k ö n n e n all das nicht vergessen, selbst dann nicht, wenn wir es wollten. Damals distanzieren sich die Parteien von uns — heute führt keine Brücke mehr hinüber. Diese Generation wird ihren Weg selbst finden und ihn als Männer, nicht als Händler gehen.

Grenzt es nicht schon an übelsten Zynismus, wenn die westlichen Alliierten uns heute flugs zumachen versuchen, daß der Bolschewismus der „böse Feind“ ist? Ist einer unter uns Rußlandkämpfern, der daran zweifeln würde, daß wir den Bolschewismus aufzuhalten hätten, wenn diese gleichen westlichen Alliierten uns nicht mit der zweiten Front unheilvolle Wunden gerissen und die asiatischen Maffen bewaffnet hätten? Sollen wir heute den Kopf gehorfsam senken, wenn man uns von der Notwendigkeit von Dingen zu überzeugen versucht, deren Wissen gerade uns in heißer Ueberzeugung im Osten standhalten ließ und für die Millionen unserer Väter verbluteten?

„Gefahr des Bolschewismus“, „Vertanz des Abendlandes“ — darum war es uns einstmalig heiliger Ernst, heute ist das nur noch Gefasel, weil man den Grundbau für diesen heiligen Ernst zertrampelt und bespottet hat. Wenn man uns Freiheit, Ehrbewußtsein, Mannes-tum, Wehrhaftigkeit, Selbstständigkeit, Eigentum, Boden, Heimat, Vaterland und tausend Dinge mehr, für die und mit denen es sich nur zu leben lohnt, zu entreißen und zu vernichten versucht, sinkt da nicht jeder sonst sinnvolle Satz zur Phrasendrescherei herab? Wenn wir trotz Demontage und Verwüstung, trotz Agrarisierung und Landdiebstahl, trotz Wehr- und Waffenlosigkeit, trotz Spandau und Landsberg und Nürnberg, allein mit unserer geistigen Stärke den Bolschewismus niederzwingen sollten, selbst dann also, wenn wir diese unsinnige Wahnvorstellung zur utopischen Gegebenheit erheben, für w e n sollte das dann sein? Noch einmal für die „Menschheit“ oder für die Alliierten, die uns so eindeutige Beweise ihrer Menschlichkeit und ihres geistigen Vermögens zum Aufbau Europas gegeben haben? Für die Kostgänger Deutschlands? Für jene Verteidiger des alten Kontinents, die bereit sind, ganz Europa bis zu den Pyrenäen zu räumen, um erst von dort ihren eiligen Sprung über den Ozean zu tun? Für die neugeborenen Patentreisenden auf Kosten der deutschen Gesundheit? Für die genialen Blauer der großartigen Demontage? Oder gar für

1016

die Ankläger und Richter in Schwäbisch-Hall, Dachau und Landsberg? Die Antwort, die wir nach diesem utopischen Sieg zu gewärtigen haben würden, dürfte dem Sinne nach nicht unähnlich jener sein, die mir ein deutscher Philosophie-Professor, der zu den in Deutschland und aller Welt heute geachteten und meistgerühmtesten gehört, schon kürzlich gab: „Deutschlands Söhne in diesem Krieg sind keinesfalls für Deutschland gefallen, sondern nur für das Hakenkreuz“ (Und für „Hakenkreuz“ — das damals unsere Staatsflagge war — kann man in jeder Staatsepoche beliebig ein anderes Wort setzen.) Und wie laut hätte doch dieser Herr Professor „Heil“, „Hurrah“ und „Wivat“ geschrien, wenn wir diesen „verbrecherischen Krieg“ gewonnen hätten! Aber nun weiß er es doch „viel besser“ und hat es „immer schon gesagt“ und war — wie es heute lustige Mode ist — „schon immer dagegen“.

Dies mag e i n „Professor“ sein und man könnte ihn unbeachtet laufen lassen und ihm seinen Frieden gönnen. Wenn aber amtliche Politik die Besudelung all dessen, was uns heilig und ernst war, wofür wir in Anstand und ehrlichen Glauben gekämpft und geblutet haben, mit üblem Schmutz bewirft und das in den Kor zieht, wofür in Bergen und Ebenen schlichte Holzkreuze neben Massengräbern im Winde stehen und wovon die Wellen raunen, wenn sie über unsere toten Seeleute streichen, wenn die Entwertung aller Werte und die Entweihung aller Begriffe zur amtlichen Politik erhoben wird, wenn wir solchen „Dank“ auch in Zukunft erwarten müssen, dann müssen wir abseits stehen von allem Gehabe und Getriebe dieser Parteileute.

Für uns steht Deutschland auf dem Spiel und ihm möchten wir dienen zu jeder Stunde — aber in Würde und Freiheit. Nationale Würde ist die Grundlage aller bestehenden staatlichen Ordnungen, bei uns wird sie mit Füßen getreten. Bei allen Völkern der Erde ist die Vaterlandsliebe eine geschätzte Tugend, warum soll sie bei uns ein Verbrechen sein? Weil wir diese Liebe im Kriege unter Beweis stellten, sind wir heute ein geächteter Stand, und würden wir heute wagen, dieser Liebe in Worten Ausdruck zu geben, wanderten wir in die gleichen Lager, in denen die meisten von uns lange genug gefesselt haben, in denen heute noch tausende sitzen! Also schweigen wir und wir meinen, es wiegt dieses Schweigen mehr, als alles Reden der Parteileute.

Glaubt nur nicht, daß diese Jugend abseits vom deutschen Geschick stehe. Das wäre weit gefehlt. Aber sie steht abseits vom Parteibetrieb, weil sie glaubt, daß Partei und deutsches Schicksal nichts miteinander gemein ha-

Weihnachten 1946

IM BRITISCHEN INTERNIERUNGSLAGER WOLFSBERG IN KÄRNTEN

Aus dem Tagebuch eines deutschen Offiziers

Weihnachtsglocken hatten heuer für die Internierten nicht geläutet. Nebelschwaden lagen schon seit Tagen über dem Tal. Die Lichter Wolfsbergs schimmerten so unbestimmt herüber, wie alles hier, was Schicksal hieß. Etwas früher als sonst hatte der englische Unteroffizier das Tor vor unserem Special-Pen aufgeschlossen und die beiden wartenden Kameraden zur Küche hinüber begleitet. Von dort hatten sie außer dem üblichen Kaffee noch etwas Gebäck mitbekommen und sogar einen richtigen Weihnachtsstollen. Dann hatte der Posten das Tor in dem Drahtverhau wieder verschlossen und die Kaffeeholer waren mit ihren Kannen im Innern der Baracke verschwunden. Auf dem schmalen Platz zwischen Drahtverhau und Barackenwand gingen noch einige einsame Internierte im Schnee auf und ab. Der Posten oben auf dem Wachturm sang irgend einen englischen Schlager in den dämmerig werdenden Tag hinaus. Ueber dem dunklen Tal stand die flache Kuppe der Saualpe im Rosaschein der scheidenden Sonne. Es war wie ein Gruß hinunter auf diese verfehmte Gruppe von Menschen, denen ja selbst das österreichische Rote Kreuz jede Hilfe verweigerte. Es war, als wolle Gott sich diesen Menschen ganz besonders gütig zeigen, indem er sie in diesen Nebelmantel kettete und über diesen Frieden jenes letzte Sonnenlicht wie eine mütterliche Hand streichen ließ.

Dann standen sie in der Baracke die Kameraden in einem größeren Raum gegenüber, der General neben dem Kavallerieleutnant, den man hierhin gesteckt hatte, weil er bei Kriegsende das Buch „Der Werwolf“ von Hermann Löns im Tornister hatte, der deutsche Diplomat neben dem weltbekannten öster-

reichischen Schriftsteller, der SD-Führer neben einem Gefreiten aus einem Volksgrenadierregiment, der Ingenieur, der einst den Westwall bauen half, neben dem Professor der Wiener Universität. Sie standen da, zu einer Gemeinschaft durch Feindeshand zusammengeschweißt, viel stärker noch, als es in dieser Form die härtesten Stunden des Krieges vermocht hatten, und nach ein paar Worten des Barackenführers erklang das alte deutsche Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“. Manchen Blicken sah man auf den altgewordenen Uniformen, manches selbstgefertigte Kleidungsstück, manche Wehrmachtswolldecke, die zur Hose umgearbeitet worden war, alle aber trugen das Beste, das sie in diesem armen Dasein hatten. Fast zwei Jahre währte es schon. Die Welt draußen schwieg, die Verantwortlichen wußten nichts von Liebe und Christentum, erst vorige Woche war der Pater in dem Augenblick, da er mit der Messe beginnen wollte, wieder aus dem Lager gejagt worden. Und doch stand auf keinem der Gesichter jetzt Unbill oder Zorn. Ein jeder dachte an seine Lieben, dachte an die Vielen, die ein gnädiges Schicksal mitten im Kampf aus dem Leben genommen hatte, dachte an die vielen Kameraden, die zu gleicher Stunde an anderen Orten in der ganzen Welt als Ausgestoßene jetzt eine Weihnacht feierten, und sie fühlten sich verbunden mit diesen Vielen, viel enger, viel inniger war dieses Band als das, was sie je in einer früheren gemeinschaftlichen Weihnachtsfeier gefühlt hatten. Eine ganz tiefe Gläubigkeit ergreifte sie alle bei den wenigen Worten, die einer von ihnen noch sprach, sie erlebten wie nie zuvor die Kraft des reinen Gewissens, das Gefühl getaner Pflicht, und wurden erfüllt

ben. Jeder Einzelne dieser jungen Generation, nach der so hilfesuchend gefragt wird, weiß, daß nur rastloses Schaffen und mannhafter Charakter Deutschland und Europa wieder aufbauen können und er ist dem europäischen Gedanken durch sein schicksalsschweres Erleben näher als alle geschulten Rhetoriker. Aber — alles Geschwafel ist verpönt und so wirkt vorerst jeder in seinem kleinen persönlichen Kreise und schafft so den kleinen Ring, in dem Wertvollstes, Sauberes und Brauchbares her-

anreift. Und wenn einmal wieder in Deutschland Deutsche, das deutsche Schicksal zu meistern, deutsche Hirne und Fäuste und Herzen aufrufen, dann wird aus diesen unzähligen kleinen Ringen der große Kreis der Nation erwachsen. Dann wird sich zeigen, daß das Schicksal unseres Volkes und Europas auf feinen Schultern so würdig und sicher ruhen kann, wie auf den starken Schultern dieser jungen Generation, von der man behauptet, sie stünde den Ereignissen fern.

von einer inneren Sicherheit, von einem Glück, wie es nur in solchen Stunden erfasst werden kann.

Dann wanderten sie, einer nach dem andern den Flur entlang und traten durch die Tür hinaus ins Freie. Da erklangen von jenseits des Bretterzaunes, von Frauenstimmen getragen, unsere alten Weihnachtslieder. Dort drüben, unsichtbar für uns standen sie, und sandten uns diesen Gruß. Dann fielen wir ein und gemeinsam ging unser Gruß in die Nacht hinaus. Der Posten lag mit seiner Maschinenpistole auf der Brüstung des hölzernen Turmes und hörte uns stumm zu. Wie Duck- dalben standen die dicken Pfosten der Umzäunung im weißlichen Bodennebel und über uns wölbte sich frostklarer Himmel, „Hohe Nacht der klaren Sterne, die wie weite Brücken stehn ...“ so klang es jetzt gemeinsam auf und wir hörten am Ende des Saales, daß meist hinten weitere Internierte angefallen waren

und immer stärker, immer gläubiger wurde der Gesang, „heut muß sich die Erd' erneuern wie ein junggeboren Kind“ ...

Dann gingen wir wieder schweigend in die Baracken zurück und unter dem fahlen Licht des Scheinwerfers lagen leere Barackenwände. Hinter ihnen aber saßen deutsche Männer und Frauen an ihren Holztischen und feierten ihr Fest. Und als zu gewohnt vorgeschriebener Stunde die Lichter erloschen, da lag in den Baracken und in den Pferdeställen, die der Sieger als Schlafraum zugewiesen, noch mancher lange wach auf seinem Strohsack und manch einer von ihnen hörte noch einmal den Zapfenstreich oder sah seine Heimat, wie sie war, bevor die Feinde sie schändeten. Aber keiner von ihnen fühlte sich verlassen. Neu erfüllt von der Sicherheit, die der Rückblick auf ein pflichterfülltes Leben gab, schliefen sie hinüber in die Weihnachtsnacht.

Weihnachten der Gefangenen

Nimmst du auch zu jenen fernem Wäldern,
Wo in Nebeln feucht verbannte Schar?
Abgehört bewachten die Gestalten ...
Selbstgefaßt, unter schütterm Saar
Führten in die Nacht.

Kein Engel naht.

Aus des Himmels schwerverwölkten Gründen
Mit fern Sterneslang ihnen Frieden künden.
Namen, die der Menschen Saß, zertrat.

Siechmal's hörten sie in Seindertagen,
Wie du in die hüttenkramt kamst
Und die Herrschen, stuchte von den Feldern,
Mit in deine selige Weihnachts nahmit.
Und fern Engel naht jetzt ihrer Nacht?
Fernste sind sie aller Erdenzonen,
Liebt's dich nicht, im Glendstall zu wohnen?
Zieh, hier ist dein Krippelein aufgemacht.

Nein, kein lichter Engel ist erschienen
Und kein Stern das Wort des Friedens sprach:
Doch ich selbst bin mitten unter ihnen,
Mitleidend Grausamkeit und Schmach.
Mit mir werden Knecht sie, arm und klein,
Schloß den Schwestern preisgegeben.
Aber reißend in ein größeres Leben
Wachsen sie in Gimpes hinein."

VON MARIA J. K. H. ...

Der Schneesturm

EINE WEIHNACHTSGESCHICHTE VON MAJA MOES

Im höchsten, einsamen Norden Deutschlands lag das Dorf, unweit der dänischen Grenze.

Aus einem niedrigen Bauernhaus trat Frau Münnich, die dunkelröthliche Gedenjoppe fest zugeknöpft und den Halskraagen hochgeschlagen. Zurückrufend mahnte sie ihre zehnjährige, etwas wilde Tochter: „Ana, lauf mir bloß nicht nach, es schneit zu sehr. Genug, wenn ich friere, um den Kaninchenkasten zuzuhängen.“

Aber Ana, das Flüchtlingskind, handelte selbständig. Eigenwillig warf sie ihre blonden Köpfe zurück, reckte ihren aufgeschossenen Körper und nahm flink vom Kleiderhaken einen Schal. Gleich einem Wiesel schlüpfte sie aus der Thür. Wenn etwas mit den Kaninchen geschah, mußte sie dabei sein ...

Noch ehe Frau Münnich schimpfen konnte, war plötzlich Edwin da, des Bauern elfjähriger, rundhackiger Sohn, der immer zu laut sprach, weil er eine Krankheit im Hals hatte. „Gehst du mit auf die Koppel, Ana?“ fragte er auffordernd. „Ich hole den Schlitten, ja!“

„Laß mich doch, Mutti“, wehrte Ana im voraus ab. „Ich ziehe mir den Mantel an.“ Schon war sie wieder im Haus verschwunden.

Bald trachteten die beiden Kinder auf die ein wenig abschüssige Koppel und tollten dort eine Weile herum, während ihnen der Wind den schrägen Schnee in den Holsauschnitt und die Ärmel trieb. Aber das Gras steckte doch noch zu fest aus der dünnen Schneedecke, und der Schlitten rutschte nicht recht von der Stelle.

Plötzlich lief Edwin ohne weitere Erklärung davon. „Ich geh in die Scheune!“

Ana war die launische Art des Jungen gewöhnt, manchmal ärgerte sie sich darüber, aber heute folgte sie ihm, denn auf dem Heuboden war es bestimmt gemütlicher als in dem windigen Schneestreiben. Sie warf noch einen prüfenden Blick auf das Wohnhaus, ob der Bauer sie nicht beobachtete; der war immer so abweisend und liebte es gar nicht, wenn die Kinder im Weicher oder im Stall spielten. Nein, niemand war zu sehen.

Oben auf dem Boden bauten sie eine Mohnruhe, indem sie Heu um sich aufschichteten. Dann mußte Ana was erzählen, von der Flucht aus Schlesien, als die Russen kamen. Aber sie erzählte nur ein paar Nebensächlich-

keiten, weil der Junge doch bloß Geschichten hören wollte. Daß es um Tod und Leben gegangen war, begriff er ja nicht.

Wie sie bei Frost im Walde geschlafen hatten, berichtete sie, auf dem verharschten Schnee, nur einen Arm voll Reisig unter dem Rücken. Mit jedem Atemzug seien zwei feine Nebelstreifen aus den Nasen geflohen. Am Morgen hätten sie von dem Reisig ein Feuer gemacht und Suppe gekocht. Die Fleischersfrau habe aus ihrem Fetteimer einen dicken Klumpen Schmalz in die Suppe geworfen, es wäre ein prächtiges Essen gewesen.

„Dach, Schmalz — —. Das kriegt ich alle Tage“, winkte Edwin überlegen ab.

„Mir aber nicht“, erwiderte traurig das Mädchen. „Seit damals habe ich keins mehr gesehen.“

„Morgen in der Schule werde ich dir eine Schmalzstulle schenken. Erwinnere mich daran!“

„Ne, Edwin. Das tu ich nicht.“

„Dann laßt du's bleiben. Mir ist es egal.“

Eine Pause entstand. Ana erwiderte nichts, sie hatte damit zu schaffen, ihren aufsteigenden Born zu verschlucken. Am liebsten hätte sie dem Jungen mal tüchtig die Meinung gesagt, daß sie alle schrecklich armen Bauersleute wären, die sich lieber krank essen, als nur einen Schluck Milch oder eine Messerlinke Butter herzauben. Nur wenn sie was Gefochtes selber nicht mögen, wie aßern die verlassene Kohlwinne, dann schickten sie es in die Flüchtlingsstube ...

„Und überhaupt“, stieß Edwin mit seiner heiseren Stimme hervor, „überhaupt habt ihr nichts, bloß ein Zimmer, und die Möbel, die drinstehen, gehören uns, die können mir euch jeden Tag wegnemen.“ Als er des Mädchens erschrockenes Gesicht sah, fügte er als unfehlbaren Beweis hinzu: „Hat mein Vater gesagt, heute mittag, ja!“

Ana sah starr, kein Muskel bewegte sich an ihr. Der Junge spürte wohl ihren Widerstand, da gewann der Trotz in ihm die Oberhand, und er häufte auf seine Herablassigkeit eine zweite: „Wenn ich will, kann ich dich hier weizaugen, da hilft dir gar nichts, daß dein Vater Doktor ist. Denn die Scheune gehört uns, ja!“

Das wurde Ana zuviel, ihre Beherrschung war vorbei. Während ihr helles Gesicht rot

überließ, beschimpfte sie ihn: „Du Flegel! Pfui! Du Flegel!“ Ihre Wut steigerte sich noch, und ehe sie es selbst recht begriff, knallte sie dem Jungen eine kräftige Ohrfeige.

Der suchte ihr in schneller Abwehr einen Stoß zu versetzen, aber Ana bog geschickt aus, und mit ein paar Sprüngen war sie an der Stiege, die hinabführte. Schimpfworte flogen hinter ihr her, sie rief, nicht auf den Mund gefasst, zurück — es wurde ein beachtlicher Lärm, in den sich das Polstern des nachstürzenden Edwin mischte.

Auf dem Hof hätte sie der Junge fast eingeholt, da tritt die Bäuerin blitz aus dem Haus und schritt dazwischen: „Müht ihr euch immer zanken? Was ist denn wieder los?“

Edwin hielt an, versenkte beide Hände in die Taschen und atmete schwer. „Die Ana hat Schuld, immer wird sie gleich frech!“

„Und was hast du gemacht?“ fragte argwöhnisch die Mutter.

„Gar nichts. Wir haben uns bloß unterhalten.“

Jeden Morgen kurz nach sechs ließ Frau Münnich ihre Tochter aus dem Haus. Ana mußte täglich mit dem Frühling in die Kreisstadt fahren, wo sie das Gymnasium besuchte. Auch Edwin fuhr ins Gymnasium, seinem Vater hatte es letzte Eltern, als die Münnichs ihr Kind in der Stadt anmeldeten, keine Ruhe gelassen, obwohl der Junge in der Dorfschule schon eine Klasse weiter gewesen war als Ana. Nun gehörten sie beide zur Sexta.

Manchmal, wenn sie nicht gerade vergaß, waren, gingen die Kinder das Ende bis zum Bahnhof gemeinsam. Frau Münnich sah es gern, denn draußen war es noch nachtsam, und seit Tagen schneite es überaus. Jetzt schon, Anfang Dezember. Es war eine große Anstrengung für das Mädchen, kein Zweifel; die Schuhe taugten nichts und zu essen hatte man auch nicht genug. Der Bauernjunge war da besser dran, weiß Gott.

Das Wetter gab nicht nach. Schon hatte der Schneefall die Straßen freilegen müssen, aber der Wind, dieser ewige, harte Wind, der mal von der Ostsee, mal von der Nordsee über das schleswiger Land blies, wehte über Nacht die Wege wieder zu. Auch die Männer, die vom Schneevogel zum Schippen aufgeboden wurden, fornten die weißen Meilen nicht bewältigen. Einen so frühen Winter hatte man lange nicht erlebt.

Sie laßen frierend und mit bläulichen Gesichtern im Zug, der sie aus der Kreisstadt aufs Dorf zurückfuhr. Möchten sie erst zuhause sein! Vor den verklebten Fenstern schneite es härter als in den ganzen Tagen.

1020

Plötzlich gab es einen Ruck. Sie hielten mitten auf der Strecke, die hier durch einen Hügel geschlagen war, sodaß eine Art Hohlweg zu beiden Seiten steil nach oben führende Böschungen aufwies.

„Nun sitzen wir fest“, meinte ein Erwachsener. „Der ganze Schnee ist hereingetrieben, da kommt kein Zug durch.“ Der Schaffner, der von Wägen zu Wägen ging, sagte dasselbe. Man müsse auf den Schneepflug warten, aber das werde etliche Stunden dauern. Darauf stiegen verschiedene Leute aus, um zu Fuß nach Hause zu gelangen.

„Da stehe ich auch aus“, erklärte ein Primaner. „Geistern haben sie den Dampfzug aus Dänemark hier achabt; b's der wieder da ist — — na, ich danke! Zum Erfrieren habe ich keine Lust.“

Die andern folgten ihm, auch Ana und Edwin. Schließlich, wenn ein Primaner das sagte — —

Sie versanken gleich bis über die Knie im Schnee. Als sie den Rand der Böschung erreicht hatten, waren sie alle weiß und naß.

Und dann begann eine mühselige Wanderung quer über die verschneiten Koppeln, über Büsche, Hecken und durch bauchtiefe Schneewehen, immer längs der Bahnlinie, damit man die Richtung nicht verlor. Denn es schneite so dicht, daß sie keine fünfzig Meter weit sehen konnten.

Edwin und Ana blieben beisammen, beide leuchteten vor Anstrengung. Ihre Gesichter waren vereist, aber am Körper schwitzten sie. Bei jedem Schritt mußten sie die Beine aus dem Schnee ziehen, und beim nächsten sanken sie wieder tief ein. Dazu der häßliche, schneibende Wind aus dem Osten.

„Geh langsamer, Ana. Ich kann nicht mehr!“ rief Edwin heiser in das Wetter; eine Halskrankheit machte ihm zu schaffen, er bekam kaum noch Luft.

„Nimm dich zusammen. Wir verlieren sonst die Gruppe.“

Tatsächlich waren sie schon am Ende der kleinen Schar. Und sie blieben immer mehr zurück, sodaß die andern nur noch als graue Schatten vor ihnen im Schneetreiben geistereten.

„Ich muß mich ausruhen“, stöhnte der Junge. „Warte doch, nur eine Minute!“

Das Mädchen, selber erschöpft, trieb ihn an: „Nicht hinschauen, Edwin! Dann erfrierst du!“

Nach ein paar Schritten ließ sich der Junge einfach in den Schnee fallen. Das Gesicht vom Wind abgewandt, schnappte er offenen Mund nach Luft. Sprechen konnte er nicht mehr.

Schnell war Ana neben ihm. Ihr Schulrucksack flog in eine Wehe, wo er versank; mochte

er versinken. Sie riß Edwin hoch und zog ihn mit beiden Händen weiter, ob er sich auch wehrte. „Du mußt!“ herrschte sie ihn an. „Meinst du, ich bin nicht kaputt?!“ Dann sprach auch sie nicht mehr.

Edwin begann zu jammern, aber im Wind hörte man nicht viel. Ina tat, als merkte sie es nicht. Ihr liefen selbst die Tränen über das Gesicht. Nur gut, daß auch der Schnee auf der Haut taute und in Tropfen abrollte. Im übrigen war es auch gleichgültig. Hauptsache, sie kamen nach Hause. Waren sie überhaupt noch auf dem richtigen Wege?

Kein Mensch ließ sich sehen. Kein Bauernhaus tauchte auf. Nur pfeisende, weiße Einsamkeit ringsum. War es da ein Wunder, wenn man Angst bekam? Dort drüben stand ein Telefonmast; ja, und dahinter lag die Bahn. Man mußte sich mehr nach links halten. Wie langsam es vorwärts ging, jeder Schritt schmerzte am ganzen Körper. Die Lungen begannen zu stechen.

Plötzlich hörten sie, nicht eben laut, aber ganz deutlich, eine Kuh brüllen. Sie blieben stehen. Da, noch einmal! Ina überlegte kurz: Wo eine Kuh war, mußte ein Stall sein, und wo ein Stall war, stand bestimmt ein Haus. Hinter der Hecke, in deren Windschuh sie daherstapften, waren die Laute vom Wind herübergetragen worden.

Ohne es zu wollen, begann Ina zu rufen, zu schreien: „Helft doch! Hallooo!!“

Natürlich nützte es nichts, und endlich kletterten sie den Knick zu der Hecke hinauf, zwängten sich durch den langdornigen Schlehenbusch, daß es in den Mänteln und an den Handschuhen Risse gab, und wenige Minuten später saßen sie in einer warmen Küche neben dem Herd. Es war das Haus des Fuhrunternehmers, das vor dem Dorf lag. Die Frau stellte jedem ein Glas heiße Milch hin, doch sie hatten noch nicht die Hälfte ausgetrunken, als ihre Köpfe vornüberfielen und sie lautlos einschliefen.

Zum Glück hatte der Fuhrunternehmer Telefon. Die Frau ging in die Wohnstube, rief beim Müller an und bat, dem Nachbarn Bescheid zu sagen, daß die Kinder völlig erschöpft eben eingetroffen seien. Eine Stunde später war Inas Vater da, um die beiden nach Hause zu holen.

*

Seit diesem Erlebnis im Schnee wandelte sich Edwins Verhalten zu Ina von Grund auf. Er wußte, daß sie stärker gewesen war als er, ja, er ahnte, sie habe ihm durch ihr tapferes Verhalten das Leben gerettet.

Die beiden vertrugen sich jetzt besser, und als einmal auf dem Heuboden Ina sagte, sie

habe niemals ihrer Mutter davon erzählt, daß er, Edwin, unterwegs mehrfach schlapp machen wollte, sah er sie mit dankbaren Augen an. „Wirklich nicht, Ina?“ fragte er.

„Ne, das wäre ja gepekt. Und peken tu ich nicht.“

Von dem Tage ab hatte das Mädchen den Jungen ganz für sich gewonnen. Er tat ihr gutes, wo er nur konnte, brachte ein Ei an, das er heimlich aus dem Hühnerstall genommen, oder einen Krug Milch, auch gelegentlich das Ende einer fetten Wurst. Auf dem Heuboden, in ihrer „Wohnung“, mußte Ina alles vor seinen Augen aufessen.

Edwin kam jetzt öfter in die Stube der Münnichs, und Ina besuchte ihn ihrerseits. Durch die Freundschaft der Kinder aber wurden die Menschen im Hause wohlwollender zueinander. Die Spannungen milderten sich, und manch gütiges Wort wurde getauscht; sogar der mürrische Bauer knurrte nicht mehr bei jedem Anlaß. Wenn die Kinder sich vertrugen, finden sich auch die Eltern leicht zusammen.

Das war jedoch nicht alles. Die größte Überraschung stand noch bevor.

Weihnachten rückte näher, und in Edwins unruhigem Kopf jagten sich die Pläne, wie er Ina beschenken sollte. Es mußte etwas Außerordentliches sein, das war ihm klar. Der Gedanke, daß sie ihm das Leben gerettet, saß fest in seinem Herzen und gefiel ihm immer besser. Sein Leben aber hielt der Junge für sehr wichtig, da durfte auch das Weihnachts Geschenk nicht gering sein.

Endlich war der Heiligabend da. Wie es bei den Münnichs üblich war, gingen sie nachmittags zur Christvesper, auch der Vater; die Bäuerin schloß sich mit Edwin, der darauf gedrängt hatte, an. Nur der Bauer blieb daheim.

Als sie in der frühen Dunkelheit zurückkehrten, brannten auf beiden Bäumen schon die Kerzen; der Bauer hatte sie schnell angesteckt, sobald er die Seinen durch den Garten kommen sah. Man wünschte einander einen frohen Abend und trennte sich in schönem Frieden.

Ina strahlte vor Freude wie die vier Lichter an den grünen Zweigen brannten. Sie bekam einen nagelneuen Schlitten, an den sie schon nicht mehr geglaubt hatte; freilich wußte sie nicht, daß ihres Vaters letzte Zigarettenzuteilung in die Hände des Tischlers gewandert war. Ein Buch mit Märchen lag noch unter dem Baum, und daneben saß eine kleine bretonische Trachtenpuppe, den Kopf aus Holz geschnitten, ein sehr hohes weißes Häubchen auf dem Haar und vor dem schwarzen Kleid eine rote Schürze. Die Puppe

pe hatte die Mutter dem entlassenen Kriegs-
gefangenen abgekauft, der nebenan beim
Müller arbeitete.

Raum eine Stunde des Festes war vergan-
gen, als es an die Tür klopfte und Edwin
hereintrat. „Ina soll herüberkommen, jetzt
gleich!“ forderte er.

Wohnte das Mädchen die Überraschung?
Klink war es an der Tür, und die Einwände
der Eltern blieben ungehört.

In der Wohnstube des Bauern brannte ein
vielflammiger Baum. Der Tisch in der Mitte
war von allerlei Gaben schwer wie in frü-
herer, glücklicherer Zeit, als noch kein Krieg
gewesen war. Mit einer großartigen Armbe-
weang wies Edwin auf die eine Hälfte des
Tisches, die von seinen Sachen bedeckt war,
und sagte: „Das alles schenke ich dir, Ina!“

„Junge! Bist du verrückt?!“ beehrte die
Bäuerin auf.

„Nein, Mutter. Aber ich will es so. Ina
ist meine beste Freundin, und sie hat mir das
Leben gerettet, und sie soll alles haben.“

Das Mädchen wurde über und über rot.
Verlegen stand es an der Tür, nicht fähig,
ein Wort zu sagen. Dann erzählte Edwin bis
ins einzelne, wie das auf dem Marsch durch
den Schnee gewesen, ja, er übertrieb Inas
Verdienst; mehrfach war sie daran, dazwi-
schenzureden.

Die Augen der Bauersleute wurden immer
größer und richteten sich auf Ina. Und noch
bevor Edwin geendet, ging die Frau auf Ina
zu, umarmte sie und drückte sie lange an sich,
wobei ein Schluchzen sie schüttelte.

„Ja, du sollst reich beschenkt werden, Mäd-
chen“, sagte sie schließlich. „Edwin hat recht.
Aber du, Ina, mußt einsehen, daß es so
nicht geht. Ueberleg doch: der Pulloner ist
für Ina zu breit und zu groß und die Strüm-
pe werden es bestimmt auch sein. Mit deinen
Unterhosen kann sie schon garnichts anfan-
gen.“

Man einigte sich, daß Ina einen neuen, rein
mollenen Pulloner erhalten sollte und zwei
Paar passende Strümpfe. Jedoch alles Sief-
zeug, das auf dem Tisch lag, mußte das Mäd-
chen sofort annehmen. Edwin bestand darauf.

Inzwischen war der Bauer leise hinausge-
gangen, und nun öffnete sich die Tür. Herein
trat das Ehepaar Münnich, und noch einmal
lebte das Erzählen auf, wobei Ina jetzt kräf-
tig mithalf.

Dann lief die Bauersfrau in den Keller: als
sie wieder heraufkam, trug sie in jedem Arm
mehrere Gläser voll Gemüse und Kompott.
Der Gänsebraten stand ohnehin schon im
Herd.

Es wurde ein großes, reiches Essen, wie es
die Münnichs seit Jahren nicht mehr kann-
ten. Außerdem wuchs an diesem Abend zwi-
schen den beiden Familien eine schöne, gute
Freundschaft heran, die das Leben im Hause
für alle erträglich machte und die auch das
Hungergepenst aus der Flüchtlingsstube ver-
trieb; denn fortan würden die Münnichs vom
Bauern mit dem Notwendigsten versorgt wer-
den: das sicherte er ihnen zu.

Der Held der Feiertage aber und darüber
hinaus war Ina, die garnicht recht verstand,
daß ihr damaliges Verhalten eine große Tat
war und nun so reiche Früchte trug.

Der Diener und die Patriarchin

VON AXEL FREIHERR V. GAGERN

Vor vielen Jahren, als man noch friedlich mit seinem Nachbarn verkehrte, als es
noch einen deutschen Osten gab, und als man beim deutschen Kaufmann noch gebiege-
nere, preiswertere Ware erhielt als anderswo: Damals geschah es.

Die teure, mächtige, etwas altmodische Vi-
musine hielt vor der kleinen Gastwirt-
schaft der Frau Handke. Alfred hastete um den
Wagen herum und riß den Schlag auf. „Wün-
schen Excellenz auszustiegen, Kaffee zu trin-
ken? Soll — gepackt werden?“

Ihre Excellenz Frau Konalda Prässenthin
in ihrem umfangreichen Wildkakenpelz, um-

lagert von der Masse getätigter Weihnachts-
einkäufe, verschnürter Schachteln, gewichtiger
Pakete, praller Tüten, nicht gerechnet das pri-
vate Gepäck, das sich auf der geräumigen
Fußfläche des Sechsfüßers türmte, warf dem
Dienerhofsfor einen verweisenden Blick zu
„Fragt nicht so albern, Alfred! Ihr wißt ganz
genau, was zu machen ist. Wir fahren doch

nicht das erste Mal über die Grenze." Und murmelte noch in das dienstbesessene „Ja-wohl" ihres Untergebenen hinein etwas von „dämlicher Fragerlei" und „lernt nie was hinzu".

Ihre voluminöse Erzellenz erhob sich, schob sich langsam vor bis zur Tür, wobei sie verschiedene Pappgefäße unter ihre Füße brachte und vernichtete wie weiland St. Georg den Kopf des Drachen, und ließ sich schwer in die Arme des Zurechtgewiesenen sinken. Die wortreiche Huldigung der herausstürzenden Besitzerin nahm sie mit strengem, huldvollem Schließen der Augenlider entgegen und ließ sich in das „gute Hinterzimmer" und einen bequemen Polsterstuhl geleiten, vor den sehr bald die hochrote Gastwirtin einen kleinen, weißgedeckten Tisch mit starkem Kaffee und Tellern voll Kuchen aller Art, Röstbrot, Butter und Gelee schob.

Wie richtig tat doch Frau Handke mit diesem Aufgebot ihrer Kräfte und Gaben! Ein Wort der Erzellenz bedeutete ihr Glück, ein anderes ihr Verderben. Hier pflegten, auf Geheiß der Allmächtigen, alle hohen und reichen Herrschaften abzustiegen und sich zu stärken, bevor sie die nahe Grenze nach Polen überschritten, um dieselbe drüben auf ihrem großen Waldgut Oborna zu besuchen und einen vorbestimmten Hirsch, einen Reiter, oder deren mehrere auf glanzvollen Jagden zu erledigen. Ihr früh verstorbener Mann, seines Zeichens General der Kavallerie und Besitzer einer langen Reihe eng zusammenliegender Waldgüter, die sich bis auf deutsches Gebiet hinzogen, hatte sie, die Kinderlose, testamentarisch als Universalerin eingesetzt, so daß ihr neben den Ländereien und einem namhaften Vermögen die Macht über das Schicksal der von ihrer Gunst abhängigen Bewohner ganzer Dörfer zu Gebote stand. Und einmal von der göttlichen Fügung mit solchem Herrschaftsamt betraut, sah sie in seiner Ausübung sowohl zugewiesene Pflicht wie erhöhten Rechtsanspruch und war nicht gewillt, ein einziges der landesüblichen Symbole einer privilegierten Stellung preiszugeben, oder auch nur zu vernachlässigen. Bei den wöchentlich zweimal stattfindenden Audienzen im Schloß Oborna hatten die deutschen Bittsteller in schweigend devoter Haltung abzuwarten, bis sie angesprochen wurden; während man von den polnischen Bauern, denen die Ruh eingegangen, oder die Scheune abgebrannt war, erwartete, daß sie der Regentin vor Eröffnung ihres Anliegen den Rocksaum küßten. Die Form der Anrede richtete sich weniger nach dem Grade des Vertrautseins, als nach der sozialen Einschätzung, wobei „du" den ein-

fachen Dienstleuten und ihren Familienangehörigen zukam, „ihr" — fleingeschrieben und im Sinne der bloßen Mehrzahl — den gehobeneren Posten und den jeweils Unbekannten des Landvolkes; während mit „Sie" nur betitelt wurde, wer behördlich, oder geschäftlich vorsprach, die Gesetzesvertreter also und die „besseren Kunden". Und der Herr Pastor. Unlängst erst war Alfred auf Grund besonderer Geschicklichkeit beim Warenschmuggel als Bezeugung außerordentlicher Gnade von „du" zu „ihr" aufgerückt.

Wehe also der Gastwirtin, wenn sie es irgendwo an Aufmerksamkeit fehlen ließ — nie wieder würde einer der nobel Zahlenden ihr Haus betreten — wehe, wenn ein Wort zu viel über ihre Lippen kam von dem, was sich bei jedem Besuch der Gefürchteten stillschweigend zutrug! Denn während sie ihren Kaffee einnahm, packte Alfred, packte, daß der Schweiß unter der graublauen Schirmmütze hervorquoll, zog die eingelassenen Notstühle auf, wuchtete sämtliche Polster aus den Türen, fuhr mit dem Arm bis zur Schulter in irgendwelche seitwärtigen Abgründe und Nebenhöhlen und packte ... Nicht lange und der Schachtelberg war restlos zerschmolzen, in ein Nichts aufgelöst. Noch durfte Alfred, der Zauberkünstler, nicht verschmausen. Er jagte hinein ins Gastzimmer und sprach ein paar leise Worte über den Schantisch zu Frau Handke. „Ja", sagte die mit hochgezogenen Augenbrauen. „Im Depot' liegen noch zwei größere Rollen." Der Diener schleppte aus einer dunklen Abstellkammer zwei papierumwickelte Röhren und stand damit ein paar Sekunden lang nachdenklich vor dem Auto. Dann öffnete er die Kühlerhaube und band jene nachgiebigen Walzen an der Innenseite des Bleches fest. Jetzt endlich trocknete er das Schweißband der Mütze mit einem kleinen Knick.

„Dankel Geben Sie Alfred was. Fragen Sie ihn wann's endlich weitergeht!" — „Recht gern, Erzellenz."

Raum, daß der Diener seine Schnitte heruntergefaßt hatte, erschien er in der Tür. „Alles fertig Erzellenz!" — „Nichts vergessen?" — „Nein, Erzellenz." — „Dann los!" — „Befehl, Erzellenz." Schon hob er die Dame aus dem Stuhl.

Als der Motor rasselte, die Gastwirtin sich mehrfach verbeugend bis unter die Haustür zurückgezogen hatte, rief es gebieterisch aus dem Fond: „Halt noch, Alfred!" — „Erzellenz?"

Merktlich dämpfte ihre Stimme herab. „Haben wir — öm, mh, mh — haben wir verzoßbare, oder unerlaubte Sachen mit?"

Eine ganz kleine, atemlose Pause entstand.

Aber der eingedrückte Diener hatte gar nichts zu überlegen, er hatte das zu antworten, was man von ihm erwartete. Schluß. Und darum ertönte es auch deutlich, wenngleich anstandslos halber verzögernd: „Ah — nein, Exzellenz.“

„Fahrt zu!“ schmetterte es sofort wieder selbstsicher und in der gewöhnlichen Lautstärke. Wenn sie jetzt dem Höllner „nein“ antwortete, so lag sie nicht. Frau Konalda Prässenthin lag nicht, sie hatte jederzeit die Möglichkeit, sich ein gutes Gewissen einzurichten.

Den polnischen Boden spernte, gegenüber dem Grenzgebäude, eine Schranke. Die Generalin wurde ungeduldig. „Ruft, sie sollen rauskommen!“ Der Schofför zuckte zusammen. „Bitte um Vorsicht, Exzellenz, die Beamten können gewechselt haben. Den Neuen, den kleinen Schwarzen, Vinka Laddäusz, kennen wir ohne dies nicht, wissen nicht wie er ... Ja, wenn Poczałski Simeon herausträte, aber —“.

Die tiefe Stimme der Machthaberin hob sich in gereizter Heftigkeit. „Schwagt nicht! Der oder jener, neu oder nicht, wir wollen doch sehen, ob es einer wagt ...! Macht schon, ruft!“

Der Untertan kam dem Befehl nach, indem er vom Sitz sprang und leise an der Haustür einige polnische Worte rief. Darauf traten zwei Beamte, Gewehr auf dem Rücken, die Tschapka mit dem langen Schirm auf dem rechten Ohr, ans Auto heran. Der größere von beiden schlug die Hacken zusammen und grüßte höflich, was durch die Scheiben mit leichtem Kopfnicken beantwortet wurde. Während sein jüngerer Kollege sich in einiger Entfernung mit Alfred unterhielt, öffnete er den Schlag.

„Dobre dzen, gnädige Exzellenzie! Prosche — haben vielleicht Zolppflichtiges?“

„Nein!“

Wie er die Tür befriedigt schließen will, fällt sein Blick auf eine pralle, altmodische Ledertasche neben dem unförmigen Pelzfußsack der Gebieterin. Er hat gefragt, hat seiner Pflicht genügt, jawohl. Der Weihnachtshase aus Oborna ist ihm sicher wie die Beihilfe zur neuen Wohnung in S., einem Dorf inmitten der Gutsherrschaft. Darüberhinaus hie und da ein Trintgeld der Herren Jagdgäste, eine Flasche „Weißer“, Schokolade, ein kleiner Extralohn, jawohl, alles schön und gut. Aber dann war er doch auch der Diener des Staates, der ihn regelmäßig besoldete, ihm Arbeit und Brot gab. Diesem Staat also schuldete er Dank in Form eines Uebriegen an Amtseifer, einer Art von Selbstvergessenheit ... Alles war schön und gut, die Exzellenzie war eine hochachtenswerte Frau, aber da liegt diese wulstige Ledertasche, von deren Inhalt er sich

überzeugen sollte ... Berlegen hält er den Türgriff in der Hand. Frau Konalda begreift blitzschnell.

„Reicht mir die Tasche da mal herauf!“ kommt sie seiner Unschlüssigkeit zuvor. Und er tut es eifrig und gehorsam. Sie öffnet, greift in die Seite und entnimmt einen kleinen Packen mittelguter Zigarren. „Da — und teilt es mit eurem Kameraden!“

Ganz hingerissen strahlt Poczałski Simeon. Die Mächtigen, die Erhabene hat ihn der ungeschicklichen Amtshandlung enthoben, hat die angezeifelte Tasche vor seinen Augen geöffnet. In Ordnung also! Und dieser Weihnachtsvorgeschnack obendrein! „Dziękuję, gnädige Exzellenzie, deutsche Zigarra, oh herr, herr gut!“

„Alles fertig jetzt?“ — „Fertig!“ — Prosche weiterfahren. Do wiedzenia, Exzellenzie, do-bra noc, gnädige Exzellenzie ...

Die Motorkarosse setzte sich schwerfällig in Bewegung. Sie holperte im letzten Dämmerlicht über die Straßen und dröhnte endlich über die Holzbrücke am Anfang der den nahen Herrschaftssitz ankündigenden, gepflegten Pappelallee. Plötzlich verstummte der Motor. Eine Weile noch schob der Koloss auf der Fahrbahn, dann hielt er ganz sachte.

„Was ist jetzt?“ wollte die Gebieterin wissen, „etwa Panne? Habt ihr das Auto wieder so schlecht in Ordnung gehalten?“

Alfreds Kopf versank zwischen den Schultern. Kleinlaut, stockend, fast kann man sagen versuchsweise begann er eine sonderbar präparierte Rede.

„Exzellenz wollen entschuldigen — mir kommen Bedenken ...“

„Was?“ schrie die Frau. „Sprecht laut!“

„Es wollen mir — nein ich meine, wenn Eure Exzellenz entschuldigen —. Ich glaube nicht, daß das richtig war, daß ich gelogen habe, neulich wie heute.“ — „Was gelogen, wen belogen?“ — „Eure Exzellenz belogen. Ich habe doch Eure Exzellenz belügen müssen.“ — „Müssen? Das wird ja immer schöner!“ — „Ja, als Exzellenz mich fragten, ob wir ver-zollbare, oder unerlaubte Sachen ...“

Jetzt wurde ihr alles klar. Die Stimme gewann wesentlich an Sanftheit. „Ach so. Das meint ihr. Ja und?“ — „Und da meinte ich, wenn die Lüge — ich wollte sagen, mit dieser Lüge auf dem Gewissen kann man doch gar nicht richtig Weihnachten feiern.“ — „So, nicht feiern. Warum nicht? Wer hat das gesagt?“ — „Das sagt der Herr Pastor. Er sagt, kein Christ kann mit frohem und freiem Herzen die Geburt des Herren feiern, der sein Gewissen nicht gereinigt hat, der zuvor seine

Schulden wiedergutmacht hat." — "So, das hat er gesagt ..." — "Jawohl, Erzellenz."

Jetzt war es an ihr den Kopf ein wenig tiefer in den Pelztragen zu ziehen. Sie fröstelte gepeinigt. Diese Einfältigkeit des Dieners kam ihr sehr ungelegen. Sie durfte sich wohl auch eine gute Christin nennen, eine bessere vielleicht, als die meisten der Gegend. Oho! Zwei Drittel der Kosten für einen neuen Kirchenbau hatte sie gestiftet! Und nun machte man ihr indirekte, aber unverblünte Vorwürfe für etwas wie eine Anstiftung zum Bösen? Wie? Eine unbeholfene Indolenz brachte sie in Verlegenheit?

Nun, es durfte die Gebieterin von Oborna nicht sein, die man aus den Angeln zu heben versuchte. Sie war weder dumm noch unfähig, außerdem gebot sie über Mittel, die das lästigste und widerspenstigste Ding gefügig machten. — Der Kopf schoß sieghaft aus der Tiefe des Pelztragens.

"Habt ihr euch das alles eben überlegt?"

"Jawohl, Erzellenz."

"Und habt ihr deswegen angehalten?"

"Jawohl, Erzellenz."

"Ihr seid ein — nein wirklich ... Habt ihr denn so wenig Achtung vor eurer Herrschaft, so wenig Vertrauen in eure Herrin, daran zweifeln zu müssen, daß sie Mittel und Wege finden kann, einen Fehler, ein Unrecht, wenn ihr wollt, ebenso schnell aus der Welt zu bringen, wie es entstanden ist?"

"Nein, Erzellenz."

"Ihr seid ein Schafskopf, Alfred!"

"Jawohl, Erzellenz."

"Wir sprechen morgen darüber. Fahrt jetzt weiter!"

Der Motor sprang an.

"Halt noch. Was haben wir an hauptsächlichsten Einkäufen bei uns?"

"Schuhe, Wäsche, Wollfächer, Bücher, Konfekt und zwei große Rollen Linoleum."

"Konfekt ist keine Hauptsache. Fahrt zu!"

*

Die Audienz neigte sich dem Ende zu. Dem letzten der Bittsteller, einem in Not geratenen Bäuerlein, war die unentgeltliche Nutzung eines Wiesenstreifens zugesprochen worden. Er krümmte mehrmals tief gerührt den Rücken, dann schlich er, die Filzhüte in beiden Händen und Segensprüche für die gnadenreiche Herrschaft halb deutsch, halb polnisch murrend aus der Tür.

"Wartet noch jemand draußen?" rief die Gebieterin aus dem hochlehnigen Korbstuhl, worin sie während der Verhandlungen zu sitzen pflegte. Statt einer Antwort trat Alfred ein, der Dienerhofsör.

"Alfred?"

"Jawohl. Wollte Erzellenz nicht zu anderer Stunde mit meinem Anliegen lästig fallen ..."

"Ach so, wegen — ich weiß schon. Nein, da braucht ihr euch weiter keine Gedanken zu machen, könnt ganz beruhigt Weihnachten entgegensehen. Ich habe euch die Lüge verziehen. So und nun gibt es weiter nichts darüber zu sagen. Herr Pastor wäre ganz der gleichen Meinung, wenn ich mit ihm darüber spräche. Aber das ist nicht mehr nötig."

Des Dieners Oberkörper neigte sich zu Boden, seine herunterhängenden Hände berührten fast die gestrichenen Holzdielen.

"Ich danke der gnädigen Erzellenz."

Rasch wandte er sich der Tür zu. Ja — was bedeutete das? Er zögerte, ließ die Klinke wieder fahren und schritt ein zweites Mal langsam und demütig gegen den Korbstuhl.

"Erzellenz wollen es mir nicht zum Unguten rechnen, aber ..."

"Was gibt es noch?" Die Stirn der Gebieterin faltete sich streng, die Fingerspitzen trommelten ungeduldig auf die Tischplatte neben ihr.

"Mir drängt sich die Meinung auf, als liege es wohl in der Gnade Eurer Erzellenz meine Verfehlung aufzuheben, aber" — er stockte und atmete ein paar Mal tief und gequält — aber als stünde es Ihr nicht an, Ihre eigene Verurteilung des Vorkommnisses ungeschehen zu machen."

Wie? Hörte sie recht? Was erfachte sich dieser — was maßte er sich an? Er übte Kritik an ihren, der Gebieterin Wandel, er setzte Zweifel in ihre Machtvollkommenheit?

"Was untersteht ihr euch Alfred! Seid ihr denn unflug, haben euch alle guten Geister verlassen, daß ihr euch aller Ehrerbietung gegen eure Herrschaft begeben?"

"Ich habe nicht das Recht, mich zu verteidigen," kam es leise zurück, "und es mag ein großer Frevel sein, ein Wort zu sprechen, das Schmerz zufügt der hohen Person, aus deren milder Hand ich Wohnung, Kleider und Speise empfangen. Stärker doch als dieses bewegt mich das Gefühl der Pflicht, meine schwachen Kräfte einzusetzen, um Uneinstimmigkeiten mit uns selbst, wo immer sie auftauchen, noch vor dem Gnadenfeste zu glätten. Und zwar sowohl dort, wo es mein eigenes Gewissen betrifft, wie auch dort, wo es mit einem anderen nicht zum Besten bestellt ist."

Noch einmal lehrte sich die Stimme der Gebieterin in weiches Wohlwollen. Ihren Mund umspielte gewinnende, satte Freundlichkeit.

"Ich sollte wohl sehr ungehalten sein über eure Meinung von Dingen, die ihr nicht versteht. Aber wo ich merke, daß ihr sie in der

besten Absicht äußert, will ich noch einmal darüber hinweggehen. Mein Gewissen und meine Handlungsweise ist freilich nicht eure Sache. Vielmehr ist das Sache meiner eigenen Verantwortung, — allenfalls Sache der Beurteilung durch den Herrn Pastor, der dann den rechten Weg zum Seelenfrieden weisen wird. Und nun geht getrost wieder an eure Arbeit.“

Better noch mal, Alfred ging nicht an seine Arbeit! Er trat zwar von einem Fuß auf den anderen, aber er ging nicht. Er blieb. Und dann sagte er: „Ich will weit entfernt sein von jeder ungehörigen Einbildung, aber die Ansicht des Herrn Pastors würde, wo er sie nennen sollte, gewiß mit der meinen übereinstimmen.“

„Was?“ Nun gellte die Stimme der empörten Frau ins Mark schneidend. „Ihr und der Herr Pastor im gleichen Atemzug — seid ihr vom Teufel? Habt ihr hinter meinem Rücken ein Kplotz wider mich geschmiedet, von der ihr nur Gutes erfuhret?“

„Nein, Erzellenz, kein Wort sprach ich mit dem Geistlichen. Ich dachte an nichts als an den möglichen Rat, den der Herr Pastor in diesem Falle erteilen würde.“

„Rat, Ansicht? Was soll das alles, was faßelt ihr? — Was wollt ihr zum Ruckuck, was verlangt ihr von mir?“

„Ich habe nichts zu verlangen, gnädige Erzellenz. Ich darf als Ihr Diener nur untertänigst bitten.“

„Bitten-bitten — was denn? Könnt ihr eure zwei albernen Gedanken nicht kürzer her-sagen?“

Der Untertan leuchte wie gefoltet. Sein Gesicht wurde ganz grau, die Augen griffen flehend nach dem Fenster, als hofften sie eine Hilfe von daher.

„Wir haben Eure Erzellenz ohne mein Dazutun und Verdienst die gegen Sie gebrauchte Lüge gnädigst verziehen. Nun — wage ich um Ihren Entschluß zu bitten, die auszuübende Nachsicht meiner unwürdigen Person gegen Ihre Anstiftung jener schlechten Tat zu — erfragen.“

Die Großmächtige begriff nicht sofort. Gleich danach aber zuckte es glührot in ihr auf. „Wie, soll das heißen“, schrie sie, — „nein, jetzt habe ich genug. Soll das etwa heißen, daß ich mich demütigen soll vor eurem schamlosen Uebermut? Mir aus den Augen, Alfred, auf immer und auf der Stelle! Ihr seid entlassen. Packt euch!“

Inmitten des heißblinden Zornes ward ihr sogleich die Unvernunft der Entschließung klar. Nie tatsächlich wollte sie diese Wirklichkeit werden lassen, nie wollte sie den tüchtigen

und treuen Dienstmann in Schanden aus dem Hause treiben, zu allerwenigst in dieser Stunde ihrer enthüllten Schwäche, ihrer Ungerechtigkeit.

Aus des Dieners Entgegnung leuchtete nichts als stille, sanfte Ergebenheit.

„Wenn dieses der Erzellenz Willen und Ihr letztes Wort ist, so will ich es hinnehmen als eine Bestimmung, die endlich noch Gutes erwirken möge. Ich habe gesagt und getan, wie es mein armer, einfältiger, fehlerhafter Verstand auftrug, aber was zu tun und zu sagen ich doch auch nicht vermeiden konnte. Der Güte Eurer Erzellenz sei trotz Ihrer Ungnädigkeit anempfohlen, das Andenken des allzeit ergebene Dieners nicht zu verwünschen. — Nun gehe ich mich zu fügen und meine wenigen Habseligkeiten zu schnüren. Möge Eurer Erzellenz ein segensreiches Fest beschieden sein.“

Tief, tief senkte sich sein Nacken vor der Herrin ... Dem Hinausgeeilten rief eine brüchige, bebende Stimme nach: „Bleibt, Alfred!“ Aber das war kein Befehl mehr, es war eine flehentliche Bitte.

*

Im Haus Oborna ließ sich nichts verheimlichen; so war die schallende Auseinandersetzung aus ihr der anderen Hausleute und auch an das der Beschließerin gedrungen, einer langen, hageren Person, die es scheinbar mit allen verstand, in Wirklichkeit jedoch nichts anderem nachging, als ihren Einfluß und die Gunst der Regentin gegen sie zu stärken. Der Abstand zwischen Herr und Knecht hatte sie zur Meisterin des Doppelspiels werden lassen. In Alfred sah sie einen stillen, zähen Widerstand, da es ihr nicht ein einziges Mal geglückt war, ihn aus seiner diskreten Reserve herauszulocken. Sie gab trotzdem ihre kleinen Interventionen nicht auf; einmal würde sie schon Fuß fassen in seiner Feste, einmal würde ihm ein unvorsichtiges Wort entschlüpfen, einmal würde sie ihn in die Hand bekommen ...

Heute ist sie ganz die Teilnehmende. „Armer Alfred — was hat es denn nur gegeben? War Erzellenz böse? Weshalb nur? Sollen Sie nicht mehr — sind Sie entlassen?“

„Erzellenz haben es für richtig befunden, mich aus ihren Diensten zu entfernen.“

„Nein, das ist doch schrecklich; aber — warum nur? Ich kann gar nicht glauben, daß Sie sich einer groben Verfehlung schuldig gemacht hätten — und warum sonst? Ach ja, man bemüht sich und plagt sich und tut ein Uebriges für ... Aber daran wird freilich nicht immer gedacht ... und nur das Augenblickliche gewertet. Erzellenz hat wohl — überaus streng geurteilt? ...“

„Ich habe mich jeder Kritik zu enthalten. Ihre Exzellenz haben mir sehr viel Gutes erwiesen, und so lange ich im Hause bin, gilt mir Ihr Wort als das für mich maßgebliche.“

Auch jetzt gab er sich keine Blöße! Die Beschließerin zog sich tückisch und harmlos lächelnd zurück.

Tagelang änderte sich nichts. Der Diener blieb und arbeitete und schlief nachts in der Kammer neben den verschürzten Padden seiner Habe. Die Gebieterin richtete kein Wort, keinen Wunsch an ihn und zeigte sich auch gegen andere abweisend und verschlossen. Es war nicht zu ergründen, was hinter der bläsen, umwölkten Stirn vorging. Nachmittags fuhr sie wie üblich im Wagen in den Wald. Der langjährige Kutscher, dazu angehalten, deutete mit der Peitsche nach Stellen, wo Wild auftauchte und gab Erklärungen. Im allgemeinen war die Wahl der Spazierwege seiner Erfahrung überlassen. Nach einer Weile, da die Herrin nicht ein einziges Wort gesprochen, fragte er, unsicher werdend, nach dem Wohin der Weiterfahrt.

„Ach, dreh nur wieder um,“ kam es tonlos zurück, „ich möchte nach Hause.“ Jetzt schon? Wie höchst ungewöhnlich! War die Herrin krank?

Dann stand auf dem Schreibtischkalender der Frau Prässenthin die Zahl 24 ...

Kein Mensch im Hause wußte, wo sich die Dame befand. Sie war gleich nach dem Anziehen verschwunden, war nicht zum Frühstück erschienen. Die Beschließerin wartete und wartete mit dem Kaffee. Wenn sie nicht bald zum Vorschein kam, mußte nach ihr gesucht werden.

Alfred framte indes Lappen und Spirituspulver in der Anrichte heraus, das Silber zu putzen. Jetzt fehlte noch die blaue Schürze, die oben an seiner Kammertür hing. Flugs sprang er die Treppen hinauf, betrat sein einfaches, kleines Gemach und — prallte zurück. Kaum wußte er sich zu fassen: Auf einem der verschürzten Zeugballen saß die Gebieterin von Oborna und weinte. Sie schien ihn gar nicht bemerkt zu haben, so verloren gab sie sich dem Schmerz hin, der ihren Körper schüttelte. Jetzt warf der Diener eilends sein Kopfkissen auf den nächsten Bretstuhl und griff mit beiden Armen nach der Frau, sie dort hinaufzuheben. Sie aber wehrte sich schwach ab. „Nein, nein, es ist schon gut.“

Eine lange, beklemmende Pause folgte, während der Alfred ratlos, wie gebannt, neben der Tür verharrte. Die Geräusche des Hauses drangen herauf, Holzpantingeneklapper, das Schlagen der Glastür, Klirren von Schlüs-

seln und eine entfernte Stimme: „Haben Sie Exzellenz nicht gesehen?“ Desto furchtbarer erstickte das Schweigen in der Kammer!

Endlich hob die Generalin den Kopf. Eine tränenheiße Stimme flüsterte: „Ich habe euch schweres Leid zugefügt, Alfred, und bin gekommen ...“

Der Diener fiel ihr gepreßt aufsteufend ins Wort. „Bitte nein, das nicht, gnädigste Exzellenz sollen nicht — ich bin Euer Exzellenz Untergebener, ich darf das nicht hören.“ Und gleich darauf, da auch sie innehielt: „Ich weiß schon alles und wünsche nur von Herzen, daß das, was einmal war, wiederkommen möge. Dagegen liegt es jetzt bei mir, Eure Exzellenz um Vergebung zu bitten für die Betrübnis der letzten Tage, die ich verursachte.“

Da war es, als sei die schwere Unbeholfenheit der Herrscherin wie eine abzuladende Bürde von ihr gewichen, so leicht erhob sie sich von dem ungewöhnlichen Sitz und so behende schob sie ihren Arm unter den des Dieners ihn wie einen Freund hinauszugeleiten. Sie hielten aber auf dem Treppenabsatz noch eine besondere, längere Abrede, ehe er die Anrichte, sie das Eßzimmer betrat.

Die Beschließerin hatte eine fragende, beinahe verweisende Miene aufgesetzt. Die Gebieterin sagte nur: „Wie Sie wissen, hatte ich den Diener entlassen. Heute habe ich glücklich einen neuen, mir scheint etwas jüngeren bekommen, den ich, auf seinen eigenen Wunsch hin, mit du anreden werde, wie den früheren, als er bei uns anfang. Er heißt auch Alfred.“ Sie trank nur eine halbe Tasse Kaffee und aß nichts. Dann und wann gebrauchte sie das Taschentuch ...

Den übrigen Angestellten aber, die sich den halben Vormittag nicht zu lassen wußten vor Verwunderung über den unerwarteten Ausgang, sagte Alfred der Diener: „Haltet keine Maulaffen feil, sondern macht voran. Wer von euch ein einziges Mal gezweifelt hat an unserer Herrin, wer geglaubt hat, sie sei nicht imstande, auch in Augenblicken höchster Schwierigkeit und bittersten Ernstes ein weises und gerechtes Urteil zu finden, der mag jetzt ermeßen, was für ein Tor und Dummkopf er sei. Nun steht nicht wie die Salzsäulen herum, das ganze Haus ist noch zu putzen, die Weihnachtsstube ist zu schmücken! Und dann sind nachmittags zwei Rollen Linoleum mit einem schönen Gruß ins Pfarramt zu bringen. Exzellenz hat sie für die Sakristei bestimmt, damit der Herr Pastor nicht wieder kalte Füße kriegt auf den Steinfliesen. Trapp trapp, saßt an — oder wollt ihr etwa nicht Weihnachten feiern?“

Das livländische Ritterrecht

EINE NACHDENKLICHE ANEKDOTE

VON H. BERTRAM

Um die Jahrhundertwende starb in Riga ein angesehener deutscher Rechtsanwalt, wir wollen ihn Brand nennen. Der Anwalt war ein großer Bücherfreund gewesen, seine Bibliothek barg manch kostbaren Band, vornehmlich ältere Drucke zur Landesgeschichte. Nach seinem Tode erwies sich freilich, daß das hinterlassene Barvermögen geringer war als zuvor angenommen. Die Witwe, die mehrere Kinder großzuziehen hatte, sah sich bald genötigt, die Bücherei zu Geld zu machen. Ein befreundeter Antiquar ging ihr dabei zur Hand. An Liebhabern fehlte es nicht, und binnen kurzem war der nicht sehr umfangreiche, aber erlesene Bestand verkauft und über die ganze Provinz zerstreut.

Zu jener Zeit war auch der Leiter des städtischen Archivs noch ein Deutscher, ein zurückgezogen lebender, nur seinen Büchern und der Wissenschaft ergebener Gelehrter. Ihm hatten es besonders die alten Rechtsammlungen des ehemaligen Ordenslandes angetan. Und so fehlte auch er nicht unter den Käufern des Brandischen Nachlasses, denn eines der schönsten Stücke davon war eine prächtige niederdeutsche Ausgabe des ältesten livländischen Ritterrechts aus dem frühen 16. Jahrhundert.

Es war ein starker Quartband, in dauerhaftes Schweinsleder gebunden und sorgfältig gepreßt. Und da der dafür angelegte Preis von drei Goldrubeln im Verhältnis zum Seltenheitswert der Ausgabe nicht hoch erschien, entrichtete ihn der Bibliothekar gerne aus eigener Tasche. Neben einer Anzahl von Erwerbungen, die er für die städtische Bücherei getätigt hatte, trug er nun auch das alte Ritterrecht in seine Diensträume, doch stellte er es nicht hier auf, sondern nahm es am Abend in seine eigene Wohnung mit. Hier erhielt es seinen Ehrenplatz auf dem rotpolierten Bücherbord gegenüber dem Schreibtisch. Und der stille Mann hatte oft seine Freude darin, wenn er an das Regal trat, etwa um eine Textstelle nachzusehen oder zu vergleichen und mit der Hand liebevoll über den Rücken des

hellen Schweinslederbandes strich, bevor er ihn an seinen Platz zurückstellte.

So verging nun eine geraume Zeit, vielleicht ein halbdutzend Jahre oder mehr. Der älteste Sohn des verstorbenen Brand war von der Universität gekommen und hatte selbst in der Vaterstadt eine Praxis begonnen. Im Dasein des Stadtbibliothekars aber hatte sich nicht viel verändert, außer daß der Ruf seiner gediegenen Gründlichkeit und seines wissenschaftlichen Könnens ihm auch außerhalb der engeren Heimat einen Namen zu machen begonnen hatte. Beiträge und Rezensionen aus seiner Feder erschienen in den Fachzeitschriften des In- und Auslandes, und sein wissenschaftlicher Briefwechsel hatte längst einen Umfang angenommen, der ihm sogar lästig zu werden drohte, weil er einen allzu großen Teil seiner Arbeitszeit zu beanspruchen begann.

Es geschah nun, daß ihn eines Tages auch ein Schreiben des Preussischen Staatsarchivs in Berlin erreichte mit der Anfrage, ob in Riga vielleicht noch ein Exemplar des frühen livländischen Ritterrechts aufzufinden sei. Gesucht werde ein bestimmter Erstdruck aus dem Jahre 15... Man sei geneigt, einen guten Preis dafür zu zahlen und bitte den bekannten Bibliothekar um seine freundliche Vermittlung.

Der Stadtbibliothekar trat nach Empfang dieses Schreibens an sein Bücherbord, griff nach dem schönen, mit aller handwerklichen Sorgfalt jener Zeit gedruckten Bande, schlug zur Sicherheit noch einmal das Druckjahr auf, nickte mit befriedigtem Besitzerstolz und setzte sich dann zur Beantwortung eines Briefes an seinen Schreibtisch: Die Rigaer Stadtbibliothek besitze von dem genannten Werk nur ein einziges Exemplar, das nicht hergegeben werden könne. Von weiteren verkäuflichen Exemplaren sei ihm nichts bekannt. Im übrigen rate er jedoch zu einer Umfrage bei den Universitätsbibliotheken von Dorpat und Upsala oder den städtischen Büchereien von Reval und Stockholm, ferner bei einigen bedeu-

tenderen Antiquaren, deren Anschriften er beizufügen sich beehre.

Mit diesem Briefwechsel hatte die Angelegenheit doch nicht ihr Bewenden. Etwa ein halbes Jahr später traf ein erneutes und dringliches Schreiben aus Berlin ein: Die Nachfrage bei sämtlichen Bibliotheken und Antiquaren habe ein negatives Ergebnis gezeigt. Es erwies sich, daß von dem genannten Druck offenbar überhaupt nur noch zwei Stücke greifbar vorhanden seien: nämlich das eine Exemplar der Rigaer Stadtbibliothek und ein weiteres in Upsala. Doch sei es natürlich immer noch denkbar, daß sich eine weitere Ausgabe des livländischen Ritterrechts in Privatbesitz im Baltikum ermitteln lasse. Für diesen Fall sei das Preußische Staatsarchiv nach wie vor an einem Ankauf dringend interessiert und bitte den Herrn Stadtbibliothekar höflich um seine freundliche Vermittlung. Man sei bereit, einen Kaufpreis von achthundert Goldmark für das Buch zu zahlen.

Damals, vor dem ersten Weltkrieg waren achthundert Goldmark viel Geld — mehr jedenfalls als das Einkommen eines Rigaer Stadtbibliothekars in einem Vierteljahr betrug. So war es kein Wunder, daß dieser von dem Angebot betroffen wurde, ja geradezu erschrocken. Er wollte nicht daran denken — was ging ihn das Preußische Staatsarchiv mit seinen Wünschen an! Aber jedesmal, wenn er sich an seinen Schreibtisch setzte, erhob sich an der Wand gegenüber wie mit einer stummen Frage das hohe Bücherregal, und auf dem dritten Bord links stand das alte Ritterrecht, er konnte diesem Anblick gar nicht ausweichen. Doch schuf ihm dieser kein Behagen mehr wie ehemals, sondern Unruhe und Beklommenheit. Es wollte dem Stadtbibliothekar nicht mehr gelingen, seine Gedanken zusammenzuhalten und sich auf seine Arbeiten zu konzentrieren. Unwürdig und drückend war dieser Zustand. Schon nach wenigen Tagen wußte der Mann, daß er sich durch eine Entscheidung befreien mußte.

Es geschah eines trüben Nachmittages im gleichen September, daß sich bei dem jungen Rechtsanwalt Brand ein verspäteter Besucher melden ließ. In dem Eintretenden erkannte er sogleich den allgemein geachteten Bibliothekar. Der Gast trug ein eingewickeltes Paket unter dem Arm. Umständlich öffnete er die Verschnürung, entfernte das umhüllende Papier: es war das alte Ritterrecht. Der Stadtbibliothekar schlug den Einband auf, da stand auf der zweiten Seite über einem altmodischen Schnörkel der Namenszug Alexander Brand. Der Anwalt erkannte sogleich die Schrift seines Vaters.

„Ich habe diesen Band aus dem Nachlaß Ihres Herrn Vaters gekauft“, sagte der Besucher und räusperte sich mehrfach; denn das Sprechen fiel ihm nicht leicht. „Ich habe drei Rubel dafür gezahlt, das war der geforderte Preis. Nun ist aus Berlin ein Angebot auf das Buch gekommen. Man will achthundert Mark dafür bezahlen, also ist es auch so viel wert. Ich bin kein reicher Mann. Ich habe mein Herz an den schönen Druck gehängt, aber so viel kann ich natürlich nicht aufbringen, auch die Hälfte nicht. Auf der andern Seite geht es nun auch nicht mehr an, daß ich das Buch behalte, ich würde damit zum Betrüger an Ihnen. Der war ich bislang nicht, ich habe ja das Buch nach bestem Wissen und Gewissen bezahlt, aber jetzt wäre ich eben ein Betrüger. Erlauben Sie mir daher, daß ich Ihnen das Ritterrecht zurückbringe. Ich habe lange überlegt, es ist doch wohl die einzige Lösung.“

Der junge Brand wußte nicht recht, was er sagen sollte. Er war selbst ein großer Bücherfreund, der Verlust der väterlichen Bibliothek hatte ihn manchen schmerzlichen Gedanken gekostet. Nun erblickte er das schönste Stück aus seines Vaters Besitz auf seinem Schreibtisch vor sich. Das Herz schlug ihm höher. Andererseits war es ihm peinlich, das Opfer des andern anzunehmen. Unschlüssig sah er vom Buch auf den Besuch und wieder zurück. Aber bevor er noch eine Antwort formen konnte, legte jener ihm die Hand auf den Arm: „Ich weiß, was Sie sagen wollen. Bitte, lassen wir doch im Augenblick die höflichen Formen. Es geht ja um das Wesentliche, also bleibt es bei der Rückgabe. Doch wenn ich gleich jetzt eine Bitte hinzufügen darf, so ist es die: Verkaufen Sie das alte Ritterrecht nicht auch nicht für den hohen Preis. Ihr Herr Vater hätte es auch nicht getan. Ich glaube, Sie würden in seinem Sinn handeln, wenn Sie den Band wieder auf seinen alten Platz stellen — und mir jedenfalls ist dann dieser Gang sehr, sehr viel leichter geworden.“

Als der Stadtbibliothekar an jenem Abend in seine Wohnung zurückkehrte, mag er die drei goldenen Rubelstücke mit dem eingetragenen Bild des Zaren recht nachdenklich in der Hand gewogen haben, bevor er sie nach seiner Gewohnheit in die Schreibtischschublade warf. Das Geld gab damals einen guten und echten Klang. Heute kennen wir ja nur Papier, das ist nicht dasselbe.

Und es ist zwar sicherlich nicht so, daß man heute Menschen vom Schlage dieses Rigaer Stadtbibliothekars nicht begegnete, aber sie sind sehr selten geworden, und das ist schade.

Aufruf zur Kolbenhayer - Spende

Bochum-Grumme, Hiltropstr. 207a, den 22. 7. 49.

Sehr geehrter Kolbenhayerfreund!

Wir bitten, Ihnen das Nachstehende vortragen zu dürfen und dann zu erwägen, wie Sie helfen könnten.

Der Dichter wurde nach der bekannten beschämenden Einstufung in Gruppe 2 bei seiner Entnazifizierung in Lebensverhältnissen befunden, die dringend Hilfe erfordern. Kolbenhayer lebt mit seiner Frau, die kürzlich schwer leidend ins Krankenhaus nach Göppingen gebracht werden mußte, von 80.— DM monatlich, die zum nackten Lebensunterhalt übrig bleiben. Wir haben in Erfahrung gebracht, daß ihm Portoaufwendungen für die notwendige, umfangreiche Korrespondenz schwer fallen. Unterzeichneter kleiner Freundeskreis schlägt folgenden Weg zur wirksamen und schnellen Hilfe vor: Alle, die sich dem Dichter und seinem Werk verbunden fühlen, zahlen eine kleine monatliche Hilfe. Schon 1.— DM monatlich von den Vielen gegeben, kann dem Dichter die notwendige finanzielle Bewegungsfreiheit geben und seine geistige Wirksamkeit sichern. Es geht darum, Kraft und Lebensfreude für das große Werk, an dem K. zur Zeit arbeitet, zu erhalten. Wir Kolbenhayerfreunde empfinden es als eine Verpflichtung, äußere Bedingungen für den Austrag des Werkes, auf das die Welt mehr als je ein Anrecht hat, zu erleichtern und bitten nun alle Freunde des Dichters, Beträge, die sie als Hilfeleistung geben könnten, auf das Konto „Kolbenhayer-spende“ bei der Rheinisch-Westfälischen Bank, Herford (21a) einzuzahlen.

Dr. Marquardt

Dr. Niemann

W. R. Reuter.

Bochum-Grumme, 2. 8. 49.

Nachtrag zu unserem Rundschreiben vom 22. 7. 49.

Wir haben Dr. Kolbenhayer von dem an alle Freunde geschickten Rundschreiben verständigt. Darauf richtet er an uns die Bitte, unsere finanzielle Hilfe für ihn auf eine einmalige „Posthilfe“ zu beschränken. Der Dichter will also für sich selbst keinerlei Hilfe beanspruchen, sondern von seinen Freunden nur einen einmaligen Sammlungsbetrag annehmen, der es ihm ermöglichen soll, die umfangreiche In- und Auslandskorrespondenz aufrechtzuerhalten.

Wörtlich heißt es in seiner Bitte:

„Ich bin über die unerwartete Fürsorge meiner Freunde, durch eine Kolbenhayer-spende mir die **Postmittel** zu erleichtern, tief gerührt und danke allen meinen Freunden herzlich. Ich ersuche aber, diese Spende nicht allmonatlich zu wiederholen oder sie zu erhöhen, sondern es bei einer **einmaligen Zuwendung**, die ich dankbar als ein Zeichen herzlicher Verbundenheit und Fürsorge entgegennehme, bewenden zu lassen. Ich hoffe in absehbarer Zeit mit meiner Kammerangelegenheit dahin zu kommen, daß entweder die Kassation des ersten Urteils oder in einer Berufungsverhandlung dessen wesentliche Abänderung erreicht werden wird. Ich kann dann mit der Freigabe meines Restvermögens rechnen und hoffe mancher kleiner Bedrängnisse überhoben zu bleiben.“

Ich bitte, meine Freunde dankbar zu grüßen!

E. G. Kolbenhayer.“

Im Auftrag des Bochumer Kreises,

Reuter.

Der Dürer-Verlag, Casilla Correo 2398 — Buenos Aires, stellt sich zur Vermittlung von Spenden zur Verfügung.

Der Sieg des Kindes

VON MARIA KAHLE

Der lange Krieg war über das Land gegangen, bald dreißig Jahre währte schon das Morden und Plündern und Brennen. Kein Ort so klein, daß ihn die hungrigen Landsknechte nicht zu finden gewußt hätten auf ihrem Zuge durch das Gebirge.

Auch in das versteckte Dorf am Berghange, das zehn Jahre hindurch mitten im Kriege seinen bürgerlichen Frieden hüten konnte, hatten sie an einem Sommerabend ihre Brandfackeln geworfen; die Gehöfte waren zerstört, die Bewohner erschlagen oder geflohen. Ueber die Häusertrümmer hinweg begann der Wald zu wachsen, gierig wucherndes Gestrüpp, schwermütige Wildnis. Zu steinharter Wüstung waren die Acker geworden, über die keine Hand mehr die Pflugchar führte.

Aber nach Jahr und Tag war einer der Flüchtlinge zurückgekommen, der alte Schäfer Merten. Drei Schafe und ein geduldiges Ziegentier brachte er mit aus den Wäldern. In einem Stall mit windschiefer Dach, der abseits vom Dorfe lag und dadurch vor dem Feuer bewahrt geblieben war, richtete er sich seine Wohnstatt ein: eine Schütte Stroh für das Lager, Bank und Tisch, die er aus dem halbverkohnten Hausrat der Bauernhöfe herausfuchte, und die Scherben Geschirr, die er fand. Ein paar Hände voll Saatkorn entdeckte er unter den Scheunenresten, Hirse und ein wenig Hafer. Damit bestellte er den kleinen Acker, den er mühevoll umgrub. Apfelbäume aus den verwüsteten Gärten trugen ihm ihre Frucht. Auch fand er in der wuchernden Wildnis Futter genug für seine Tiere.

Jeder Tag jedoch, der ihn über die eingestunkenen Mauern, die verkohlten Balken, durch die Totenstille des untergegangenen Dorfes führte, rief immer wieder die grauenhaften Bilder wach, die ihn bis in seinen Schlaf verfolgten. Vor seinen Augen hatten die Soldaten seine Tochter, das siebzehnjährige Kind Lina, zu Tode gemartert, bis er aufbrüllend die Stricke zerriß, die ihn banden, den teuflischsten der Quäler niederschlug und rasend um sich hauend im Getümmel entflohen. „Vater!“ gellte der Ruf seines Sohnes ihm nach, den die wüste Horde gefesselt mit sich fortgeschleppte.

Nur darum lebte er noch, nur darum war er heimgekommen in diese Wüste, weil er auf die Rückkehr des Sohnes hoffte, auf sie wartete von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr.

Er fürchtete sich nicht vor der Einsamkeit, der hagere weißbärtige Alte. Unter Schutt und Steinhäufen suchte er die Gebeine der Erschlagenen und begrub sie auf dem Friedhof, über dem der Glockenturm der Dorfkirche halbzerfallen ragte. Er sprach kein Gebet dabei; wo war der Gott, von dem sie in frommen Friedenszeiten gepredigt hatten! Der Gott der Liebe, wo hatte er seine Macht gezeigt in diesen dreißig Jahren, da deutsches Land ertrank in Bruderblut! Wie Raubtiere sind die Menschen geworden, wie die Wölfe in den hohen Wäldern des Gebirges.

Zwei Schwedentknechte, die sich ins Dorf verirrt, lockte er in die Diele eines verwüsteten Bauernhauses und versprach, ihnen Beute zu weisen; ein silbernes Kreuz stachelte ihre Gier. Als sie danach griffen, schlug er sie hohnlachend tot.

Nur seine Tiere liebte er. Die demütigen Schäflein, die im Unkrautacker Nahrung suchten, das Ziegentier, das seinen Kopf am blauen wolkenen Schäferock schauerte, die Rehe, die abends aus dem Walde heraustraten, die Waldvögel, die im Winter bettelnd im Schnee vor dem Stalle nach Körnern pflückten.

Mit eisklirrenden Stürmen war der Winter gekommen. Eine große Fichte stand neben dem Stall des Schäfers, ihre breiten Äste hingen schwer von Schnee herab, körnig weiß glitzerte die Flockenlast auf dem dunklen Gezweig. Tiefverschneit lag das Land unter einem grauen wolkensternen Himmel. Es dämmerte schon am frühen Nachmittage. Ein Rabe flog krächzend und flügelstlagend auf den Fichtenbaum, der Schnee staubte; in der toten Weite hallte der heisere Vogelschrei und verging in der Einsamkeit.

Vom Walde her kam eine dunkle verummte Gestalt geschritten; mühsam gegen den Sturm ankämpfend, blieb sie im Schatten der Fichte stehen und hob das Haupt nach dem Herdrauch hin, der in blauen Schwaden aus dem Stalldach zog. Eine Frau... das bleiche Gesicht fast ganz vom wollenen Kopftuch verhüllt. Zögernd, ängstlich kam sie näher, klopfte an die Tür, — wie zu Tode ermattet lehnte sie sich gegen das raue Holz. Da wurde die Tür so heftig aufgerissen, daß sie schwankte und auf der Schwelle zusammenbrach, zu Füßen des Schäfers, der sie entsetzt anstarrte. Das schwarze Tuch war von ihren blonden Flechten gegliedert, hilflos flehend

sahen ihre Augen ihn an. „Lina“, stöhnte der Alte. Der flackernde Schein des Herdfeuers huschte über verhärmte, fast wächsern bleiche Züge. „Barmherzigkeit, helft mir!“ flüsterte sie zu ihm empor. Wie ein Erwachen ging es über das Gesicht des Schäfers. Er hob sie auf und führte sie zur Bank ans Feuer. Willenlos ließ sie es geschehen. Als er den schneenassen Mantel von ihr nahm, sah er, daß sie gesegneten Leibes war. In tiefer Verstörtheit hingen seine Blicke an ihr, an dem schmalen Gesicht mit den großen grauen Augen, dem blonden Haar. Durch die offene Tür schimmerte der verschneite Abend herein, — er eilte hin, sie zu schließen, und entzündete einen Kienspan, geschäftig hastend in der verwirrten Erregung, die ihn erfüllte. Er scheuchte seine Tiere zurück, die neugierig sich herangeschlichen hatten. — „Wer seid Ihr?“ fragte er halb abgewandt und mühte sich, das Zittern, das seine Worte undeutlich machte, zu bezwingen.

Ein Seufzer antwortete ihm. „Ach, eine arme Magd“, sagte die Stimme, die so hold ihm klang, die Menschenstimme in seiner Einsamkeit.

„Geflohen bin ich vor den wilden Knechten, war lange in der Irre im Wald, fand keine Herberge.“

„Im Wald, bei so harter Kälte?“ brachte er mühsam hervor.

„Viele Tage“, klagte die müde Stimme. „Kann nicht mehr weiter, bitt euch um Gottes willen, laßt mich hier rasten!“

„Bleiben könnt Ihr, so lange Ihr wollt, Frau“, sagte der Schäfer, und es war ihm immer noch wie im Traum, sodaß er nicht wagte, sie anzusehen. Plötzlich durchfuhr es ihn: viele Tage im Wald, wie wird sie gehungert haben! Hurtig wärmte er Brei am Herd und süße Milch; er rückte den Tisch mit der angelehnten Eichenplatte nahe vor die Bank, auf der sie saß; und als er merkte, wie wohlighatmend die Erschöpfte aß und trank, holte er vom Wandbrett die schönsten rotbackigen Äpfel und schob sie mit unbeholfener Gebärde ihr zu.

„Ihr seid so gut“, sagte sie leise.

Wie ein Blitz brachen ihre Worte in Schäfer Mertens Seele. Gut? — Was wußte diese Frau? Was wußte sie vom Bösen in der Welt, von Morden und Rauben, von Fluch und Haß und Rache?

Er blieb vor dem Tisch stehen und sah sie an. Ja, nun hatte er Mut, sie anzusehen; feindselig suchten seine Augen ihr bleiches Gesicht. „Es gibt nichts Gutes mehr auf der Erde! Habt Ihr nicht dies Dorf gesehen? Kein Haus steht mehr, verbrannt, erschlagen,

gemartert alle, die hier lebten. Tausend Dörfer sind wie dieses. Es gibt keinen Gott, es gibt kein Gutes, es gibt keine Liebe!“

Sie hörte wohl nur das Letzte. Ihr blaßes Gesicht war jäh wie von einem inneren Leuchten überflammt: „O schweigt, es gibt noch Liebe, ich weiß es. Und darum gibt es noch Gottes Güte.“ — Unwillkürlich faltete sie die Hände über dem Herzen. Und als käme ihr Antwort aus dem verborgenen Leben, das in ihr kloppte, ging da ein Zucken durch ihren Körper. Zitternd bog sie sich zurück, ihre Hände verschlungen sich krampfhaft.

Der Alte erschrak. Er sah, daß sie ihre schwere Stunde erwartete.

Auf der Strohschütte bereitete er ihr ein Lager, schleppte herbei, was er an Decken aus guter Schafwolle besaß. Einen heilsamen Kräutertee kochte er am Herdfeuer, und als er die warm eingehüllt Liegende versorgte, mußte er plötzlich an sein Weib denken, das vor langen, langen Jahren jung war wie diese, — als noch der Friede die Heimat segnete.

Zunkelnde Lichter lockte die Morgensonne aus dem verschneiten Land, da erwachte der Schäfer in einem Winkel des Stalles von einem Jubelruf, der in seine vermorrenen Träume drang. Er stürzte zum Lager der Magd; da hob sie ihm das Kindlein entgegen, den kleinen schreienden Knaben. Wie er aber sah, daß seine Schafe sich um das Lager der Mutter gedrängt hatten und zu ihren Füßen lagen, mit einfältigen Köpfen zu dem Kind hinschauend, wirrte es ihm wieder den Sinn, daß er niedersank, der weißbärtige Alte, und vor einem Wunder zagend ausrief: „Ist Weihnacht heute?“

„Das Kind ist geboren!“ frohlockte die selige Mutter. „Seht, es ist hell und gesund und klar!“

Merten verbarg das Gesicht in den Händen. „Ich habe viel gesündigt“, stammelte er. „Haß gegen Haß vergalt ich, Menschen erschlug ich, ich glaubte nicht mehr an Gott...“ Und es war ihm, als kniete er vor der Krippe wie einst als Knabe.

„Ihr glaubtet nicht mehr an die Liebe“, sagte die Mutter, und preßte das Kind an ihr Herz.

Aber der Knabe schrie und wehrte sich ungehörig mit den winzigen Fäustchen. „Seht, er will sein Recht haben zum Leben“, lächelte sie und gab ihm zu trinken.

„Zum Leben —“ murmelte der Alte, und innerste Erschütterung trieb ihm heiße Tränen in die Augen.

„Wenn dies Kind groß ist, wird Friede sein“, sagte die Mutter gläubig.

Unser Weihnachtswunsch!

Auch wir haben einen Weihnachtswunsch und hoffen, daß recht viele unserer Leser und Freunde mit froher Anteilnahme an seiner Erfüllung mitwirken.

Er gilt unseren vielhundert Dichtern, Schriftstellern, Wissenschaftlern, Ostvertriebenen, Kinderreichen, Witwen, Waisen und Familienangehörigen, die seit Dezember 1948 im Rahmen unseres „Dankes an Geistes schaffende“ betreut werden.

Die Anforderungen sind gewachsen, also muß auch der Preis der Teilnehmenden wachsen.

Als einer von vielen schreibt uns der Schriftsteller Otto Dirschauer: „... mit dem in unserer Lage so überaus wertvollen Inhalt in tadellosem Zustande bei mir angekommen ist. Nach dem Verlust der Heimat und des ganzen Lebenswerkes ist man sehr dankbar und gerührt, wenn man eine solche Ueberraschung erlebt und schätzt die Gesinnung des Spenders noch höher als die Gabe selbst.“

Unser Weihnachtsgruß an die Vielen, denen wir alle so viel zu danken haben, soll die Bereitschaft sein, mit allen Kräften zu einem guten Erfolg des „Dankes“ beizutragen.

Wir werden demnächst die Geschenke bekanntgeben, die auf diese Weise von Argentinien, Brasilien, Chile, Bolivien und Paraguay versandt wurden.

Wir stehen auch weiterhin selbstverständlich zur Verfügung, um die Sendungen zu vermitteln.

Der Weg

Dürer-Verlag, Casilla 2398, Bs. Aires.

Deutsches Brauchtum in Südtirol

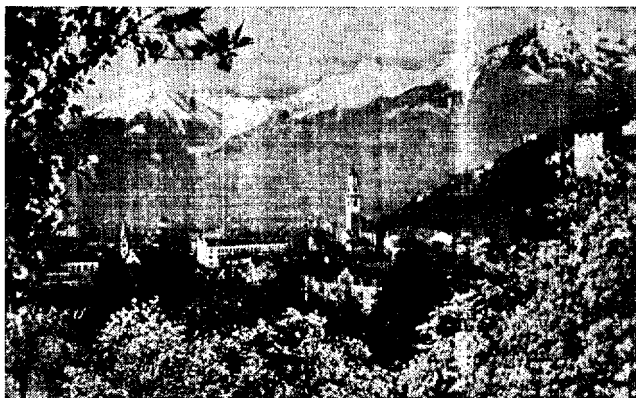
VON HANS NAGELE

echtes, unverfälschtes Brauchtum ist meist auf einen kleinen, begrenzten Kreis von Personen abgestellt: Familie, Hof oder Dorf. Es ist nie aufdringlich und wird nicht jedem fremden Besucher „vorgeführt“. Es wird von einer Gemeinschaft getragen, gepflegt und erhalten und ist für diese Gemeinschaft da. Weiß man das nicht und kommt man nicht gerade genau zu der Zeit des Jahreslaufes in die Gegend, wo es gepflegt wird, so erfährt man nichts davon, wenn man nicht ausdrücklich danach fragt. Es ist so selbstverständlich, daß es keinem Dorfbewohner einfällt, von selbst davon zu reden oder es anzupreisen. Wirkliches Brauchtum gehört zur dörflichen Gemeinschaft wie Regen und Sonnenschein, wie Tag und Nacht. In einer richtigen Dorfgemeinschaft fällt es erst dann auf, wenn es nicht mehr ist.

voneinander wußten. Und doch haben Burggräfler und Eggentaler und Fleimstaler mit Staunen festgestellt, daß sie Träger eines Brauches waren und sind und alle Grundschwünge und -griffe gemeinsam haben und verwenden. Und nicht nur das. Auch der Fahnenchwinger aus der Schweiz machte davon keine Ausnahme, wenn auch dort der uralte Brauch einen Ausbau ins Artistische gefunden hat.

Wenige von den Teilnehmern dieses Volksfestes hatten Kenntnis von der Pflege des FahnenSchwingers in unserem Lande und in seinen verschiedenen Tälern und Gegenden. Wenige kannten auch das Rangeln vom eigenen Ansehen, obwohl die meisten die Gegend, wo der Brauch geübt wird, kannten. Sie waren dort schon gewesen. Am Brauch sind sie vorübergegangen, von ihm konnten sie nichts erfahren, weil sie nicht gerade an dem Tage dort waren, an welchem er geübt wird.

Es gibt in unserem Lande ein starkes, lebendiges Brauchtum. Nicht mehr in den Städten. Dort gibt es heute keine Gemeinschaft mehr, die es tragen kann. Das meiste ist mit dem Zerbrechen der handwerklichen Zünfte



Blick auf Meran.

Ein vorzügliches Beispiel hierfür bietet das Volksfest des Heimatschutzvereines auf Matschatsch: Zum ersten Male haben sich Fahnenchwinger aus verschiedenen Gegenden unserer Region getroffen, die voneinander erst durch diese Veranstaltung erfuhren und vorher nichts



Die Lauben in Meran.



Das Tal der Etsch und Schloß Tirol oberhalb Meran.

verloren gegangen. Aber in den Dörfern, auf Bergen und in Tälern haben die Gemeinschaften der Schützenkompanien zuerst und die Musikkapellen — die ja im Rahmen der Schützenkompanien gegründet wurden — später wesentliche Teile des örtlichen Brauchtums lebendig gehalten.

Dazu gehört in erster Linie die Tracht. Die Musikkapelle der Gemeinde, der Fraktion, ist die berufene Trägerin des Trachtengedankens. Sie ist nie und nirgends Selbstzweck, sie dient der örtlichen Gemeinschaft wie kein anderer örtlicher Verein: Bei Fest und Feier, bei freudigen und traurigen Anlässen ist da die Musik als irgendeine bestellte Musik von irgendwo, sondern als die Musikkapelle des Ortes. Dem kann sie durch nichts besseren Ausdruck geben als durch das Tragen einer Gewandung, die die Gewandung des Ortes ist: die heimattliche Tracht.

Aus diesem Grunde und weil unsere Kapellen bewußt in diesem Dienst an der örtlichen Gemeinschaft stehen, haben wir so viele Kapellen und deshalb tragen weit mehr als die Hälfte unserer Musiker die Ortstracht. Ihre Marktentenderinnen aber tragen dazu bei, daß nicht nur die Ueberlieferung der Männertracht, sondern auch die der Frauentracht erhalten bleibt.

Das musikalische Brauchtum wird zum Teil — wie das Neujahrsspielen usw. — von der

ganzen Kapelle geliebt, zum andern jedoch von kleineren Abteilungen, den sogenannten Dorfmusikern oder „Böhmischen“ gepflogen. Letzteren obliegt besonders die Pflege der alten Tanzweisen, das Aufspielen bei Hochzeiten usw. Bläserquartette bilden sich zum „Turmblasen“ und geben dem Weihnachtsfest eine besondere Note im Dorf. Das Mitwirken von Mitgliedern der Blaskapellen bei gemischten „Schrammeln“ bietet eine weitere Gewähr für die Erhaltung von Volksmusik.

Seit dem Verschwinden der Schützenkompanien sind die FahnenSchwinger des Burggrafenamtes zur Musikkapelle getreten und schwingen ihr „Fahnl“ zu den Klängen ihrer Musikkapelle an den überlieferten Tagen des Jahres. Auch die Welschnofner FahnlSchwinger.



FahnlSchwinger.

Approved For Release 2002/01/16



Nach dem Gottesdienst.



Während der Prozession.

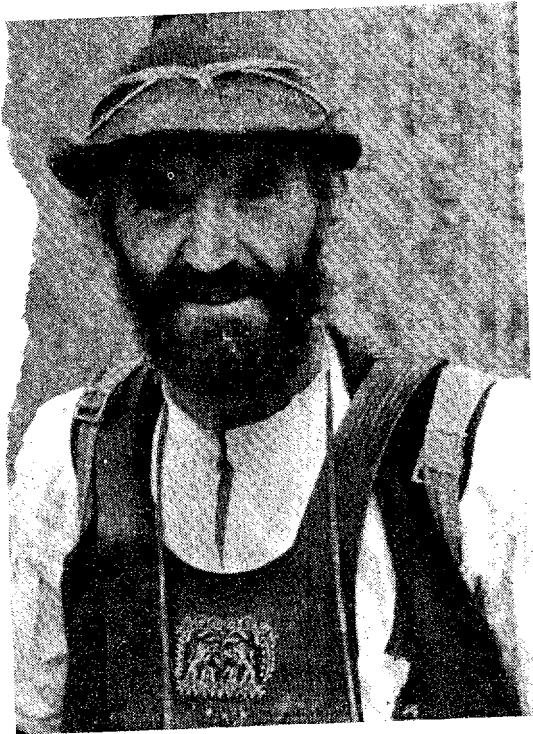


Bei der Predigt.



Kastelrutherin.

Approved For Release 2002/01/16 : CIA-RDP 83-00413R004200040004-6



Alter Bauer aus dem Sarntal.



Die „Böhmische“ kommt.



Grödener Tracht



Vor dem Kirchgang.

ger werden sich an ihre Ortskapelle anschließen müssen und es wird die Aufgabe der Musikkapelle T i e r s sein, dafür zu sorgen, daß der letzte Fahnschwinger ihrer Gemeinde, Herr Anton Damian, bald einen Nachfolger abrichtet, damit der schöne Brauch in Tiers erhalten bleibt und wieder zu Leben zieht, wie im benachbarten Welschnofen.

Dabei sei eingestrichen, daß Herr Damian der einzige Fahnschwinger Südtirols ist, der, während der Schützenkreis eine Salve schoss, sein „Fahndl“ in die Luft warf und wieder auffing. Ueberliefert ist es uns genau so aus Welschnofen, aber geübt wird es dort nimmer. Auch von einem alten Schmied in Carano (Fleimstal) wissen wir noch, daß er die Fahne warf. Aber auch dort ist diese Übung verloren gegangen. Vielleicht sind Zusammenkünfte wie Matschatsch geeignet, auf die Vollständigkeit des Brauches aufmerksam zu machen und zu versuchen, Unterlassungen auszumachen.

Im „Fahnschwingen“ besitzen wir einen Festbrauch, der wie keiner geeignet ist, Schönheit und Wert der Ueberlieferung zu begreifen. Das ist gerade zum Abschluß der Vorführungen auf Matschatsch zutage getreten, als zu den Klängen des „Heimatliedes“ des Marjches von Sepp Thaler die beiden Burggräfer Egen und Radurner gleichzeitig ihre Fahnen geschwungen haben. Da konnte man auch die Freude der Rheinländerin begreifen, daß ihr Mann das Fahnl schwingt, wie es in einem alten, linksrheinischen Spruche heißt:

„Wenn minge Mann dat Fähdnl
schwengt(t),
spring ich üffer (über) Desch
(Tisch) und (d) Bänk!“ —

Musikkapellen sind aber nicht nur willkommenen Helfer bei ländlichen Festen, sie sind auch selbst B e r a n s t a l t e r von solchen. Dabei haben sie reiche Möglichkeit, örtliches Brauchtum lebendig zu erhalten: Volkstanzgruppen, Singgruppen usw. können bei Wiesenfesten und Bällen, bei bunten Abenden usw. erfolgreich eingesetzt werden, ja es bedarf oft nur eines kleinen Anstoßes durch ein solches Fest um vorhandene Leute des Ortes zum Aufbau einer derartigen Gruppe zu bewegen, die man dann ein für allemal zur Verfügung hat.

Darüber hinaus aber sind die Musikkapellen ja ideale Sammelbecken für alle jene Männer und Burschen des Dorfes, die über das eigene Ich den Dienst an einer Gemeinschaft stellen. Diesen nicht zu einseitig zu gestalten, sondern auszubauen zu den verschiedensten Bedürfnissen des Ortes, durch die einjährwilligen Musikanten noch andere aktive Kräfte heranzuziehen, ist nur eine Frage der Musikkführung. Sind dort Leute mit Arbeitsfreude und Initiative tätig, so wird für das örtliche Brauchtum viel geschehen.


Es hat Zeiten gegeben, wo man über die „Volkskultur“ gelächelt hat, und nur allzu leicht glaubte man, die Wichtigkeit ihres Vorhandenseins leugnen zu können. Doch immer mehr setzt sich die Erkenntnis durch, daß wahre Kultur nicht allein durch g r o ß e Geister geschaffen und getragen werden kann, wenn deren Leistungen nicht aus einem Mutterboden allgemeiner kultureller Betätigung erwachsen und von ihm getragen werden.

Unser alter Erdteil Europa ringt heute mehr noch als um seinen materiellen Bestand um die Erhaltung seines Geistes, seiner Kultur. Dabei geht es nicht allein ums „Hochgeistige“, um die „Hohe Kunst“, es geht um die gesamte L e b e n s h a l t u n g der Völker unseres Erdteiles, um die Wahrung unserer tausendjährigen europäischen Ueberlieferungen.

Dazu kann und muß j e d e r beitragen und dabei ist jeder Europäer wichtig. Unser kleines Land ist in der glücklichen Lage, vieles seiner Ueberlieferungen, seines Brauchtums, seiner V o l k s k u l t u r erhalten zu haben. Wenn es uns gelingt, einen kleinen Teil davon den Gästen der Bozner Messe im Rahmen des Messe-Festzuges zur Darstellung zu bringen, wenn es uns gelingt, beim geplanten Brauchtagsabend des Kongresses der europäischen Regionen in Meran einen anderen Teil bekannt zu machen, so glauben wir damit nicht nur auf das Dasein unserer Volksgruppe hinzuweisen, sondern einen Beitrag zu leisten im Ringen unserer Generation um die Erhaltung der europäischen Volkskultur.

* Die Trachtenbilder auf S. 1036/37 stammen von den Photographen Zechbuckel und Hribar. Diese und ähnliche Aufnahmen 18 x 24 cm sind im Dürerhaus erhältlich.

Hamburg bleibt das deutsche Tor zur Welt



VON E. HUMANN

Es kann nur ein lückenhaftes Unterfangen sein, im Rahmen eines kurzen Berichtes einen umfassenden Ueberblick über das Hamburg von 1949 zu geben. Wo soll man anfangen, wo aufhören? Die Bilder können nur einen kleinen Ausschnitt zeigen vom Leben und Treiben dieser Stadt. Sie sollen lediglich Antwort geben auf die bange Frage derer, die die unzerstörbare Hansestadt kennen und lieben: was ist noch da, was ist zerstört? Der Mensch in seiner Arbeit, der Hamburger, der diese Stadt wieder auf die heutige Höhe gebracht hat, tritt auf den Photos äußerlich nicht in Erscheinung. Doch ist es sein Geist, der aus den Bildern spricht, sein Fleiß, der nach der ungeheuren Zerstörung die tödlich verwundete Stadt zum Leben erweckt, der aufgeräumt und wieder aufgebaut hat.

Im Sommer 1943 wurde Hamburg in 10 Bombennächten tödlich getroffen, das Inferno gleich der völligen Vernichtung. Das Ausmaß der Katastrophe, die über Hamburg durch Bomben- und Phosphorregen hereinabgebrochen war, gab Anlaß zu den wildesten Gerüchten im trauernden Deutschland. Die Wirklichkeit blieb grauig genug. 60 000 Menschen sind in jenen Nächten in den Flammen umgekommen, durch Trümmer erschlagen, in ihren Kellern verschüttet, im Rauch elendiglich erstickt, bei lebendigem Leibe verbrannt. Ganze Stadtteile sanken in Schutt und Asche. Die Szenen, die sich in der brennenden Stadt abspielten, waren unbeschreiblich. Unter dem Hagel von Spreng- und Brandbomben, von Luftminen und Phosphorkanistern waren die Wohnviertel zu Trümmeräckern, die Kirchtürme zu lodernnden Fackeln geworden. Die Sonne drang nicht mehr durch die Rauchschwaden, die sich in dicker Schicht über den Stätten der Vernichtung wälzten. Noch waren die Brände nicht gelöscht, als die nächsten Angriffe schon wieder herankamen. Die Menschen, die oft nichts als ihr Leben gerettet hatten, flohen in panischem Schrecken und hatten nur den einen Gedanken: heraus, heraus aus dieser Hölle

des Bombenterrors! Der Untergang der Stadt schien besiegelt.

Aber die Stadt lebte dennoch weiter. Sie erwachte aus ihrer Betäubung. Die Menschen kehrten langsam zurück. Noch während des Krieges, während der dauernden Bedrohung durch weitere Luftangriffe wurde aufgeräumt und mit Aufbauarbeiten begonnen, die erst durch das Ende des Krieges und den Zusammenbruch unterbrochen wurden. Die Hoffnung der Hamburger, nach Kriegsende den Aufbau ihrer Stadt mit allen Kräften weiter betreiben zu können, wurde bitter enttäuscht. Es ging nur langsam voran; Material und Arbeitskräfte fehlten an allen Ecken und Enden. Die Initiative der Hamburger wurde im Hunger- und Rältemwinter 1946/47 auf die schwerste Belastungsprobe gestellt. Nach den Jahren der zermürbenden Bombennächte, nach ständiger Lebensbedrohung, nach Entbehrungen und Hunger drohten jetzt die Nerven zu versagen. Schwerer noch als der Bombenterror lastete die Unmenschlichkeit dieses Winters auf der Stadt. Es war der schlimmste Krisenwinter. Daß 85 Menschen in ihren Wohnungen erfroren aufgefunden wurden, war nur ein Teil der Bilanz. Ohne Feuerung, ohne Strom und Gas, ohne ausreichende Nahrung wurde der Kampf ums Dasein aufreibend, und viele verloren jetzt erst Hoffnung und Mut.

Aber auch dieses Tal wurde überwunden. Man aß Hühnerfutter als Maisbrot und verkaufte das letzte Porzellan gegen britische Konserven bis dieährungsreform wohl alles verarmte mit der Ausnahme der D. B.s, aber doch den Grund legte für eigenes Aufbauen. Wenn auch den Hamburgern nach der Kapitulation in ihrem Wiederaufbau alles viel zu langsam, viel zu schneckenförmig ging, wenn der Behörden- und Beamtenapparat vor Ueberbelastung festzufahren drohte, wenn auch die erfahrenen Beamten aus politischen Gründen entfernt worden waren, es lief doch weiter; und wer Hamburg 1945 das letzte Mal sah, wird erstaunt sein über das Bild der Stadt, das sich ihm heute bietet.



1943

Blick von der Mönckebergstraße auf das Hamburger Rathaus.
Nur die Silhouette des Rathhausturmes ist noch nicht wieder ganz hergestellt.



1949

Der Hafen, der Ende des Krieges weitgehend zerstört war, hat wieder 50% seiner Vorkriegskapazität erreicht. Wenn auch Hamburg durch die Zonengrenze den größten Teil seines Hinterlandes eingebüßt hat (schon bei Lauenburg beginnt „der Osten“!), herrscht im Hafen doch reger Umschlagsbetrieb. Zwar gibt es vorerst noch keine deutschen Ueberseeschiffe, die dort laden und löschen — der größte deutsche Dampfer mit seinen 1.500 Bruttoregistertonnen ist ein Seebädderdampfer —, doch hat der Hamburger Hafen seine Bedeutung nicht verloren. Heute gehen schon wieder 30% des gesamten Außenhandels von Deutschland über Hamburg gegenüber 36% im Jahre 1948. Der Hafen wird bereits wieder von einer Reihe internationaler Schiffsfahrtslinien regelmäßig angelaufen. Die meisten überseeischen Hauptplätze können durch direkte Frachtdienste erreicht werden.

12 Reedereien mit 24 Abfahrten/Ankünften monatlich fahren nach Nordamerika.

7 Reedereien mit 7 Abfahrten/Ankünften nach Südamerika.

4 Reedereien mit 5 Abfahrten/Ankünften nach Afrika.

16 Reedereien mit 22 Abfahrten/Ankünften nach Ostasien.

2 Reedereien mit 1½ Abfahrten/Ankünften nach Australien.

9 Reedereien mit 15 Abfahrten/Ankünften nach Mittelmeer, Spanien, Portugal.

Zu diesen 50 ausländischen Reedereien im Ueberseelinienverkehr kommen 29 Reedereien mit ca. 90 regelmäßigen Abfahrten im Nord- und Ostseeverkehr. Darunter befinden sich bereits vier deutsche Reedereien. Diese erfreuliche Entwicklung war nur durch die großen Erfahrungen der Hamburger Export- und Importkaufmannschaft möglich.

In diesem Zusammenhang seien ein paar Worte über den Verbleib der großen Hamburg-Süd Schiffe gesagt: Soweit sie nicht durch Bomben zerstört wurden wie „Cap Arcona“ (1945 in der Deutschen Bucht), „General Dorio“ (April 1945), „General Artigas“ (Juli 1943), „Monte Sarmiento“ (Februar 1942), „Monte Olivia“ (April 1945) und die „Porto Alegre“ (Februar 1945), wurden sie an die Alliierten abgeliefert wie: „Antonio Delfino“, „General San Martin“ und „Monte Rosa“. Die „Monte Pascoal“ wurde im Dezember 1946 mit Giftgasmunition versenkt. Die deutsche Flotte ist vernichtet oder ausgeliefert, eine neue darf noch nicht gebaut werden. Zwei noch verbliebene, beschädigte Dampfer hat man als schwimmende Hotels ausgebaut, um zusätzlich Uebernachtungsmöglichkeiten zu schaffen: die „St. Louis“ der Hapag, die elsbwärts in Altona liegt, und neuerdings die „Dareßalam“ der Afrikalinien, die bei den Ueberseebrücken vertäut ist, dort, wo früher die großen stolzen Schiffe der Hamburg-Süd vor Anker lagen.

Von ihren Decks aus hat man den schönsten Blick über den Strom und das jenseitige Ufer, das allerdings seine Filigransilhouette der Werftaufbauten sehr stark eingebüßt hat, weniger durch Kriegseinwirkungen, als noch jetzt durch die Demontage. Hier ist die munde Stelle in Hamburgs Aufbau. In zwei der großen Werften wird laut Befehl der Militärregierung nach Kontrollratsbestimmungen abgebaut statt aufgebaut, werden Arbeitsstätten vernichtet statt neue geschaffen. Der Geist der Zerstörung, der in diesem sinnlosen Abbruch waltet, hat viel böses Blut gemacht, und das Thema „Demontage“ ist eines der heißesten Probleme in den deutsch-englischen Beziehung.

Doch läßt sich der Hamburger durch solche nihilistischen Eindrücke nicht entmutigen. Wenn auch seine Werftindustrie durch Krieg und Demontage schwersten Schaden erlitten hat, so ist inzwischen die Bedeutung anderer Industriezweige gewachsen. Aus der Lage Hamburgs als besonders transportgünstig gelegenen Seehafen und Umschlagplatz hat sich eine reichhaltige mittelbetriebliche Veredelungs-, Konsumgut- und Produktionsmittelindustrie entwickelt, die jetzt einen der wesentlichen Faktoren der Hamburger Wirtschaft darstellt, sozusagen eine Industrie rund um den Hafen. Mit Hafen und Schifffahrt eng verbunden ist der Maschinenbau, weiterhin eine hoch entwickelte feinmechanische und optische Industrie. Dazu kommen die Industrien, die auf der Einfuhr überseeischer Rohstoffe basieren: in erster Linie Mineralöl- und Rautschukindustrie, die Metallhütten, Spezialzweige der Textilindustrie und schließlich ein breiter Querschnitt durch die Nahrungs- und Genussmittelindustrie, die mit Delmühlen, Margarinefabriken, Reismühlen, Stärkefabriken, Süßwaren-, Fisch- und Zigarettenindustrie in Hamburg besonders stark vertreten ist. Zur Abrundung des Bildes müssen noch die weit verzweigte chemische und elektromedizinische Industrie, die Bekleidungswertstätten und als jüngster Sproß die Filmindustrie erwähnt werden. Natürlich haben auch diese Betriebe wie die gesamte deutsche Industrie schwer um ihre Existenz zu ringen, aber immerhin hat Hamburg die verhältnismäßig kleinste Arbeitslosenziffer zu verzeichnen. Beson-

ders hoch ist dabei diese industrielle Aufwärtsentwicklung zu veranschlagen, wenn man bedenkt, daß nicht nur durch Beschlagnahme der Rohstoffbasen im Ruhrstatut sondern vor allem auch durch Zerschlagung der leistungsfähigen Kreditinstitute, durch die „Dezentralisation der deutschen Banken“ Kredithilfe nur in kleinstem Umfang zur Verfügung stand. Die weltbekannten Institute wurden zerschlagen und auf Feindbefehl hin umgetauft. Die Commerzbank wurde in Hamburg zur Hansa-Bank, die Deutsche Bank zur Norddeutschen Bank, die Dresdner Bank zur Hamburger Kreditbank. Ist auch bis heute von keiner deutschen Seite die Rechtfertigung dieses Eingriffes anerkannt worden, so zwingt doch die anwesende Besatzungsbehörde zur Befolgung der Erlasse. Damit ist aber an eine großzügige, weiträumige Wirtschaftsplanung von deutscher Seite kaum noch zu denken.

Hamburgs Einwohnerzahl war 1938 nach den Eingemeindungen von Harburg und Altona auf 1,7 Millionen angewachsen. Obwohl fast die Hälfte des Wohnraumes durch Kriegseinwirkungen zerstört war (!), leben doch wieder 1,4 Millionen Menschen in der Stadt. Wo bleiben sie alle? Sie sind zusammengedrückt, oft bis zur Unerträglichkeit zusammengepfercht worden. Alle Böcher, Keller und Loken werden als Wohnraum und Schlafstätten benutzt. Erleichterungen durch Ausbau zerstörter Häuser und Neubauten sind kaum zu spüren, zumal trotz amtlicher Zugangsperre der Zustrom neuer Menschen nicht aufhört. Auch die großen Hochhäuser am Grindelberg, die britische Zeitungen in deutscher Sprache so oft als Zeichen des Aufbaus herausstellten, bedeuten nur einen Tropfen auf den heißen Stein, vor allem da sie vorerst nur für Angehörige der Besatzungsmacht zur Verfügung stehen.



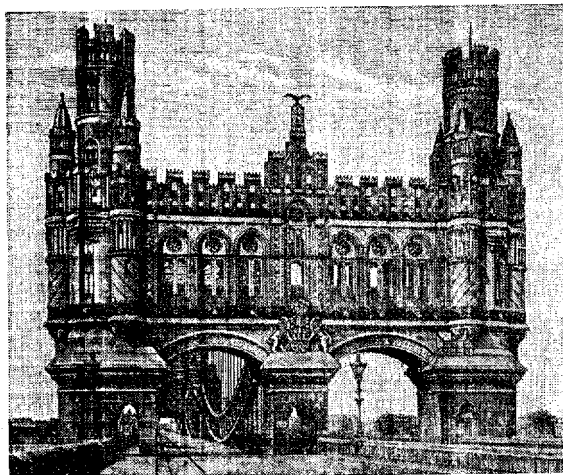
Der Hamburger Hafen, ein Bild von einst und — so wünschen wir — von morgen.

Der Ausfall ganzer Wohngebiete hat neue Verkehrsprobleme mit sich gebracht, die im Laufe der Jahre zum großen Teil überwunden werden konnten. Die Hochbahn ist bis auf ein kleines Stück zwischen Barmbeck und Mundsburg wieder ganz in Betrieb. S-Bahn, Straßenbahnen und Autobusse verkehren wieder regelmäßig und ausreichend; allmählich hat sich die Hamburger Hochbahn A. G. als

Trägerin dieser Verkehrsmittel, außer der S-Bahn, die der Reichsbahn gehört, von dem großen Verlust in ihrem Wagenpark erholt. Die Alster-Dampfer verbinden wieder wie einst das Stadttinnere mit den Wohnbezirken an der Außenalster.

Die Zugverbindungen von und nach Hamburg sind auch wieder fast friedensmäßig. Seit wenigen Wochen verkehrt sogar der „Fliegende Hamburger“ nach Berlin wieder. Er braucht jetzt allerdings mehr als die doppelte

Fahrzeit, denn er muß den „Eisernen Vorhang“ passieren und eine Grenze mitten in Deutschland überwinden; außerdem sind ohnehin die Fahrzeiten aller Züge wesentlich verlängert. Wer jedoch nach Jahren zum ersten Mal wieder in Hamburg ankommt, sollte nicht am Hauptbahnhof aussteigen, sondern bis zum Dammtor durchfahren, denn hier empfängt ihn ein gedeckter Bahnhof. Die Halle des Hamburger Hauptbahnhofes besteht nur noch aus Eisengerüst, durch das zwar oft die Gestirne schimmern, durch das es aber nach Hamburger Art meist regnet, und nasse Bahnsteige sind kein freundlicher Empfang. Wer aber noch schneller und bequemer als mit der Reichsbahn fahren will, darf neuerdings die regelmäßigen Flugverbindungen in die anderen Großstädte der Westzonen benutzen. Liegt auch trotz wiederholter deutscher Vorstellungen die deutsche Verkehrsfliegerei immer noch nicht wieder in deutschen Händen, so sind doch die fremden Flugzeuge wieder teilweise zur Aufnahme deutscher Passagiere auch innerhalb Deutschlands bereit.



Nordportal der älteren Elbbrücke.
Gaulleiter Kauffmann rettete 1945 die Elbbrücke. Der einrückende britische General gab ihm sein Ehrenwort, ihn auf freiem Fuß zu belassen. 4 Wochen nur dauerte dieses Ehrenwort, dann wurde Kaufmann eingekerkert. Er wurde bis heute in der Wälderstraße 100 mehr als 4 Jahre gefangen ohne richterliche Unterlagen! In der hamburgischen Bevölkerung ist die sachliche Regierungsführung dieses allerseits hochgeschätzten Mannes in dankbarer Erinnerung.

Für den Fremden ist mit Hamburg der Begriff „St. Pauli und Reeperbahn“ verbunden. Das Vergnügungsviertel gehört nun einmal dazu wie zu jedem Hafen. Es ist nicht eigentlich typisch hamburgisch, es ist etwas für abenteuerlustige Fremde und erlebnishungrige Zugereiste. In dem ungesunden Klima der Nachkriegszeit vor der Währungsreform

gedieh dort manche Scheinblüte, und auf den Trümmern der Reeperbahn wuchs manches Unternehmen reich und üppig, um jetzt wieder zusammenzufallen. Der Hamburger selbst aber ist im Grunde seines Herzens viel zu nüchtern, um sich lange mit solchem Rummelbetrieb aufzuhalten.

Zum Abschluß müssen noch ein paar Worte über das kulturelle Leben der Stadt gesagt werden, das sich nach dem Krieg wieder reich entfaltet hat. Die Entwicklung war

schwankend: in den ersten beiden Jahren nahm das künstlerische Leben in Hamburg einen ungeahnten Aufschwung, vor allem durch den Zuzug von Berlin, doch dann schienen die Kräfte im zermürbenden Kampf um Dasein wieder zu erlahmen. Viel Hoffnungsvolles wurde begonnen, um doch wieder zu versanden, wertvolle Kräfte wandten sich wieder ab von Hamburg. Wenn auch diese Lähmungerscheinungen nicht ganz überwunden sind und nach der Währungsreform sogar neue Nahrung gefunden haben, so ist doch ein starker Auftrieb nicht zu verkennen. Der Bombenschaden am Hauptgebäude der Universität wurde endlich wieder repariert, das Denkmal von Lettow-Forbeck im Universitätsgarten allerdings ebenso wenig wieder aufgestellt wie das des Kamerun-Pioniers Dominik und damit bislang eine britische Schandtat nicht geüht.

Die Oper hat ihr Haus verloren und spielt teils gastweise im Schauspielhaus, (dem von der Besatzungsmacht zunächst beschlagnahmten einzigen erhaltengebliebenen größeren Theater Hamburgs), teils auf ihrer Behelfs-

bühne. Auch die anderen Theater haben schwere Gebäudeschäden erlitten, auch sie haben sich Behelfsheime gesucht, ohne daß der Spielbetrieb deshalb gehemmt worden wäre. Ja, es gibt sogar ein Zimmertheater, das ein bekannter Schauspieler in seiner Etagenwohnung mit ganz primitiven Mitteln eingerichtet hat. Der Vorrang der Musik in Hamburg wird nicht nur durch eine fortlaufende Kette ausgezeichneter Konzerte offenkundig, sondern auch durch die Tatsache, daß die Stadt über zwei Orchester verfügt: das Philharmonische und das Rundfunkorchester. Der Anteil Hamburgs an der bildenden Kunst ist in beachtlichen Ausstellungen zum Ausdruck gekommen. Die Hamburger Kunsthalle, die sich besonders durch die Pflege der modernen Malerei innerhalb des deutschen Kulturlebens ausgezeichnet, hat ihre Bestände retten können und mocht diese in wechselnden Ausstellungen der Öffentlichkeit zugänglich. Die Bedeutung Hamburgs als Sitz des Nordwestdeutschen Rundfunks und mehrerer Filmproduzenten sowie bekannter Zeitschriften- und Buchverlage ist von großer Reichweite.

Neben der wirtschaftlichen Initiative ist diese Aktivität auf kulturellem Gebiet ein weiterer Beweis dafür, daß Hamburg keine tote Stadt ist. Ihr Geist war durch Bomben nicht zu zerstören und ist trotz aller Ungunst der Zeit wiederauferstanden. Zu diesem Geist gehört die seltsame Mischung von Beharrlichkeit und Beweglichkeit, von Tradition und Fortschritt, die den Hamburger auszeichnet. Sein Gesicht wandte sich von jeher mehr der See

als dem Hinterlande zu, und es gab viele Hamburger, die in Südamerika, Indien und China besser Bescheid wußten als in ihrem eigenen Vaterlande. Der Hamburger liebt den Frieden, weil er ihn für seine Arbeit braucht. Er will sein „Tor zur Welt“ offen halten, auch wenn engstirnige Menschen immer wieder sich darum bemühen, es zuzuschlagen. Hamburgs nationalsozialistischer Gauleiter Kaufmann war es, der den Befehl auf Zerstörung der Elbbrücken im Mai 1945 nicht durchführte.

Hamburgs Bevölkerung setzte nach seiner Festnahme diese so typisch hamburgische Haltung der unbeirrbar entschlossenen Aufbauarbeit fort. Als britische Behörden jetzt widerrechtlich Teile der Werft von Blohm & Voß, jenem Symbol Hamburgs in der ganzen Welt, zerstören wollten, da stellten die Direktoren sie sicher und Rudolf Blohm erklärte vor dem „Gericht“: „Ich kann mich des Eindrucks nicht verwehren, daß man nicht die Zerstörung von Rüstungsanlagen und die Demontage zu Wiederaufbauzwecken im Auge hatte, als vielmehr die Ausschaltung eines Konkurrenten. Ich bin der Auffassung, daß jegliche Demontage in Deutschland der rechtlichen Grundlage entbehrt.“ Mutiges Bekenntnis zur Wahrheit, entschlossenes Zupacken, das kennzeichnete nicht nur früher sondern ebenso in unseren Tagen den echten Hamburger. Und das ist gut so, denn so können wir Hamburger auch hier draußen uns heute noch mit dem gleichen Stolz begrüßen, wie wir es früher taten: Hummel — Hummel! Hamburg, ahoi!

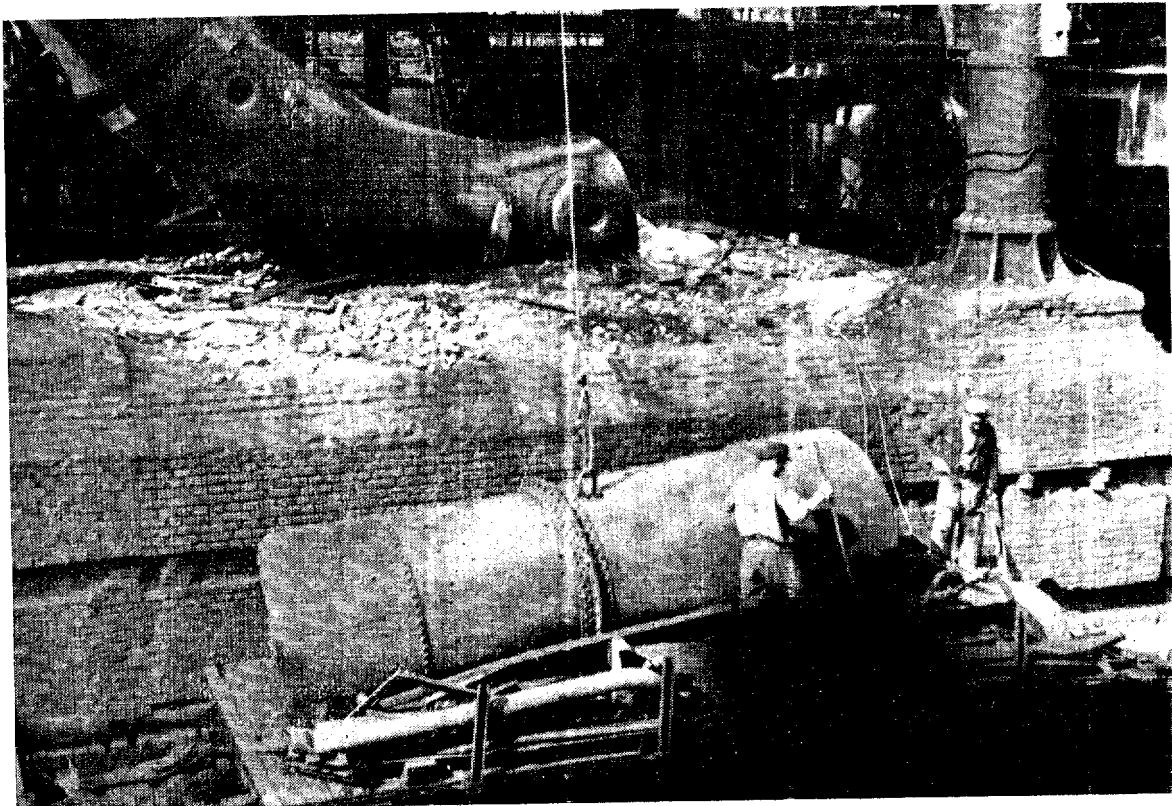


Bürgermeister Max Brauer.

Er war bis 1933 Oberbürgermeister in Altona und machte aus seiner Stadt seinerzeit „die Stadt der Parks an der Elbe“. Er ging als Gegner Hitlers 1933 ins Ausland, wo er jedoch sich nicht zu jenen scharte, die Schmutz auf die Heimat warfen, sondern durch praktische vorbildliche Durchführung größerer Verwaltungsaufgaben in New York und später in Shanghai dem deutschen Namen Ehre machte. Er kehrte 1945 nach Deutschland zurück, nicht aber wie einer der Vielen, die zum Stehlen und Morden zurückkehrten, sondern um in harter Arbeit mitzuhelfen, das Zerstörte wieder aufzubauen. „Ich baue lieber eine Straße, als daß ich ein Gesetz mache“ ist einer der bekanntesten Aussprüche dieses tüchtigen deutschen Beamten. „Ich wäre nicht nach Hamburg zurückgekommen, wenn ich nicht wüßte, daß es bestimmt vorangeht, daß Deutschland und Hamburg wieder zu ihrer alten Blüte gelangen werden“ ist seine von realistischem Optimismus getragene und durch eigenes Zupacken erhärtete Überzeugung.

Bekenntnis zur Wahrheit, entschlossenes Zupacken, das kennzeichnete nicht nur früher sondern ebenso in unseren Tagen den echten Hamburger. Und das ist gut so, denn so können wir Hamburger auch hier draußen uns heute noch mit dem gleichen Stolz begrüßen, wie wir es früher taten: Hummel — Hummel! Hamburg, ahoi!

Approved For Release 2002/01/16 : CIA-RDP83-00415R004200040004-6

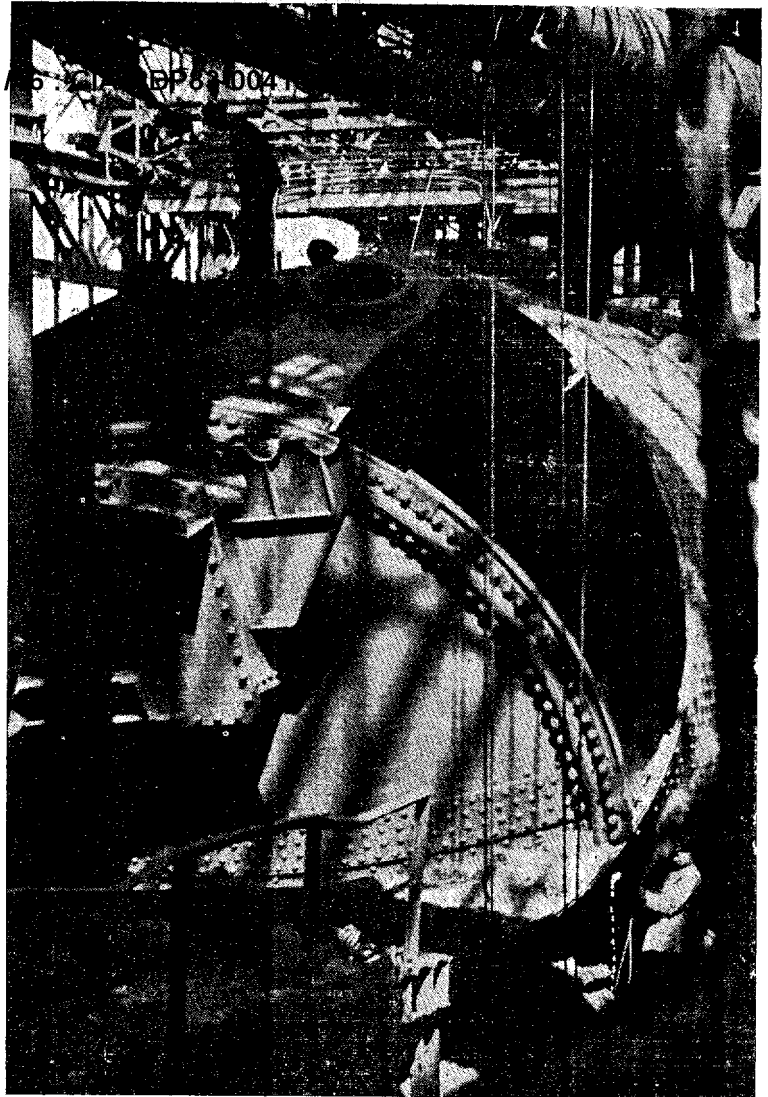


Approved For Release 2002/01/16 : CIA-RDP83-00415R004200040004-6

„Die Demontage der August Thyssen-Hütte wird eingestellt“...

verkündete Bundeskanzler Dr. Konrad Adenauer am 15. November im Bundestag in Bonn als Teilergebnis der Außenministerkonferenz in Paris. Die drei Bilder auf diesen Seiten wurden von einem Sonderberichterstatter aufgenommen, der sie, als Demontagearbeiter verkleidet, entgegen den strengen britischen Befehlen in der August-Thyssen-Hütte aufnahm. Diese dokumentarischen Fotos zeigen, daß in den vergangenen Monaten in jenen Werken nicht „demontiert“, sondern *verschrottet* wurde. Das heißt, es wurde sinnlos *zerstört*. Sie sehen Rohre, die in kleine Stücke zerlegt wurden, wie sie für den Verschrottungssofen benötigt werden. Sie sehen einen Demontagearbeiter, der eine Bessemerbirne auseinandertrennt. Die weißen Flecken sind Tropfen glühenden Eisens, das heruntertröpfelt. Bis zu dem Beschluß der Außenminister in Paris wurde also ganz systematisch *zerstört* und nicht *abgebaut*, „demontiert“. Es wurde viel systematischer und wirksamer zerstört, als es tausende von Bomben und Luftminen während des Krieges tun konnten. Das aber bedeutet, daß die Erklärung der Alliierten und die ihnen nachfolgende Erklärung des Bundeskanzlers irreführend sind. Es ist nicht so, daß jetzt einfach ein teilweise abgebrochenes Werk wieder vervollständigt zu werden braucht, sondern daß hier bereits große Teile eines Werkes so zerstört wurden, daß der Wiederaufbau schon heute Unsummen kosten wird. Die Erklärung der Außenminister war gedacht als eine Beruhigungsspiel für das sich auflehrende deutsche Volk. Sie wurde als „Zugeständnis“ bezeichnet. Die hier veröffentlichten Photos beweisen, daß die Erklärung der Außenminister keinerlei Zugeständnis dieser Art enthalten, daß hier vielmehr der Versuch gemacht wurde, mit Hilfe falsch geprägter Begriffe das deutsche Volk und die gesamte westliche Welt irrezuführen. Diese Fotos beweisen, daß dem Wiederaufbau Europas in keiner Weise damit gedient ist, wenn „die Demontage der August-Thyssen-Hütte eingestellt wird“, denn eine „Demontage“ hat hier niemals stattgefunden. Sie beweisen, daß man von einem europäischen Wiederaufbau erst sprechen kann, wenn die Auftraggeber jener rechtswidrigen Zerstörungen vollen Schadenersatz leisten, wenn sie unverzüglich wieder den Zustand herstellen, den sie vorfanden, als sie 1945 in das Reichsgebiet als Sieger eindrangen.

M. H.



Klärung der Begriffe:

Das Wort „Demontage“ steht für „Verschrottung“

Die Aufklärung wird fortgesetzt.

Zeitbrief aus Deutschland: **XX Und den Menschen ein Wohlgefallen**

Gemeinhin werfen die großen Jahresfeste ihre Schatten weit voraus, und besonders das Geschäftsleben stellt sich früh auf die kommende Konjunktur ein. Von Weihnachten jedoch ist im Augenblick noch nirgends die Rede. Das mag zum Teil daran liegen, daß der unwahrscheinlich schöne Herbst in diesem Jahr die Gedanken beim Sommer hält. Noch immer hat der Laubfall nicht eingesetzt; die längst fälligen Stürme scheinen ihren Auftritt verschlafen zu haben; hier und dort lassen sich Obstbäume und Erdbeeren zu einer zweiten Blüte verleiten, und verwundert schreiten die Menschen durch den sonnigen Tag, der sich aus Nachtfrosten und Morgennebeln stets erneut zu wärmender Helle hindurchringt. Da ist das Gedankenspiel mit dem Winter unzeitgemäß, zumal bei dem allgemeinen deutschen Wohnbehelfsdasein, das nur durch das Bewußtsein sommerlicher Auslaufmöglichkeiten in Balkon, Garten, Feld und Wald halbwegs erträglich wird, alle Vorstellungen vom Schwinden des Tageslichts, von Eisblumen am Fenster und dem Sparbrand rauchender Oefen unerfreulich sind.

Um so mehr müssen wir gerüstet sein, über Nacht in den Bannkreis der Weihnacht „mitten im kalten Winter“ gezogen zu werden. Und soviel wissen wir schon jetzt: Die Verkaufsläden werden einen Zustand vorzaubern, der alle Vertrautheiten glücklicher Tage wachruft und der dennoch nur ein Wunschbild der Wirklichkeit ist. Es wird grundsätzlich wieder alles zu haben sein, vom Baumbehang bis zu schwergewichtigen Weihnachtsgeschenken; aber tatsächlich wird sich der gemeine Mann – und wer ist das heute in Deutschland nicht? – an den Schaufenstern die Nase plattdrücken und sich mit Jugenderinnerungen und vagen Zukunftshoffnungen vertrösten. Auf dem Markt der schönen Redensarten wird die frohe Botschaft vom Frieden auf Erden in vielfachen Abwandlungen ausgebaut werden, und derweilen wird der Wettbewerb um die wirksamste Atombombe immer aufregender, sehnen sich abertausend Kriegsgefangene durch ein neues, sechstes Jahr ihrer heimatlosen Leibeigenschaft, will sich ein rücksichtsloser Länderraub unter Austreibung der eingesessenen Bevölkerung mit dem Schlagwort von der „Grenze des Friedens“ verewigen, müssen Millionen von Flüchtlingen in Barackenlagern und anderen Notunterkünften ihre unerfüllten Lebensansprüche mit dem Heil, das aus dem Stall von Bethlehem kam, in Einklang bringen, setzen Prozesse und Spruchverfahren am laufenden Band mit Strafen an Leib und Leben, Habe und Ehre die Macht des Siegers über das Menschenrecht gutgläubiger Irrungen, versperren Reparationen, Demontage und Kontrolle, Vergeltung, Mißtrauen und Angst eines streitbaren außen- und innenpolitischen Lebens den Weg der Menschen zueinander. Um den Lichterbaum baut sich zudringlich eine antichristliche Welt von Waffen, von Herausforderungen, Bedrohungen und Vorbehalten auf und wirft die Bereitschaft, die sich nach außen mitteilen möchte, auf den Lebenskreis der Familie und die selbstteigene Einsamkeit zurück.

Das macht die weihnachtliche Besinnung gerade in diesem Jahre, wo wir allmählich wieder zum normalen Wechseltakt von sauren Wochen und frohen Festen zurückzufinden scheinen, so schartig, und sie wird vermutlich in allen amtlichen Auslassungen um diese mangelnde Uebereinstimmung von Sein und Sollen kreisen. Wollen wir

über eine bloße Ausbreitung dieses Sachverhaltes hinauskommen, dann müssen wir mit der Frohen Botschaft nach Zeichen suchen für eine Haltung, die das unweihnachtliche politische Getriebe der Staaten, Länder, Weltanschauungen und Parteien im unmittelbaren Verkehr von Mensch zu Mensch durchbricht. Und da ist der rechte Ort, einmal der Liebestätigkeit zu gedenken, die nach dem unseligen Kriege rings um Deutschland aufgestanden ist, einem Ruf des Herzens zu folgen.

Dankbar werden wir uns am Weihnachtsfest die Hilfe für die deutsche Jugend vergewärtigen, die Schulspeisungen und die Kinderverschickungen beispielsweise, die jüngste Haussammlung in Dänemark für die Ostflüchtlinge in Westdeutschland, die für den diesjährigen November auf 1 Million Kronen veranschlagt wurde, das vielfältige Bemühen der kirchlichen Weltverbände um eine Linderung der bittersten Not, vor allem aber die unabsehbare Wanderung von Liebesgabenpaketen über den Ozean.

Von April 1945 bis Dezember 1947 wurden Sendungen im Gesamtwert von 180 Mill. Dollar aus zahlreichen Ländern der Erde in die drei Westzonen Deutschlands befördert; an dem Betrage waren die Care-Organisation mit 20, die Cralog-Organisation mit 35 und Einzelspender mit $\frac{1}{4}$ Mill. Dollar beteiligt. Für Weihnachten 1947 erreichte diese Einfuhr aus den USA, Brasilien, Chile, China, Portugal, Schweden und Dänemark über Hamburg mit mehr als 3000 t in der zweiten Monathälfte ihren bisherigen Höchststand, und mit ungefähr dem gleichen Umfang betrug sie dann im Januar allein für die amerikanische Zone 50 % der Gesamtlieferung des verflossenen Jahres. Gleichzeitig stellte die argentinische Regierung im Rahmen einer großen Hilfsmaßnahme für die notleidende Bevölkerung der britischen Zone hochwertige Lebensmittel bereit; bei einer Verteilung von 5000 Paketen an kinderreiche Familien in Hamburg erklärte ein argentinischer Legationsrat, daß bisher über 500 000 nach Deutschland verfrachtet worden seien. Im Jahre 1948 wurden in den Westzonen und Berlin noch fast 2 Mill. Care-Pakete im Werte von 18 Mill. ausgehändigt. Dann ebte, der allmählichen wirtschaftlichen Wiedergesundung des deutschen Lebens entsprechend, der Zustrom der Sendungen langsam ab. Aber schon angesichts der Tatsache, daß die Amerikaner in der kritischen Zeit monatlich durchschnittlich 10 Mill. Dollar für den Versand von Geschenkpaketen an Deutsche stifteten, wird die Liebestätigkeit unvergessen bleiben und als die „bedeutendste spontane Hilfsaktion der Geschichte“ in eben diese Geschichte der Menschheit eingehen.

Zwar erwuchs die Aktion aus dem Bedürfnis der Deutschstämmigen im Ausland, dem notleidenden Mutterland beizustehen, und im besonderen suchten die einzelnen Spender namentlich benannten Angehörigen und Freunden in der alten Heimat zu helfen. Aber bald weitete sich das Unternehmen aus dem Volksgebundenen und Persönlichen ins Menschliche und Anonyme. Und zugleich fand sie einen besonders sinnfälligen Ausdruck in den „Freundschaftszügen“.

Im Ausgang des Jahres 1947 rollten sie erstmals durch die Vereinigten Staaten, lange Güterzüge, die auf allen Stationen hielten und bei Unbekannt um Hilfe für Unbekannt warben. 50 Wagen hatte man zunächst auf die Reise geschickt; als die Gaben schließlich nach New York zusammengholt wurden, waren es 450 geworden. Die Sammlung war vorerst für Frankreich und Italien bestimmt. Doch bald wurde auch Deutschland in diesem „Triumph der Menschlichkeit“ einbezogen. Kurz nach Weihnachten lief in Bremen ein Schiff ein, das außer 30 000 Care-Paketen 5000 t schweren Winterweizen entlud, der von amerikanischen Farmern in den nordwestlichen Staaten gestiftet worden war. „From your heart to your part, send your gift to our Christmas-ship“ – unter dieser Parole wurde unter Mitwirkung aller Schichten, Altersstufen und Organisationen weiter gesammelt, und als ein neues Schiff voll war, wog die Ladung $5\frac{1}{2}$ Mill. Pfund. Bald fuhr ein deutscher Zug von Bremen über Düsseldorf, Koblenz und Mainz nach Frankfurt a. M., mit Grün und Transparenten geschmückt. Festliche Empfänge wurden ihm bereitet; amtliche Ansprachen begrüßten ihn; überall wurden Wagen abgehängt und ihr Inhalt zur Verteilung gebracht.

Die materielle Hilfe ertete vielstimmigen Einzeldank; aber darüber hinaus faßte die öffentliche Meinung in den Zeitungen auch die grundsätzliche Bedeutung eines solchen Ereignisses etwa in dem Urteil zusammen: „Hier haben nicht glücklichere Erdenbewohner eine billige Geste getan, hier drängten echte Humanität und warmempfundenes Christentum nach einer beglückenden Tat. Die Menschen fühlen wieder, was sie verbindet, sie nehmen Anteil an der Not des fernen Mitmenschen, sie besinnen sich wieder auf ihre besseren Werte, die moralischen Kräfte der Welt erneuern sich, und aus dem Chaos des Krieges und seiner Zerstörung steigen die ersten Zeichen einer neuen Harmonie empor.“

So wurde gelegentlich jener Freundschaftszug auch als „Güterzug des guten Willens“ bezeichnet. Bei diesem Ausdruck mögen wir uns daran erinnern, daß die Lobpreisung der himmlischen Heerscharen bei den Hirten von Bethlehem in verschiedenen Deutungen des griechischen Urtextes überliefert ist. Luther stellte neben den „Frieden auf Erden“ als eine wiederholende Umschreibung das „Wohlgefallen der Menschen“. Die neuzeitlichen kritischen Bibelübersetzungen beziehen beides unterordnend aufeinander; nach ihnen handelt es sich um den „Frieden unter den Menschen des Wohlgefallens“, oder „in den Menschen des göttlichen Wohlgefallens“, oder „bei Menschen der Erwählung“. Das schließt ein Urteil Gottes in sich, eine Forderung an die Menschen; nur denen soll sein Friede zuteil werden, die er erwählt hat, weil sie sein Wohlgefallen finden. So könnten wir, indem wir die religiöse Prägung auf das weltliche Verhalten übertragen, darauf kommen, den allgemeinen äußeren und inneren Frieden auf Erden an die Voraussetzung zu binden, daß alle Menschen „guten Willens“ sind.

Der noch so gute Wunsch entwächst einer Trägheit des Herzens; der gute Wille erst ist erfüllt von der immerwährenden Unruhe der Verantwortung. Er richtet sich auf sich selbst und nicht an die andern; er hört zu und sieht hin und lebt leidenschaftlich mit; auch ihm sind in der Auswirkung Grenzen gesetzt nach dem Vermögen des Einzelnen; aber er weiß, daß gerade das Scherflein der Witwe Gott wohlgefällig ist, packt unverzagt auch das Größte mit kleinsten Handlungen an und vermag so Berge zu versetzen; er kann vergessen, was ihm am Nächsten nicht gefiel, erinnert sich verwandter eigener Unzulänglichkeiten und sucht sie im Dienst an andern zu überwinden; er ist in demutsvoller Einkehr der Zöllner neben dem Pharisäer des guten Wunsches.

So bedeutet es eine zeitgemäße Weihnacht, wenn wir uns einmal in besinnlicher Prüfung ernsthaft mit unserem guten Willen beschäftigen, mit seinen Mängeln und Möglichkeiten. Jeder von uns muß dazu kommen, irgendein Care-Paket zu bereiten, nicht mit guten Wünschen, sondern mit Gaben des guten Willens, die eine Lebenshilfe bedeuten oder eine Lebenshoffnung erzeugen. Wir haben erfahren, daß viele kleine Care-Pakete einen langen Güterzug füllen können, mehrere solcher Güterzüge ein großes Schiff. Und wenn genügend Menschen sich auf diese Pflicht besinnen, wird aus den Schiffen eine Flotte werden, eine Armada des guten Willens, die keine Schlacht zu kämpfen braucht, sondern durch ihr bloßes Dasein alle Seeräuber verjagt und Frieden über die weiten Wasser mit ihren Strudeln und Untiefen breitet.

Den Frieden Gottes! Das wollen wir dabei als Urgrund und Fernziel unseres weihnachtlichen Vorsatzes nicht vergessen. „Ehre sei Gott in der Höhe!“ So beginnt die Frohe Botschaft. In der Ehrfurcht vor dem letzten Sinn der Welt, der auch unserem stromhaften Sekundendasein einzig Lebensberechtigung verleiht, liegt der überpersönliche Quell unseres guten Willens. Ihm nur kann das Wohlgefallen entspringen, das wir an uns haben, und der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft.

(Abgeschlossen: 18. 10. 1949)

Haef

Europa und Afrika

War die Triebfeder der europäischen Eroberungen in Amerika zunächst im 16. Jahrhundert noch ein Gemisch aus Glaubenseifer und Goldfieber gewesen, so wurde die Kolonisation im 17. Jahrhundert mehr eine Suche nach Absatzgebieten für die Produkte des anbrechenden Maschinenalters. Rohstoffquelle und Absatzmarkt wurde damals die übrige Welt für das verarbeitende Europa. Dieses war so in der Lage, seine stark anwachsende Bevölkerung zu ernähren und auf dem erkämpften Lebensniveau zu halten. Als daher Ueberseegebiete ihre Fesseln abzuwerfen begannen, mußte auch sofort die Suche nach einem Ersatz für das Verlorengegangene einsetzen. Während die politische Emanzipation Amerikas unter einem Washington, San Martin und Bolivar schon zu einer Zeit erfolgte, da die wirtschaftliche Durchdringung der Erde im Gefolge der Industrialisierung Europas eben erst begonnen hatte, spielte sich die gleiche Entwicklung auf dem alten Kulturboden der asiatischen Märkte erst viel später ab, erlitt mit dem materialmäßig von Amerika bestrittenen grausamen Niederkämpfen der japanisch geführten Ostasiatischen Wohlstandssphäre wohl eine kurze Unterbrechung, führte aber in unseren Tagen zu erneuter Bildung souveräner asiatischer Staatesgebilde wie Pakistan, Hindustan, Indonesien und Rotchina, die alle Aussicht haben, sich endgültig wirtschaftlich von Europa unabhängig zu machen. In beiden Fällen also, Amerika und Asien, wurde die „natürliche“ Wechselbeziehung Fabrik-Verbraucher zu Europa zerstört, ja Amerika wie Asien bemühen sich heute bereits darum, die teilweise zerstörte „Fabrik Europa“ für ihre Zwecke umzubauen und als „Industriekolonie“ für ihre eigenen antigonalen Zwecke zu verwenden. Dabei ist Sowjetrußland im Begriff, seine bolschewistisch-materialistische Doktrin zu einem allgemeinen Kampfziel der farbigen Völker Asiens zu machen und so deren Führung zu übernehmen. Am Ende dieses Weges würde eine zweigeteilte Welt stehen, in der Europa mit seinen Menschen zum Handlanger geworden ist, zum Handlanger von Auftraggebern in Ost und West, die kaum je großes Verständnis für seine geistigen Lebensquellen aufbringen werden. Es beginnt die Zeit des westöstlichen Materialismus, an deren Ende unausweislich der Kampf um den Besitz der jeweils anderen Welthälfte stehen muß, ein Kampf, der von Materialisten gewollt, materialistischen Zielen dient und daher in allen seinen Phasen jeglicher menschlich-abendländischen Züge bar sein wird.

Das Großdeutsche Reich wurde unter dem Motto einer „Befreiung Europas“ zerstört. Deutschlands Führung hatte den von ihr selbst geprägten Gedanken von einem „Neuen Europa“ sicher mehrfach mißachtet, die europäischen Siegerstaaten aber versündigten sich in der Handhabung des Friedens erneut am Gedanken europäischer Zusammenarbeit in einem Umfang, der weit über die Vorgänge hinausgeht, die man dem Dritten Reich vorwirft. Innerpolitische Säuberungsvorgänge und Wirtschaftsexperimente taten ihr übriges, um einen europäischen Wiederaufbau bisher zu verhindern. Kurzsichtige oder gar unehrliche Berater brachten beachtliche Teile der europäischen Wirtschaft in die Abhängigkeit fremder Mächte. Italien verlor sein Kolonialreich, Frankreich mußte als Anleihebedingung sein Land dem amerikanischen Import öffnen, Großbritannien mußte im Zusammenhang mit seiner Pfundabwertung amerikanisches Geld billig hereinlassen. So sind die sachlichen Möglichkeiten zur Schaffung eines souveränen europäischen Lebensraumes bereits außerordentlich gering geworden. Die ehrlich an dieser Aufgabe arbeitenden Kräfte stehen in allen Staaten Europas sogar noch außerhalb der Regierungen. Dennoch bilden sie heute bereits überall den Kern der politischen Anschauungen der Jugend diesseits und jenseits des Eisernen Vorhangs.

Ist in den letzten Jahrhunderten die Arbeitsteilung zwischen den Kontinenten Europa-Amerika und Europa-Asien weitgehend zerstört worden, so gelang es trotz aller amerikanisch-asiatischen Bestrebungen bis heute dennoch noch nicht, eine neue Wirtschaftsordnung in der Welt zu errichten. Alle diesbezüglichen Versuche in den letzten Jahren führten vielmehr nicht zum Ziel. Absichten, wie sie in den Empfehlungen von Bretton-Woods, in der Welt-handelscharte von Havanna oder zuletzt in den einzelnen Punkten des Stalin-Baruch-Planes zum Ausdruck kamen, blieben bislang nur Theorie. Noch ist es also nicht gelungen, die mannigfaltigen Schwierigkeiten auf dem Wege zu einer vollständigen Zweiteilung der Welt zu beseitigen. Noch ist daher auch nicht der Weg zu einer davor bewahrenden gesunden welt-politischen Entwicklung endgültig verbaut.

An erster Stelle steht daher in diesem Augenblick die Forderung, Europa — so wenig es auch weder im Augenblick eine Einheit, noch selbst in seinen Teilen souverän ist — wieder lebensfähig zu machen. Und es ist eine d r i n g e n d e Forderung angesichts der dauernd aus Ost und West auf allen Lebensgebieten angreifenden Kräfte.

Zwischen Amerika und Asien aber liegt nicht nur das kranke Europa, sondern auch das immer noch nicht erschlossene Gebiet des subtropischen und tropischen Afrika. Der ge-



Der schneebedeckte Gipfel des Kibo in (Deutsch-) Ost-Afrika.

samte Kontinent steht in verschiedener Form -- von geringfügigen Ausnahmen abgesehen -- in politischer oder doch wirtschaftlicher Abhängigkeit von Europa. Noch ist es Amerika und Asien nicht gelungen, hier tiefe Einbrüche zu erzielen. In klarer Erkenntnis dieser Macht- und Kraftreserve haben alle europäischen Mächte immer wieder bei ihren Abmachungen mit außereuropäischen Mächten ihre schützende Hand erhoben, wenn die Forderung nach Oeffnung dieser Gebiete gestellt wurde. Hier also steht vor den Toren Europas noch ein Faktor bereit, der in der Lage ist, bei sachkundigem Einsatze das trostlose Bild der europäischen Gegenwart und Zukunft wesentlich aufzuhellen. Schaffung eines europäisch-afrikanischen souveränen Arbeits- und Lebensreiches heißt die rettende Aufgabe. Ihre Erfüllung würde auch von den Menschen in Amerika und Asien den Abdruck der gegenseitigen Vernichtung in einem dritten Weltkrieg nehmen und darüber hinaus durch Gestellung von Arbeitskräften, Kapital und Maschinen auf Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte hinaus die eigene Wirtschaft auf eine gesunde Basis stellen.

Der Wille zu gegenseitiger Achtung,

die Heranziehung *a l l e r* europäischen Völker zu

dieser afrikanischen Aufgabe, nicht zuletzt des deutschen Volkes, das bis heute hin an so manchem Ort in Afrika bewies, daß es Beachtliches zu leisten imstande ist, und

in Erkenntnis der hier gegebenen Möglichkeit zur Schaffung eines souveränen europäisch-afrikanischen Weltreiches auf der Grundlage eines ungebrochenen abendländischen Kulturbewußtseins,

die Bereitschaft zur gleichmäßig verteilten Uebernahme großer Lasten in einem Austerity-Programm für ganz Europa.

das sind die politischen Forderungen, die am Anfang dieser Aufgabe stehen. Die Erkenntnis, daß alle Bemühungen in dieser Richtung auf den erbitterten Widerstand jener Kräfte stoßen werden, die mit der Zerteilung der Welt ihre materialistisch-merkantile Herrschaft psychologisch festigen wollen, wird hoffentlich bei den im Rahmen dieser Aufgabe tätig werdenden europäischen Persönlichkeiten bewirken, daß die Durchführung nicht nur mit jenen Schwierigkeiten rechnet, die im rein Technisch-Geographischen liegen, sondern auch zur Abschirmung gegen jene Angriffe führt, die sicher von Seiten gewisser antieuropäischer „internationaler“ Institutionen zu erwarten sind.

Im vollen Bewußtsein der Bedeutung, die unsere Zeitschrift als überparteiliches deutschsprachiges Organ im Auslande hat, werden wir in Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Fragen für eine allseits tragbare Entwicklung der Weltwirtschaft nunmehr des öfteren Beiträge zu diesem Thema bringen.

Wir danken den Kolonial- und Konsulatsbeamten fremder Mächte sowie den Deutschen in Afrika, die uns halfen, eine so bedeutende Frage vor der europäischen und Weltöffentlichkeit anschneiden zu können.

Hans Mäler.

Das Weltproblem Afrika

UND DIE ATLANTROPA-UNION

ANTON ZISCHKA

Ein Fünftel allen Festlandes der Erde, dreimal so groß wie Europa, 8000 km von Nord nach Süd reichend und 7600 km von Ost nach West, ist Afrika mit rund 30 Millionen Quadratkilometern der drittgrößte der geschlossenen Landräume und einer der am längsten bewohnten, wenn nicht die Urheimat der Menschheit überhaupt. Aber das hindert nicht, daß er zugleich der jüngste aller Kontinente ist: Wenn auch das Afrika des Mittelmeeres durch Aegyptens weitausstrahlende Kultur und durch Karthagos Weltmacht-Anspruch schon vor Jahrtausenden eine überragende Bedeutung besaß, erst heute beginnen Süd-, Ost- und Westafrika sich ihren Möglichkeiten entsprechend zu entwickeln, kaum länger als eine Generation spielen diese drei neuen Afrika eine Rolle in der Weltwirtschaft, und eigentlich erst der zweite Weltkrieg brachte Europa voll zum Bewußtsein, wie sehr es Afrika braucht: Wie zum erstenmal 1776, nach der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, die neben der Erschließung Australiens zur Abschaffung des Sklavenhandels führte, so begann 1942 durch den Verlust Malayas und Indonesiens wie durch die Bedrohung des Suez-Kanals eine neue „afrikanische Aera“, und diesmal könnte sie Dauer haben, denn die Enteuropäisierung der Westlichen Hemisphäre ist

ebensowenig rückgängig zu machen wie der durch die Aufgabe Shanghais im Mai 1949 besiegelte Verlust Ostasiens, wie die Emanzipierung Indiens, Pakistans und Israels. Wie der zweite Weltkrieg die Kap-Route wiederbelebte, so zwangen die Nachkriegs-Entwicklungen London dazu, dem britischen Teil Afrikas — rund 33% der Gesamtfläche mit 39% der Einwohner — die Funktionen zu übertragen, die bis dahin Aegypten, Palästina und dem Irak zugefallen waren: Der strategische Schwerpunkt des Empire verlagerte sich vom Orient nach Zentral- und Ostafrika. Nairobi, MacKinnonroad und Mombasa traten an die Stelle von Kairo, Fayid und Alexandria. Da kein anderer Raum mehr bleibt, muß Afrika nun endlich erschlossen werden, übernehmen die „Overseas Foodstuffs Corporation“ mit ihren 55 Millionen Pfund Kapital und die „Colonial Development Corporation“ mit ihren 100 Millionen in Afrika ähnliche Funktionen wie seinerzeit die „Eastindia Company“ in Asien. Während in Nyasaland das früher ausschließlich chinesische Tungöl produziert wird und in Kenya argentinische Leinsaat, während in Rhodesia amerikanischer Tabak reift und in Westafrika der Burma-Reisanbau zunimmt, entsteht seit Mai 1947 in Kongwa und West-Tanganjika mit einem Kostenaufwand von mehr als 50 Millionen Pfund durch



Kamelkarawane in der Sahara.

Roden von Tsetse-versuchtem Busch zum Zwecke der Erdnuß-Anpflanzung der größte mechanisierte Landwirtschaftsbetrieb der Erde, ein Staatsgut von zusammen 1,3 Millionen Hektar (3,25 Millionen acres), demgegenüber Rußlands „Gigant“ mit seinen 73 x 40 km ein Zwerg erscheint, und das 1954 rund 600 000 Tonnen Fett liefern, den Ausfall der Philippinen, der Südsee und Indonesiens wettmachen soll...

Ob dieser britische „Southward Trend“ seine Stoßkraft behält, sich gegen Ablenkungsversuche wie die von Washington erzwungene Pfund-Abwertung gefeit erweist oder nicht, davon hängen sehr wesentlich die Wiederaufstiegs-Chancen Englands ab, davon wird aber auch weitgehend das Schicksal von ganz Europa abhängen, und diese Frage ist nicht minder wichtig für Iberoamerika, denn die systematische Erschließung Afrikas würde so viele Kräfte binden, daß die Entwicklung Südamerikas, das mit den USA alleine nicht genug Austausch-Möglichkeiten besitzt, sicherlich zurückbleiben müßte. Ob dieser „Southward Trend“ eine Weltwirtschafts-Revolution auszulösen vermag oder nicht, das entscheidet darüber, ob die „Alte Welt“ zu einer Kolonie der Vereinigten Staaten (oder Rußlands) wird, oder ob sie sich zu einem neuen, einzigartig fruchtbaren Großraum, zu Eurafrika oder „Atlantropa“ auswächst...

Wenn der Natur nur einigermaßen freier Lauf gewährt wird und England durch den Schock der Pfundabwertung einsieht, daß die Erschließung Afrikas eine Gemeinheitschäfts-Aufgabe ist, z. B. Holland ermöglicht, seine indonesischen Erfahrungen zu nutzen und Deutschlands Produktionskraft einsetzt; wenn die „Westliche Union“ sich nicht mit Söldner-Diensten für die USA begnügt sondern auch ihre Kolonialpolitik koordiniert, dann muß solch ein neuer, unvergleichlich zukunftsreicher Kontinent entstehen, denn er ist ja klimabedingt einer der drei naturgemäßen Groß-Räume, neben Nord- und Südamerika mit ihren 43 Millionen Quadratkilometern, Groß-Asien mit seinen 42 Millionen der 40 Millionen qkm umfassende zentralste und verkehrsgünstigste Wirtschaftsraum der Erde. Afrika ist — wie schon ein Blick auf die Karte lehrt — Europas logische Ergänzung, sein aussichtsreichster Markt, schon weil es der wenigst industrialisierte Erdteil ist: Von der Gesamt-Ausfuhr Europas entfielen 1938 rund 65% auf Fertigwaren, nur 27% auf Rohstoffe und nur 17% auf Nahrungsmittel, während von Afrikas Ausfuhr 53,4% Industrie-Rohstoffe waren, 42,7% Nahrungsmittel und nur 3,9% verarbeitete Güter. Da Afrikas Erschließung die Arbeit vieler Generationen erfordert, wird auch die Nord-Süd-Achse Europa-Iberoamerika überaus wichtig bleiben, aber Afrika muß doch das Haupt-Ziel werden, weil es ja die einzige Alternative gegen Eurasien ist, weil das, was wir unter Europa und Abendland verstehen heute nur mehr in Afrika führen kann, während in Amerika längst die USA und in Eurasien die Russen das Uebergewicht haben...

Und darum ist Afrika nicht nur eine ganz große Wirtschafts- sondern auch eine eminent wichtige geistige Angelegenheit, ein übermaterielles Welt-Problem: Je tiefer man den Wahn und die Not unserer Zeit erfährt, desto überzeugter wird man davon, daß Europas Aufbauwil-

lige nicht minder dringend als Kredite etwas brauchen, nach dem sie sich sehnen, wofür sie sich begeistern können. Etwas Handgreifliches, Berechenbares, Zukunftsträchtiges, alle Tagessorgen weit Uebersteigende, etwas, das die Phantasie gefangennimmt, Begeisterung weckt, ein großes und auch fernes Ziel, nicht nur einen bis 1952 laufenden Plan, der bestenfalls mittelmaßiges Sattwerden bedeutet, oder abstrakte „Weltfriedens“ und „Gerechtigkeits“-Institutionen. Und solch eine einigende Groß-Aufgabe ist eben Afrika, und ein ganz konkretes Erschließungs-Projekt, das unserer Arbeit wieder Sinn zu geben vermag ist z. B. der Atlantropa-Plan des Münchener Baumeisters Hermann Sörgel, der zwar auf den ersten Blick phantastisch erscheinen mag, aber zu wirken vermag, auch wenn er nicht ausgeführt wird, der durchaus nicht nur seiner materiellen Seite wegen interessant ist.

Sörgels „Atlantropa“, das „Festland am Atlantik“, beruht auf der Tatsache, daß das Mittelmeer bis zur letzten Eiszeit zum großen Teil trockenes Land war. Afrika und Europa waren damals durch eine breite Brücke, deren Reste Italien und Sizilien sind, miteinander verbunden und Europa-Asien noch nicht durch die Dardanellen und das Ägäische Meer getrennt, auch die Adria noch nicht vorhanden. Nur zwei riesige Binnenseen dehnten sich östlich und westlich Italien aus. Wohl als Folge des Abschmelzens des Inlandeises stiegen dann die Wasser des Atlantischen Ozeans und des Schwarzen Meeres, durchbrachen ihre natürlichen Dämme bei Gibraltar und Istanbul, ergossen ihre Fluten in die tieferliegenden Binnenseen und überschwemmten das angrenzende Fruchland. So entstand das Romanische Mittelmeer.

Teilweise dauert dieser Vorgang des Ueberflutens noch heute an: In jeder Sekunde fließen mit einem Gefälle von 13 Zentimetern 88 000 Kubikmeter Wasser durch die Straße von Gibraltar aus dem Atlantik ins Mittelmeer, jede Sekunde stürzen 4 200 Kubikmeter aus dem Schwarzen ins Mittelmeer, das ohne diese gewaltigen Zuflüsse längst schon wieder zusammengeschrumpft wäre, denn es ist ein Verdunstungs-Meer, gibt beträchtlich mehr Wasser an die Atmosphäre ab, als die Flüsse ihm zuführen. Darum auch ist sein Salzgehalt weit höher als der der andern Meere.

Aus diesen Tatsachen nun, die wissenschaftlich völlig zweifelsfrei seit langem erwiesen sind, ergibt sich nach Sörgel die Möglichkeit, jährlich 150 Millionen Pferdekräfte an Strom und rund zweieinhalb Millionen Quadratkilometer Neuland in einer klimatisch denkbar günstigen Lage zu gewinnen: Durch Staudämme, die die Enge von Gibraltar abriegeln, hört der Atlantik-Zufluß von jährlich 2 761 Kubik-Kilometern so weit auf, daß der Meeresspiegel jährlich um einen Meter sinkt. Dadurch taucht an den Küsten neues Land auf. Dadurch entstehen aber auch überall Kraft-Stufen, Nil und Po, Tiber, Ebro, Rhone, Maritza, Wardar und all die kleinen Küstenflüsse liefern Strom. Nicht auf das Eiszeit-Niveau soll das Mittelmeer wieder gebracht werden, sondern der Schifffahrt — die erhalten bleibt — und technischer Gegebenheiten wegen im Westen um 100, im Osten um 200 m sinken, aber auch das genügt um im wahrsten Sinn des Wortes eine neue Welt zu schaffen: Raum und Arbeit für Millionen, neue

Verkehrswege und neue Kraft, und all das im Verlauf von Generationen, o h n e Zerstören des Bestehenden. Ein Meter Meeres-Senkung im Jahr, das erlaubt die planvolle Erweiterung der Küstenstädte und Häfen, das Zusammenspiel zwischen Neuland-Gewinnung im Mittelmeer und gleichzeitiger Bewässerung großer Teile der Sahara, das ermöglicht die Erschließung Afrikas von i n n e n aus, nicht von der verkehrsfeindlichen Küste, das bedeutet neue Aufgaben für die verschiedenartigsten Industrien, die verschiedensten Fachleute, das gereicht allen nicht nur heute Lebenden, sondern auch ihren Kindes- und Kindeskindern zum Vorteil ...

Seit Sörgel im Mai 1928 die technischen Grund-Gedanken dieses Planes veröffentlichte, verging genug Zeit, um unzählige Einzelfragen zu studieren, ein gewaltiges, heute im Atlantropa-Institut und Archiv in Oberstdorf im Allgäu gesammeltes Spezial-Material zusammenzubringen. Es fehlte nicht an Hohn, es fehlte aber auch nicht am Interesse hervorragender Ingenieure und Geologen, Architekten und Meeresforscher, die bis ins Einzelne gehende Projekte ausarbeiten, die den Staudamm von Chanak, einer nur 1200 m breiten Stelle der Dardanellen, ebenso einwandfrei als mit den heutigen technischen Mitteln ausführbar erwiesen wie das gigantische Gibraltar-Werk, das vor allem von dem Schweizer Ingenieur Bruno Siegart in dreijähriger Planungsarbeit entworfen wurde.

Der seichtesten, nicht der kürzesten, Verbindungsstrecke zwischen Spanien und Marokko folgend, soll der aufgeschüttete Haupt-Damm zugleich auch eine Land-Verkehrsverbindung schaffen, Europa und Afrika zu einem Erdteil machen: Und das gerade, die naturgegebene Nord-Südergänger, den natürlichen Austausch zwischen Industrieprodukten der gemäßigten und Rohstoffen der Tropenzone, braucht die Alte Welt, wenn sie nicht untergehen soll. Alles fast, was heute an Wirtschaftsplänen diskutiert wird, kommt auf eine V e r s c h i e b u n g der Märkte oder Produzenten hinaus, des einen Aufstieg ist des andern Niedergang, weil in dem so dicht bevölkerten Europa eben alles schon in festen Händen ist, es kein Neuland mehr gibt. Atlantropa dagegen verteilt nicht neu, sondern s c h a f f t neu: Neue — ewige — Wasserkraft, und neuen — jahraus — jahrein Ernten gebenden Boden. Atlantropa schafft Raum, es bietet Arbeit für Generationen, ein g e m e i n s a m e s Ziel. Und was heute das Allerwichtigste ist: Es gibt neue Hoffnung. Es beweist, daß das

Abendland noch nicht am Ende seiner Möglichkeiten angelangt ist, auch von anderem als Almosen zu leben vermag ...

Gewiß, gewaltige politische, nicht nur gewaltige technische Schwierigkeiten sind zu überwinden. Ein Organisations- und Finanzierungs-Problem unerhörten Ausmaßes stellt dieses Atlantropa dar. Aber es ist ein Ingenieurs-Projekt, klar abwägbare, im voraus zu kalkulieren, Einnahmen wie Ausgaben genau berechenbar. Es ist ein Werk, dessen Wachstum zu sehen, zu kontrollieren ist, nicht eine jener Welt-Organisationen, die sich in Reden erschöpfen. Und gleich ob es heute oder morgen verwirklicht wird, Atlantropa ist vor allem ein Z i e l, das der Alltagsarbeit S i n n gibt. Vielleicht wird die neuartige Turbine, die für das Galipoli-Kraftwerk entworfen wird, nicht dort, sondern irgendwo in Südamerika aufgestellt. Vielleicht dient der neue Zement, das neue Bau-Verfahren nicht dem Gibraltar-Damm, sondern einem Riesen-Kraftwerk der Arktis. Aber auch dann hat das Atlantropa-Projekt seinen Zweck erfüllt, denn das Wesentlichste ist, daß der G l a u b e n der Schöpferischen am Sinn ihrer Arbeit nicht verlorengelht, sie ihr Planen und Suchen und Erfinden nicht aufgeben, „weil es doch keinen Sinn hat“, weil, was immer man ausdenkt, ja doch unausgeführt bleibt oder bestenfalls zum Ziel hochkapitalistischer oder kommunistischer Atom-Bomben wird. Atlantropa, das sind tausende zum Fortschritt anregende Einzel-Probleme. Das ist vor allem aber auch eine die Phantasie beschwingende I d e e und das ist S e l b s t h i l f e Europas: Nicht endlos fortgesetzte Marshall-Pläne und immer größere Abhängigkeit von den USA, nicht kommunistische Nivellierung nach unten, sondern „Zuidersee-Geist“, Kampf mit Naturgewalten und Sieg über das Meer statt „Siegen“ über Mitmenschen, die stets neue Kriege, stets neues Leid und stets größere Zerstörungen gebären. Atlantropa mag in Einzelheiten schwerwiegende Fehler enthalten, aber es ist in seiner Grund-Konzeption genial, wird eines Tages Wirklichkeit sein wie Michelangelos Flug-Pläne Wirklichkeit wurden oder schon heute die Phantasien Jules Vernes weit übertroffen sind. Und es kann als Prüfstein dienen: An ihrer Einstellung zum Atlantropa-Projekt kann man Partei- wie Weltpolitiker messen, Schein oder Wirklichkeit großer Schlagworte erkennen. Das Atlantropa-Projekt kann dazu dienen, jene, die nur von Chaos und Not leben, von den S c h a f f e n d e n, den Aufbauenden zu trennen, denen — so oder so — die Zukunft gehört ...



Die 1000 Gesichter Ibero Amerikas

VIII. Flug mit der Gefiederten Schlange

VON CARL FRHR. v. MERCK

Wir sind immer noch in Guatemala, dem Lande des seltsamen Quetzal-Vogels, denn hier, zwischen den vielen Vulkanen, deren Kegelspitzen die Horizontlinie zacken, als zeichneten sie am blauen, allzu blauen Tropenhimmel altindianische Bandmuster in lava-rot, schnee-weiß und grau-grün, gilt es mehr zu entdecken und wiederzufinden, als andernorts auf dem Kolumbuskontinent.

Was sind schon Politicos und Präsidenten von denen bisher die Rede war? Die nordamerikanischen Bananenmanager, die Kaffee-Finqueros, die Tuch verkaufenden Syrier und sonstige Vorderasiaten, die Räucherkerzen herstellenden Chinesen und Japaner sind uns kaum aufgefallen. Es gibt ihrer zu viele zwischen Kalifornien und Kap Horn. Kathedralen, Paläste, Ruinen und steinerne Zeugen der Conquista-Zeit sind in Iberoamerika auch keine Seltenheit. Feuerspeiende Berge, aus deren Schlünden riesige Pilze aus Rauch und Feuer zur himmlischen Unendlichkeit emporsteigen, sind zwar ein fesselndes Schauspiel, aber keine neuen Einzigartigkeiten für uns Kontinentalbummler.

Nein, weder der Regierungspalast des Generals Ubico, in dem heute der Präsident Arévalo regiert, noch die aufblühende Hauptstadt des Quetzal-Landes fesseln uns wirklich. Guatemalas Schönheiten, diese grazilen, gazellenhaften Mädchen, die man gegen Abend auf der 5a Avenida und auf der Plaza de Armas, Sonntags auf der Rennbahn oder in den exklusiven Clubs des Aurora-Viertels zu sehen bekommt, schon eher. Aber das elektrisierende Gemisch von tropischer Glut und altkastilianischer Verhaltenseigenschaft, das sie uns entgegenstrahlen pflegen, wirkt längst nicht so stark wie der Zauber und die Anziehungskraft, die vom *Indio-Menschen* um uns her ausgeht.

Was sind das doch für höchst interessante Menschen, die da mit einer ganzen Wagenladung Waren auf dem Buckel auf Landstraßen im Dauerlauf Stunde um Stunde stumpf dahintrotteten, als trügen sie nichts und brenne nicht die Sonne unbarmherzig herab? Du siehst sie dann ihre köstlichen Stoffe und Ponchos weben, ihre schönen Keramiken bemalen. Oder sie steigen unterwegs in Deinen Zug ein, blumengeschmückt im Sonntagsgewand, lustig, wie Kinder. Jedes ihrer Dörfer hat seine besondere Tracht. In Mexiko gehen die Indios bei-

spielsweise in weißem Linnen einher, ein Dorf weiter tragen sie nur lange Lendenschurze. An irgend einer Flußbrücke siehst Du wieder andere nackt im Wasser, mit der Unbekümmertheit echter Naturkinder.

Indios sind schöne Menschen, denen Du anmerkst, daß sie Kultur auf ihre Art haben. Artig neigt sich der indianische Jüngling über die Hand des Dorfältesten zum Kuß, scheu schaut er weg, wenn eine Schwangere des Weges kommt, verhalten nur blickt er der vorbeikommenden Maid nach. Und hockt er sich zum Essen nieder, dann wirst Du gleich bemerken, daß man auch ohne Beistand des weiland Freiherrn von Knigge die beiden ersten Buchstaben des Wortes fressen streichen kann. Kurzum, es ist eine Lust, diese blitzsauberen, gut-angezogenen, feinerzogenen braunen Söhne Mittel-Amerikas zu sehen! Ausnahmen bestätigen natürlich die Regel. Doch Du brauchst nicht zweimal hinzuschauen, um zu fühlen, daß hier *uralte Formen am Werke sind*. Selbst wenn sie auf dem Markt miteinander um ein Schweinchen oder einen Truthahn feilschen, oder wenn sie versuchen, Dir irgend etwas zu verkaufen, werden sie niemals orientalische Bazartöne anschlagen oder gierig dreinschauen. Naht der Alcalde mit seinem Würdenstab, so senken sie die Augen zur Erde und warten in ehrerbietiger Entfernung. Ihre Häuser und Hütten sind sauber und gepflegt. Sie schlafen auf Binsenmatten (Petates) oder in feingespinnenen Hängematten. Ihre Kinder sind scheu wie Tropenvögel, aber so sauber und herzig, daß Du nach ihnen greifen kannst, um sie zu liebkoosen, ohne befürchten zu müssen, daß sie Dir weniger nette Lebewesen übertragen.

Geh nur in eine Kirche hinein, in Quetzaltenango oder Totonicapán, in Patzún oder Chichicastenango. Dort wirst Du sie mit Gott ringen sehen und Dich beschämt abwenden, weil Du solcher Andacht als „Gehirnmensch“ nicht mehr fähig bist.

Dabei wirst Du allerdings zweifeln, ob sie zum Christengotte beten oder sich an andere, längst nicht mehr benannte Götter wenden, die nur in ihren Herzen leben.

Es ist gleich, wo Du sie triffst, in den Wäldern des Nordens, in den Flußniederungen des Südens oder im Kernland um den Lago Atitlán, zwischen den Ruinen von Antigua oder in den Vorstädten der City. Diese braunen Menschen in ihren bunten Gewandungen und kunstvoll geflochtenen Cates (Sandalen) werden Dir, wie jedem Weißen, der als Mensch zu ihnen kam, sofort Achtung abringen, aber zugleich tausend Rätsel aufgeben. Ihre geistige Regsamkeit wechselt mit dem klimatischen Strich, in dem sie wohnen, aber Du wirst an ihnen nichts Dekadentes finden, wie an ihren Brüdern in den Hochanden oder im mexikanischen Hochland. Und doch sind sie nicht mehr, was sie einmal waren ... Kommst Du einmal nach Panajachel, Tsanjuyú, San Pedro oder Jaibál am vulkanumsäumten Atitlán-See, so wirst Du nächstens, wenn die Indios ein Fest feiern, nicht den Rhythmus von Trommeln und Tam-Tams vernehmen, sondern die orgelhaften Töne der Marimbas, der uralten Maya-Xylophone hören. Die Landschaft um Dich her wird plötzlich voller geheimnis-schwangerer, verführerischer Melodien sein. Höre genau hin! Unten im Dorfe tanzen sie den Tanz der gefiederten Schlange, den Tanz Quetzalcoatl's, jenes seltsamen Gott-Heilandes, dem zu Ehren auch hochoben im mexikanischen Norden einst gewaltige Tempelpyramiden errichtet wurden. Quetzalcoatl wird Dich dann ergreifen und auf dem Rücken der gefiederten Schlange wirst Du durch Zeit und Raum fliegen und Ursprung und Geschichte dieser Menschen suchen gehen.

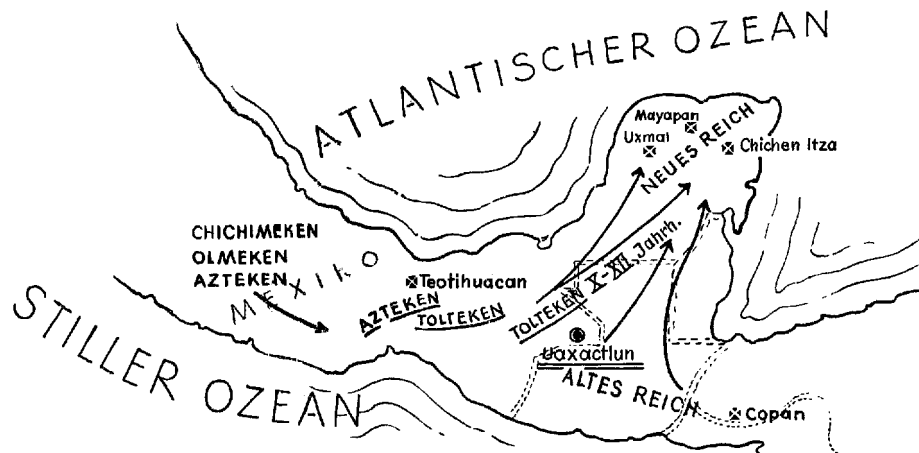
Wohin?

Nach Uaxactlun im Petén (der äußersten Nord-provinz Guatemalas.) Warum gerade dort hin? Weil in jenem heute verlorenen Urwaldnest die ältesten Ruinen Mittelamerikas stehen, eine gewaltige Tempelanlage, die aus Java oder Indo-China, Borneo oder Sumatra hierher verpflanzt worden zu sein scheint. Uaxactlun war im 4. Jahr-hundert unserer Zeitrechnung der kultische Mit-telpunkt des sogenannten *Alten Reiches der Maya*, dessen staatlicher Mittelpunkt nach Ansicht der Archeologen in Copán im westlichen Hondur-as gelegen haben dürfte und von dem noch heute

die berühmten Monoliten von Quiriguá im Osten Guatamalas zeugen. Dieses erste Reich der Maya-Völker blühte bis tief in das 10. Jahrhundert hin-ein. Dann brachen die ihn tragenden Völkerschaf-ten aus unbekannten Gründen gen Norden auf und trafen auf der Halbinsel Yucatán mit einem an-deren Wanderungsstrom zusammen, der aus dem mittleren Mexiko kam, wo gleichzeitig mit dem Alten Reich der Maya, die *toltekische Kultur* mit Zentrum in Teotihuacán (33 km nördlich Me-xiko-City) geblüht hatte. Aus beiden Wanderungs-strömen erwuchs das *Neue Maya-Reich*, das etwa Mitte des 10. Jahrhunderts einsetzt, aber be-reits im 13. Jahrhundert verblüht war. Ihm ent-stammen die gewaltigen Tempelbauten von Chi-chen-Itza, Uxmal und Mayapán, die mehr oder minder alle dem Kulte der gefiederten Schlange gewidmet waren. Die eigentlichen Väter dieses Kultes, und das Volk, welches den modernen Ar-cheologen die meisten Rätsel aufgibt, waren die schon erwähnten Tolteken in Mittelmexiko. Ihre Kultur hatte noch bis zum 12. Jahrhundert das Uebergewicht im mexikanischen Hochland, ob-wohl ihre politische Macht schon in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts gebrochen worden war.

Das Zentrum dieser Kultur, das alte Teotihuacán ist, neben den inkaischen Ruinen Perús, wohl das überwältigendste architektonische Erlebnis, das der amerikanische Kontinent bieten kann.

Vor uns liegen, die Hügel der Umgegend monu-mental überragend, zwei stumpfe Pyramiden. Ihre Seiten sind streng nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet. Je näher wir kommen, desto wuch-tiger wirken sie. Erhabene Ruhe und Einsamkeit umgibt uns, als wir die 200 schmalen, unbequemen Stufen der Sonnenpyramide emporsteigen. Hier oben stand einst das indianische Heiligtum. Diese Pyramiden wurden im Gegensatz zu denen der Aegypter nicht als Grabkammern, sondern als Kult-stätten gebaut, man weiß noch heute nicht genau, welchem Gotte zu Ehren, man vermutet für Quet-zalcoatl. Die Conquistadores fanden hier oben be-reits das Bild des aztekischen Kriegsgottes Huit-zilupochtli vor. Auf seinem Schild fingen sich die Strahlen der aufgehenden Sonne und blinkten den Talbewohnern den Morgengruß der Gottheit zu. Ihr Platz ist heute leer. Torquemadas Schüler warfen das Götterbild hinab, verschütteten die Tempel und in Jahrhunderten überzog die Natur





die Pyramiden mit Erde, Gras und Pflanzen. Mancher Hügel Mexikos und Mittelamerikas, heute gekrönt von einer spanischen Kirche, birgt ein toltekisches, aztekisches oder Maya-Heiligtum. Doch, was Jahrhunderte verbargen, ward wieder in wenigen Jahrzehnten ausgegraben. Vom Gipfel der Sonnenpyramide aus umfassen unsere Augen ein gewaltiges Bild, daß uns erschauern läßt, fühlen wir doch die Größe einer Kultur, deren letztes Geheimnis noch nicht gelüftet ist. Und dabei sehen wir nur Teile der 1925 freigelegten Götterstadt.

Im Norden der 70 Meter hohen Sonnenpyramide steht, parallel zu ihr die zierliche, 45 Meter hohe Mondpyramide. Sie liegen beide mit ihrer Westseite an der Calsada de los Muertos, dem Totenweg, der genau nord-südlich verläuft und in Abständen von je 200 Metern von Stufungen und kleineren Pyramidenkegeln unterbrochen wird. Links von dieser Straße breitet sich auf einer Grundfläche von 160 000 Quadratmetern die grandiose Zitadelle des Quetzalcoatl-Tempels, eine mächtige quadratische Anlage aus. Ihre Seitenwände sind vier Meter hoch und 70 Meter breit. Auf ihnen sind insgesamt 20 kleinere Pyramidenkegel wie Türmchen in gewissen Abständen aufgebaut. In der Mitte des riesigen Gevierts steht die zentrale Altarpyramide, dahinter, erst zum Teil freigelegt, der Haupttempel, das Ganze großartig in die Landschaft eingefügt.

Ueber die Tolteken, die Erbauer von Teotihuacan, weiß die Wissenschaft recht wenig. Es steht aber außer Zweifel, daß sie die bedeutendste, hochstehendste voraztekische Völkerschaft gewesen sind. Man wundert sich nicht, daß die Begegnung der Tolteken mit den Ur-Maya in Nord-Yucatan zur gewaltigen Schöpfung des jüngeren Maya-Reiches führte, von deren Reife noch heute die wundersamen Ruinen von Chichen-Itza reden. Als Merkmal ihrer Herkunft tragen sie eine plastische Dekoration, in der die gefiederte Schlange in immer neuen Formen erscheint. Säulen, Sockel, Eingangsbögen sind in der Form dieses mythologischen Tieres gebildet, welches wir bereits von Teotihuacans Tempel her kennen. Die Quichés, Tsutules und Cachiqueles, die heute Guatemala bewohnen, sind Nachfahren der Träger des jüngeren Maya-Reiches, das aus der Vermischung der Naho-Tolteken mit den Ur-Maya entstand.

Die Azteken des mexikanischen Hochlandes waren auch in der Kunst Epigonen. Erst um 1430, etwa ein Jahrhundert bevor Cortés in Mexiko lan-

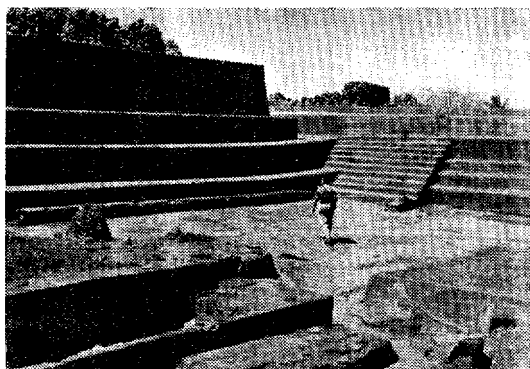
dete, wurden sie Großmacht. Sie waren nicht Forscher, Astronomen und Landwirte, wie die älteren Völker, sondern Krieger und Herrenmenschen. An ihnen rächte sich aber die gefiederte Schlange der Unterjochten. Der Mythos der Widerkehr des Toltekenheilandes Quetzalcoatl wurde ihnen zum Verhängnis als die Spanier ins Land kamen (1527).

Im Juli 1502 ankerte die Flotte des Kolumbus auf ihrer vierten Reise an der Insel Guanaja im Golf von Honduras. Dort begegnete der große Entdecker einer Maya-Barke voller Erzeugnisse des mittelamerikanischen Kulturreiches. Er folgte ihr jedoch nicht nach, sonst hätte er 15 Jahre vor den Eroberern die Städte der Mayas in Yucatan gesichtet und wohl eine gewaltige Ueberraschung erlebt, nachdem er bis dahin nur wilde Inselindianer gesehen hatte.

Doch, wo kamen diese Völkerschaften her?

Beim Pater Roßbach in Chichicastenango sah ich Jademasken, die chinesischen Ursprungs schienen, Goldschmuck, der in den Goldschmieden Yokohamas entstanden sein konnte, drohende Götzen aus schwarzem Gestein, die in Java hätten gefunden werden können, Keramik-Scherben mit Hakenkreuzen, die auf Verbindung zu den indogermanischen Ariern schließen ließen. Ich verstand so die vielen fantastischen Kombinationen, die über den Ursprung der zentralamerikanischen Kulturen angestellt werden. Doch die Wissenschaft sucht immer noch auf amerikanischem Boden die eigentlichen Ursprünge. Vielleicht werden die nordamerikanischen Grabungen in den südlichen Vereinigten Staaten (im Pueblo-Gebiet), die den Spuren der Prae-toltekischen Otomi- und Olmeken-Ureinwohner gelten, diese Rätsel lösen.

Vieles spricht jedoch dafür, daß die europäischen und asiatischen Völker schon vor 20 Jahrhunderten die sogenannte „Neue Welt“ kannten und mit ihr in Verbindung standen. Es gibt in diesem Zusammenhang einen ganzen Wust von etymologischen, ethnologischen und mythologischen Kombinationen, denen jedoch vorerst jede ernsthafte wissenschaftliche Bedeutung abgesprochen werden muß. Sie sind z. T. von Braghine in seinem bekannten Buch „Atlantis“ zusammengefaßt worden. Neuerdings neigen die Fachwissenschaftler dazu, die Aufzeichnungen des Hofhistoriographen des Chinesen-Kaisers Liang-Wu-Ti über eine Reise des budhistischen Mönches Hoe-Shi-In nach Mexiko (im Jahre 458 n. Chr.) als zuverlässiges Argument für uralte chinesisch-mexikani-



sche Kulturbeziehungen anzusehen. Doch wirklich Schlüssiges weiß man darüber nicht. Alles erschöpft sich in Vermutungen und Kombinationen über die unbestreitbare Ähnlichkeit der asiatisch-mongolisch-indonesischen Kulturen mit denen Mittelamerikas.

Dennoch bleibt es für uns wunderbar, daß zu der Zeit, da der große Karl das erste abendländische Reich schuf, auf amerikanischem Boden das alte Maya-Reich in höchster Blüte stand und später Walter von der Vogelweide seine Minnelieder mit Begleitung der Marimba-Musik des neuen Maya-Reiches hätte singen können, wenn Verbindung zwischen den beiden Kontinenten bestanden hätte. Die Harfe des Vogelweiders klingt schon lange nicht mehr, aber die Maya-Marimbas tönen noch immer, wie vor 10 Jahrhunderten. Ihre Töne waren es, die uns zu diesem Ausflug in Raum und Zeit verführten, als flögen wir auf dem Rücken der gefiederten Schlange über die alten Zentren der indianischen Kultur und Geschichte Zentralamerikas.

Was jene Indios wirklich waren, zeigen uns die Produkte ihrer Kunst und ihrer Architektur noch nach Jahrhunderten, berichten uns ihre alten Texte wie die sogenannte Maya-Bibel oder Pop-Vuh. Am Ueberzeugendsten ist aber in dieser Hinsicht die Gesittung, die sie ihren Nachfahren hinterließen und der wir heute in Guatemala und Teilen von Mexiko auf Schritt und Tritt begegnen. Bei aller Bewunderung für die koloniale Leistung der Spanier in der „Neuen Welt“ kann man daher vollauf verstehen, daß sich die indio-amerikanischen Völker heute auf ihr kulturelles Erbe besinnen und aus seiner Substanz heraus seine Fortsetzung darzustellen versuchen. Bedauerlich sind dabei wieder nur die Extreme.

Wer nach Uaxactun im nördlichen Guatemala gelangen will, um die älteste Tempelanlage Mittelamerikas zu sehen, muß durch dichte Urwaldregionen hindurchdringen. Er wird dabei sich von Lianen und Lianenfrüchten stellenweise eingekesselt fühlen, als hänge ein Wald von Fragezeichen um ihn herum. Ein ähnliches Gefühl packt jeden, der sich einmal der Frühgeschichte Mittelamerikas widmet. Tausend Fragen ohne Antwort stürmen auf ihn ein. Woher kamen jene Völker, die so gewaltige Zeugen ihres Schaffens hinterließen?

Tschian-Kai-Checks Botschafter in Mexiko glaubte einmal die rechte Antwort zu wissen. Er erschien 1936 beim damaligen Präsidenten Cardenas mit zwei Fotos bewaffnet und überreichte sie dem Staatschef, der nicht wenig darüber staunte, sich Aufnahmen blanker Sitzflächen zweier Kinder gegenüberzusehen und drauf und dran war, über ein derartigherausforderndes und wenig schickliches Geschenk empört aufzufahren. Doch der Chinese beschwichtigte ihn rasch. Alle Babys der mongolischen Rasse haben von ihrem 1. bis 3. Lebensjahre am unteren Ende der Wirbelsäule einen tiefblauen Fleck, der von den Anthropologen geradezu als das klassische Rassemerkmal der Mongolen angesehen wird. Nun, der Herr Botschafter Chinas wußte das, war kühn genug, einigen Indio-Babys entsprechenden Alters die Höschen auszuzeichnen und, siehe da, auch sie hatten

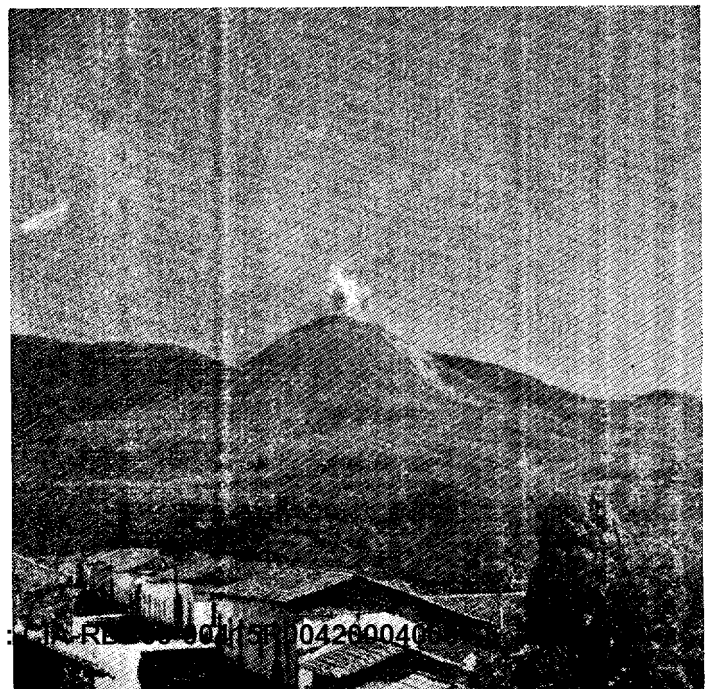
den bewußten blauen Fleck, den „mongolian spot“. Der botschaftlich-chinesische Fotoapparat fand so würdig-unwürdige Motive. Mexikos Präsident lachte herzlich und die Wissenschaft hatte einen neuen untrüglichen Beweis für den asiatischen Ursprung der mittelamerikanischen Indianer. — Es ist nicht immer nötig, Buddha-Statuen mit toltekischen oder aztekischen Götterbildern zu vergleichen. Profile des reziproken Wertes indianischer und mongolischer Kindergesichter können zuweilen bessere Beweise bringen als die vergleichende Kulturgeschichte. Die gefiederte Schlange fletscht nicht immer die Zähne. Sie lacht auch manchmal.

Warum gingen jene alten Kulturen unter?

Weder weiß man es, noch wird man es wohl jemals erfahren. Keine Chronik reicht bis zur Zeit der Tolteken und des alten Maya-Reiches. Waren kriegerische Einfälle fremder Stämme der eigentliche Grund? Klimawandel, Aufstände, Seuchen? Der Niedergang der in den Tropen stets extensiven Landwirtschaft, der Maisbau? Naturkatastrophen? — Viele Theorien sind vorhanden, aber keine Antwort. — Die gefiederte Schlange schweigt beharrlich und läßt die Wissenschaftler buddeln und sich die Köpfe zerbrechen.

Sie spricht nur zu Dir, Du Wiederentdecker Iberoamerikas, wenn Du indianische Vergangenheit und indianische Gegenwart aus der Landschaft heraus miteinander in Beziehung setzt und intuitiv begreifst, daß Quetzalcoatl lebt, weil er nicht überwunden und nur mit dem Mantel der christlichen Nächstenliebe zugedeckt wurde. Doch wehe dem weißen Manne, sollte einmal das mythologische Tier der Tolteken die Flügel recken, um wiederzukehren, wenn sich die Zeit erfüllet hat ...

Unsere Leser in Argentinien seien darauf hingewiesen, daß sie sowohl im Völkerkundemuseum in Buenos Aires wie im Museum in La Plata hervorragende Sammlungen aus der vorkolumbianischen Zeit finden. Schmerzlich ist es, zu erfahren, daß die weltberühmten Schätze des Hamburger Völkerkundemuseums, nachdem sie den Krieg mit seinen Terrorangriffen gut überstanden, von den Siegern geraubt wurden.



Dr. Kleist:

Zwischen Berlin und Moskau

Nach dem Pakt von Moskau. (Fortsetzung)

Die Vorgänge in den Nachkriegsjahren haben gezeigt, daß die westliche Politik uneinheitlich ist, daß ihre bedeutendsten Exponenten sich selbst öffentlich des Dilettantismus, der leichtsinnigen Befolgung ihnen vorgelegter verbrecherischer Ratschläge bezichtigen mußten. Zeitungskorrespondenten und Politiker schmeißen im gleichen Augenblick aber auch schon wieder mit Millionen Zahlen herum, wenn sie von den Toten des kommenden Krieges sprechen. In solcher Zeit ist es daher höchste Pflicht eines jeden publizistisch tätigen Organs, die Werte herauszustellen, die bis heute das Leben ausmachten und die durch eine weitere Massenvernichtung vollends zerstört werden dürften. Hüben wie drüben stehen Menschen. Deswegen sprach Prof. Matl an dieser Stelle im Oktoberheft zu Ihnen von den geistigen Grundlagen der slawischen Welt, deswegen setzen wir heute die im Ergänzungsheft Mai begonnene Artikelreihe über die deutsche Ostpolitik fort. Es möge auch diese Reihe zu der Erkenntnis führen, daß eine jede Besetzung und Eroberung mit höchster Verantwortung für die damit übernommenen Menschen verbunden sein muß. Konnte schon das Dritte Reich infolge der kolonialen Auswüchse im Osten zu keiner Befriedung dieser Gebiete kommen, so werden noch viel weniger Clay und Morgenthau, Ruhr- und Besatzungsstatut, Hinrichtungen und Demontagen als Teile eines offiziell verkündeten Kriegszieles Deutschland heute Kirchhofsruhe aufzwingen können, so werden genausowenig morgen selbst Hunderte von Atombomben den Bolschewismus beseitigen können. Der um ihre Lebensart hangenden abendländischen Menschheit werden Atombomben niemals den Frieden bringen, den sie wünscht. Einzig und allein das soziale und ethische Vorbild entscheiden auf dieser Welt. Und das genau so unter dem heute herrschenden materialistischen Regime einer reich gewordenen Minderheit wie es in den vergangenen Jahrhunderten traditionsgebundener Herrschaftssysteme der Fall war. Dieses Vorbild gilt es, in jeder Generation erneut sich zu erarbeiten, mit seinem Leben zu verteidigen und seinen Kindern damit hell leuchtend zu übergeben. Geht eine einzige Generation in der langen Kette der Geschlechter fehl, dann folgt Finsternis selbst in den prunkvollsten Wolkenkratzern. Damit unsere Kinder wieder leben können, darum eben gehen wir mit der Fackel der Wahrheit durch das Erleben unserer Tage, der Gegenwart wie der Vergangenheit.

Es ist uns dabei bewußt, daß es schwer ist, Kritik in ihrem höchsten Sinne zu üben, wenn verleumderische Subjekte nur darauf warten, solche Worte zu entstellen und zum Unterton pharisäerhafter Bemerkungen von ihrer eigenen Vollkommenheit zu machen. Darum gleich Eines eindeutig vorweg: Hier hat nur mitzureden, wer selbst dabei war, wer selbst mitgekämpft hat. Hier hat zu schweigen, wer sein Vaterland in seiner schwersten Zeit verriet. Hier geht es um eine Klärung deutscher Verhältnisse und nicht um die Abgabe von Erklärungen gegenüber dem feindlichen Ausland. Wir freuen uns, daß die bedeutende Hamburger Wochenzeitung „Die Zeit“ nunmehr auch laufend diese dokumentarischen Ausführungen wiedergibt. So ist berechtigte Hoffnung gegeben, daß auf der Grundlage sich stets erweiternder sachkundiger Klärung der eigenen Vergangenheit das deutsche Volk sich wieder zusammenfindet, um unter Ausschaltung fremder Einflüsterungen aus eigener Kraft an einer gemeinsamen Zukunft zu bauen.

Hans Maler.

Wie geteilt die Meinungen in Deutschland über einen Ostfeldzug waren, zeigte sich auf einer Gesellschaft, die sich am Vorabend des Generalangriffes gegen die Sowjet-Union in meiner „Zentralstelle Osteuropa“ zusammengefunden hatte. Die Angehörigen der Wirtschaft erklärten sich gegen jedes Abenteuer, das die Handelsbeziehungen mit einem zwar schwierigen, aber korrekten Partner gefährde. Diplomaten und Militärs lehnten vielfach ebenso eindeutig einen Angriff gegen Osten ab, der in der Weite des Raumes und am Widerstand der massiven Kriegsmaschine der Sowjet-Union scheitern müsse. Das „antikommunistische Geschrei“ täusche uns darüber hinweg, daß die Sowjet-Union längst die Pubertäterscheinung der Weltrevolution überwunden habe und auf dem Wege über einen Staatskapitalismus zu einem demokratisch-kapitalistischen Gemeinwesen begriffen

sei. Ein Generalkonsul machte sich zum Wortführer dieser Meinung und versicherte, Adolf Hitler, der eben durch den Sowjet-Pakt einen Zweifrontenkrieg vermieden habe, werde niemals eine solche Gefahr willkürlich über Deutschland heraufbeschwören. Ein Zeichen nicht gerade für die Sehrgabe dieses Mannes, wohl aber für die hervorragende Tarnung der deutschen Mobilisation.

Aber auch entgegengesetzte Stimmen wurden laut. Die gewaltige Rüstung der Sowjet-Union, die sich seit der Oktober-Revolution auf den unvermeidlichen Zusammenstoß mit der kapitalistischen Umwelt vorbereite, werde immer bedrohlicher. Deutschland könne nicht in einem latenten Kriegszustande warten, bis Ost und West ihre Vorbereitungen abgeschlossen hätten und von sich aus den Zweifrontenkrieg zu einer gefährlichen Wirklich-

keit machen würden. Wenn die Beendigung des Westkrieges mit politischen oder militärischen Mitteln nicht möglich sei, oder aus gewissen Gründen nicht gewollt werde, so ergebe sich zwangsläufig die Notwendigkeit, den latenten, östlichen Gegner in einem Augenblick anzugreifen, wo er noch nicht kriegsbereit sei.*

Für die Anhänger der orthodoxen Parteilinie war die Lösung des Problems einfach. Die ursprüngliche und grundsätzliche außenpolitische Stoßrichtung führte nach Osten, einmal um den weltanschaulichen Gegner zu vernichten, zum anderen aber, um den natürlichen „Lebensraum“ zu gewinnen. Der englische Vetter würde vielleicht, wenn er Deutschland nach Osten marschieren sähe, sich erleichtert fühlen und einlenken. Vielleicht sei der Flug von Rudolf Heß ein Versuch gewesen, England von dem kommenden Kriegsgeschehen zu unterrichten und seine Partnerschaft zu gewinnen. Ein gut unterrichteter Mann aus der Reichskanzlei äußerte in der nächtlichen Debatte, es sei seine Überzeugung, daß gerade die ersten Warnungen so hervorragender Sachkenner, wie des Grafen Schulenburg und seiner Mitarbeiter,

denen sich auch der Staatssekretär von Weizsäcker angeschlossen habe, im umgekehrten Sinne auf Adolf Hitler gewirkt hätten.

Wenn die Sowjet-Union ein Faktor so großer industrieller und militärischer Potenz geworden sei, wie diese Männer es schildern, so müsse Deutschland angesichts der hohen politischen Aggressivität der Sowjet-Union damit rechnen, daß Moskau die Zermürbung Deutschlands in einem langen Kriege gegen England zur Durchsetzung seiner weltrevolutionären Ziele ausnützen würde. Was die „bürgerliche Wandlung“ der Sowjet-Union betreffe, so hätte man vor zehn Jahren vielleicht noch darüber streiten können. Heute sei dieser Kinderglaube nur noch den prominenten Paralytikern gestattet. Weltrevolution hin oder her: die Drohung einer Roten Armee von 4—5 Millionen Mann mit Ausgangsstellung an der Weichsel könne von Adolf Hitler nur durch einen Präventiv-Krieg eliminiert werden.

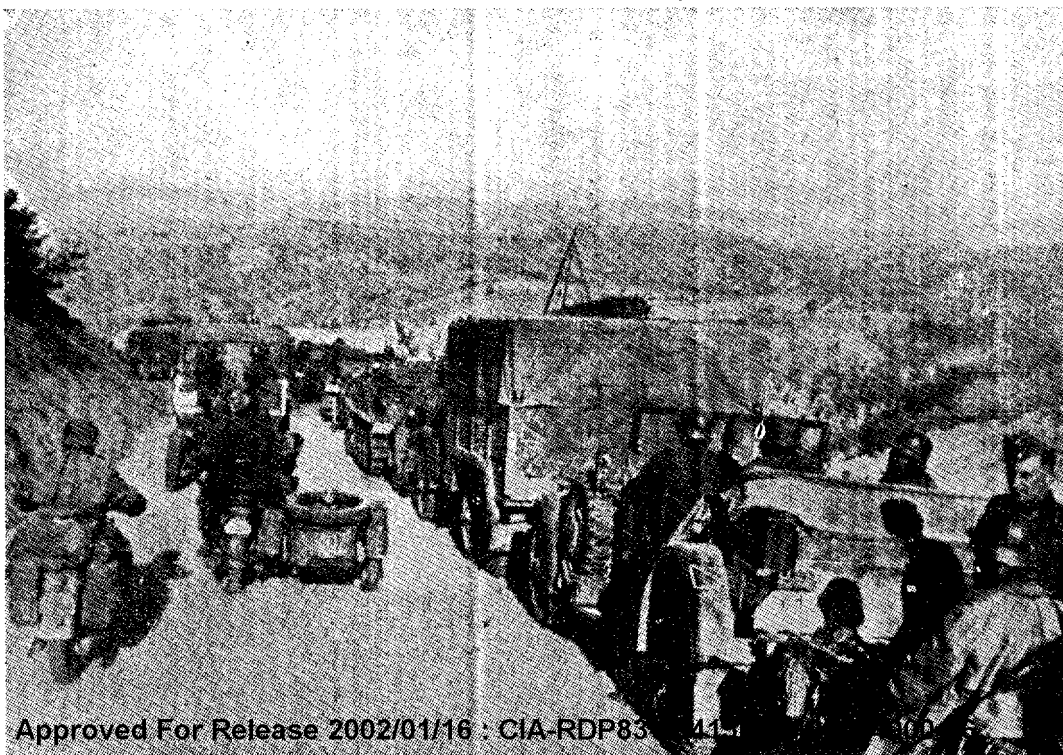
Als ich nach einer langen, oft leidenschaftlich geführten Auseinandersetzung die letzten Gäste verabschiedete, rollten im Osten unter dem Donner des ersten Feuerstoßes die deutschen Panzer über die Grenze.

* In seinen in Prag erschienenen Memoiren behauptet Dr. Eduard Benesch, der gewiß kein Kronzeuge für Hitler ist, es als eine Selbstverständlichkeit, daß die Sowjet-Union den Nichtangriffspakt nur als ein Mittel zum Zeitgewinn unterzeichnet habe und daß sie später, wenn die Kriegführenden genügend geschwächt sein würden, beabsichtige, in den Krieg einzutreten, um dann die Weltrevolution weiter zu betreiben.

Die Contemporary Review vom Januar 1948 schreibt in Bezug auf Benesch's Feststellung: „Es war wirklich eine der Absurditäten dieses wirren Krieges von 1939 bis 1945, daß es Hitler war, der unbeeirrbar Rußlands Spiel durchschaute.“

(„It was indeed one of the absurdities of this muddled war of 1939 to 1945 that it was Hitler who unfailingly saw through Russia's game.“)

Die deutschen Armeen, die am 22. Juni gegen die Rote Armee antraten, trafen auf einen Gegner, der ihnen zahlenmäßig weit überlegen war. Aber mit einer Wucht ohne gleichen stießen die deutschen Panzerkeile in die feindliche Front, zerschlugen die sowjetischen Heere und vernichteten ungeheure Massen des gegnerischen Materials. Endlos zogen die Schlangen ganzer kriegsgefangener Armeen über die breiten Straßen, an denen die zerfetzten und ausgebrannten sowjetischen Panzer sich häuften, immer wieder begegne-



ten wir dem Anblick von Flugplätzen, die übersät waren von einem Gewirr zerstörter sowjetischer Kriegsmaschinen. Noch einmal sammelte der Gegner seine Kräfte und hämmerte mit massiger Gewalt auf den deutschen Stoßkeil, der über Orsa auf Smolensk vorgedrungen war. In der Doppelschlacht von Wjasma und Brjansk wird die Armee-Gruppe Timoschenkos dezimiert. Mitte Oktober schiebt sich ein deutscher Keil über Orel gegen Tula, ein zweiter über Wjasma auf Moshais und Borodino, von Norden her ein dritter über Kalinin und Klin bis hart an die Stadtgrenze Moskaus vor. Bald fallen Kiev und Charkov. Die Armeen Budiennys verlieren in einer einzigen Schlacht 665.000 Gefangene, 3.718 Geschütze und 884 Panzer. Ende November stehen die deutschen Truppen bei Rostov 1.000 km tief in Rußland. Im Norden taucht vor den Augen der Armee-Gruppe von Leeb die Silhouette Leningrads auf.

Aus den hunderttausenden von Kriegsgefangenen wurden Millionen von Ueberläufern, die westwärts in die Gefangenschaft marschierten. Die deutschen Voraus-Abteilungen werden an jedem Dorf- und Stadteingang von Abgeordneten der Bevölkerung mit Brot und Salz begrüßt, während in den wiedereröffneten Kirchen und Kathedralen die Popen für die neuen Herren des Landes beten. Polikarp Sikorsky, Bischof von Wladimir in Wolhynien, veröffentlicht Erklärungen zugunsten Deutschlands. Professor Okienko, ehemaliger Dekan der Universität Charkov, wird zum Erzbischof einer von Moskau unabhängigen Kirche erwählt. Die Bischöfe von Mitau und von Narva, der Bischof von Kaunas, der Metropolit von Litauen senden ein Telegramm an Hitler, das ihre „Bewunderung für den heroischen Kampf“ ausdrückt und versprechen, man wolle zu dem Allmächtigen um Segen für die Achsenmächte und ihren bal-

digen und vollständigen Sieg beten. In Moskau wurde am 15. Oktober die Regierung mit sämtlichen diplomatischen Vertretungen in aller Hast evakuiert und nach Kujbyshev verbracht. Am 17. Oktober kam es zu Massenplünderungen. Die ausländischen Diplomaten in Kujbyshev aber diskutierten nicht mehr über den Fall des Sowjet-Systems, sondern nur noch über den Zeitpunkt seines Sturzes. Während schon am ersten Tage des Krieges alle führenden Staatsmänner das Wort ergriffen hatten, schwieg Stalin seit Kriegsausbruch und hielt sich an einem unbekannten Orte verborgen.

Ein Blitzsieg schien sich anzubahnen, der an Weite und Gewicht alle bisherigen Erfolge der deutschen Waffen in den Schatten stellte.

Zwar brachte der Winter, der unerwartet früh und mit ungewöhnlicher Heftigkeit einsetzte, dem Gegner noch einmal eine Chance. Aber schon mit den ersten trockenen Tagen des Mai nahm die deutsche Kriegsmaschine ihren Marsch wieder auf. Am 5. Juni wurde der Don in breiter Front erreicht. Im August wehte die deutsche Reichskriegsflagge auf dem Elbrus, das Oel bei Maikop und Neftegorsk war erkämpft, bald erreichten die deutschen Vorausabteilungen die Wolga und stießen über Moskau und Leningrad hinaus.

Was war geschehen? Ein System geriet ins Wanken, das über zwanzig Jahre lang mit unerhörter Härte die Völker der Sowjet-Union niedergehalten hatte. Ein System war im Zusammenbrechen, das die natürlichen Empfindungen und Strebungen der Menschen unterdrückt und an ihre Stelle den Zwang der GPU gesetzt hatte. Ob es der nationale Gedanke der Ukrainer, der Besitzwille des Bauern, das Freiheits-Streben des Handwerkers war, alles war als schädlich verdammt und durch Leistungsnormen ersetzt, hinter denen wiederum der staat-

Infanterie geht vor.



liche Zwang drohte. Eine Handvoll besessener Fanatiker hatte zur Erreichung eines utopischen Zieles einen Apparat aufgebaut, der mit unhemmbarer Konsequenz das Einzeldasein des Individuums auslöschte und es zu einer Funktion des wirtschaftlichen Ablaufs erniedrigte.

Nicht kampflos hatten sich die Völker des Zarenreiches in diesen Zustand gefügt. Vier Jahre lang rechneten die neuen Machthaber selbst die Phase des offenen Kampfes, des Kriegskommunismus, der um jeden Fleck des Landes geführt werden mußte. Aber noch lange nach 1921 erhoben sich verzweifelte Scharen von Weißruthenen, Ukrainern und besonders der freiheitsliebenden Völker des Kaukasus gegen die Macht der Sowjets, die langsam in blutigen Befriedigungs-Aktionen die Ruhe des Kirchhofes erkämpfte. Dennoch sah sich Lenin schließlich gezwungen, seinen erschöpften Untertanen die Ruhepause der NEP, der Neuen Oekonomischen Politik zu gönnen. Aber sein Nachfolger Stalin, engstirniger und robuster als Lenin, trieb die Entwicklung auf seine Art vorwärts. Die freiheitliche Wirtschaftsführung der NEP wurde durch eine immer strengere und schließlich totale Staatswirtschaft mit ihren Fünf-Jahres-Plänen abgelöst, die Indolenz der Arbeitermassen durch die Stachanov-Peitsche überwunden und der Widerstand der Bauernschaft gegen die Kollektivierung durch Massen-Deportationen der Kulaken gebrochen.

In der Spitze löste Stalin das bisherige Kollegien-System des Polit-Büros, in dem auch ein Lenin immer nur primus inter pares gewesen war, durch seine persönliche Autokratie ab, die er mit Hilfe der WKPB und der GPU bis in den letzten Winkel des Riesenreiches durchsetzte. Den stündig schwelenden Widerstand der Arbeitermassen in Industrie oder Landwirtschaft brach er durch die Errichtung eines dichten Netzes von Konzentrationslagern, die zwölf bis zwanzig Millionen Zwangsarbeiter aufnahmen. Gegen die intellektuelle Führung von Partei und Staat aber ging er mit Reinigungs-Aktionen vor. 1928 traf er die Tech-

niker im Schachty-Prozeß, von denen Stalin damals erklärte: „Die bürgerliche Intelligenz ist mit der Krankheit der Sabotage behaftet.“ Zwei Jahre später wird der sogenannte Industrie-Prozeß gegen eine andere Gruppe einflußreicher Industrieller mit einer Reihe von Todesurteilen beendet, um schon ein Jahr später von dem Sabotage-Prozeß der „Akademiker“ abgelöst zu werden. Im Jahre 1936, zu gleicher Zeit wo die neue Verfassung in Kraft tritt, beginnt eine Unternehmung, die als „die große Reinigung“, und durch die Namen Trotzki, Bucharin und Tuchatschevski bekannt ist. Ueber ihren Umfang gibt wiederum Stalin Auskunft mit der Erklärung, daß während dieser Periode 500.000 neue Angestellte und Beamte in den Regierungsapparat eingebaut worden seien. Die Vernichtung eines großen Teiles der militärischen und politischen Führung des Staates ist damit nicht abgeschlossen. Jahr für Jahr „arbeitet“ die NKWD weiter und verrät mit ihrer blutigen Wirksamkeit, daß nicht nur die Massen der proletarischen Bevölkerung, sondern auch die schmale nutznießende Schicht des Regimes in einem Zustande ständiger Auflehnung begriffen ist.

*

Von hieraus wurden die schnellen Erfolge der deutschen Armeegruppen in Nord, Mitte und Süd verständlich. Der Rotarmist warf die Waffen fort, an denen Schweiß und Blut zwanzigjähriger Fronarbeit klebte. Die Bevölkerung war bereit, jedes andere Regime als ein besseres zu begrüßen. Von hieraus wurde die Sorge verständlich, mit der Stalin ein Jahr lang um die Gunst Hitlers gebuhlt hatte und unter der Molotov zusammenbrach, als ihm Schulenburg den vollzogenen Angriff mitteilte. Von hieraus wurde auch die ungeheure Chance erkennbar, die jedem Angriff auf das Sowjet-Regime geboten war. Anders als Karl XII. und Napoleon konnte Adolf Hitler auf diese innere Situation in Rußland rechnen, das durch zwanzig Jahre Bolschewismus reif für jeden Eroberer geworden war.

Barfüßige Frauen geben den vorbeimarschierenden deutschen Soldaten zu trinken. Damals stand als Text der Propagandakompagnie unter diesem Bild, daß es volksdeutsche Frauen seien. Waren es aber nicht vielleicht gerade die Frauen jener Männer, die man ein Jahr später mit erhobenen Händen als Partisanen abführte? Waren deren Lumpen und abgehärmte Gesichter nicht oft viel weniger ein Zeichen ihrer Verkommenheit als ihrer schweren Leiden unter dem bolschewistischen Regime? Waren jene Bauern wirklich Untermeuschen oder waren das nicht vielmehr die Kommissare, die diese Armen jahrzehntelang unterdrückt hatten?



Eine kluge Politik, die die beiden Keile ihrer Armee und ihrer Politik in dieses Staatsgebilde schlug, die das brüchige System einer Zwangsherrschaft in die Zange der militärischen und psychologischen Einwirkung nahm, mußte es zerbrechen können.

Es ist heute populär geworden, die Ursachen des deutschen Zusammenbruches über Gebühr zu vereinfachen und zu behaupten, der Krieg sei verloren gewesen, indem er begonnen wurde. Richtiger scheint die entgegenstehende These zu sein, dieser Krieg hätte überhaupt nicht verloren werden können. Denn sie eröffnet die Einsicht in die ganze Summe der Fehler, durch die, man möchte fast sagen, mit deutscher Gründlichkeit, jede der Chancen, die sich immer wieder anboten, die sich aufdrängten, Stück um Stück und Zug um Zug zerschlagen wurden.

Aber diese Einsicht, die heute offenkundig ist, konnten und wollten wir damals noch nicht haben. Der Ostfeldzug war Tatsache geworden, es war zu spät, über Für und Wider zu diskutieren. Die Notwendigkeit und die erkannte Möglichkeit der Niederwerfung des Sowjet-Regimes zwang sich auf.

Der Gedanke, daß man ohne die politischen Mittel, nur gestützt auf die rein militärische Macht, einen Krieg gegen die Sowjet-Union wagen würde, dieser absurde Gedanke kam niemandem von uns in den Sinn.

Die Chance der Gewinnung der Sowjet-Völker lag so nahe, und war so positiv und überzeugend, daß man sie garnicht übersehen und beiseite schieben konnte. Denn die rein militärischen Mittel reichten auch im Zeitalter des Panzers und des Flugzeuges nicht aus, um den Raum von zwei Kontinenten auch nur zu überspannen, geschweige denn, ihn zu füllen.

Dieser absurde Beschluß aber wurde von der obersten Führung des deutschen Reiches im Jahre 1941 gefaßt und vollzogen. Adolf Hitler setzte nicht die Zange an, um das brüchige Material zu zerbrechen, sondern griff zum Hammer und schmiedete mit diesem Hammer den Gegner zu einem stählernen Block, an dem jeder Angriff schließlich elend scheitern mußte.

Im Rücken der deutschen Armeen bildete sich in Lemberg eine ukrainische Nationalregierung. Ihre Mitglieder wurden — verhaftet und nach Sachsenhausen geschleppt. Den russischen Ueberläufern, die um Bewaffnung baten, um den Kampf für die Befreiung ihrer Heimat aufzunehmen, wurde mit dem Befehl zur Erschießung der Kommissare geantwortet. In Litauen hatte sich schon einen Tag vor dem Erscheinen der deutschen Spitzen eine anti-russische Regierung gebildet, die den Krieg auf deutscher Seite fortführen wollte. Es gelang General von Rocques, sie vor der Verhaftung zu schützen, aber er mußte ihr befehlen, jeden Anschein einer souveränen Regierung zu vermeiden. Die litauischen, lettischen und estnischen Armeen, soweit sie nicht von den Sowjets verschleppt waren, stellten sich den deutschen Generalen zur Verfügung, aber ihr Angebot wurde mißachtet.

*

Das Auswärtige Amt bildete in aller Hast ein Rußland-Comité. Jedoch der Streit um die Zuständigkeit war schon verspielt. Alfred Rosenberg, der Leiter der weltanschaulichen Schulung der NSDAP und Chef des Außenpolitischen Amtes der Partei, wurde zum „Reichsminister für die besetzten Ostgebiete“ ernannt. Vor den Reichsministern und Reichsleitern hielt er in den ersten Kriegstagen in seinem Hauptquartier, der ehemaligen jugoslawischen Gesandtschaft in der Rauchstraße in Berlin einen umfassenden Vortrag über die deutsche Rußland-Politik. Er sprach auf dem Grund einer breiten historischen Untermauerung über die weltpolitische Notwendigkeit der Zertrümmerung der Sowjet-Macht und verkündete das System der nationalen Dekomposition der Sowjet-Union. Die Auflösung der UdSSR in ihre nationalen Bestandteile, die zu selbständigen Staaten oder Staatenbünden, der Ukraine, Rußlands und der kaukasischen Föderation umgebildet werden sollten, würde nicht nur der für Europa stets gefahrdrohenden, moskowitzischen Präponderanz des Russentums entgegenwirken, sondern auch die Einführung der einzelnen Bestandteile in die europäische Völkergemeinschaft ermöglichen. Die UdSSR werde vorläufig in Reichskommissariate aufgegliedert werden. Das Reichskommissariat Ostland würde Estland, Lettland, Litauen und Weißruthenien als eine Art deutschen Vorlandes umfassen, die Reichskommissariate Ukraine, Rußland und Kaukasus sollten später durch selbständige Staaten abgelöst werden.

Man mochte über dieses Programm denken, wie man wollte, es zeigte immerhin einige Ansätze zur politischen Gestaltung, zur politischen Unterstützung der Kriegführung. Ein kleiner Funke politischen Geistes war hier verborgen, der sich vielleicht zur Flamme entfachen ließ. Aber zwei Gründe standen dagegen. Erstens einmal erwies es sich bald, daß weder Hitler noch Göring, weder Ribbentrop noch Himmler gewillt waren, Rosenberg in seinem Minimalprogramm zu folgen, und daß zweitens Rosenberg selbst viel zu schwach war, seinen politischen Thesen Anerkennung zu verschaffen.

Hitler ging von der Annahme aus, daß ein Regime, welches gegen seine eigenen Untertanen vom Beginn der Oktober-Revolution bis in die jüngste Zeit mit so unvorstellbarer Grausamkeit vorgegangen war, gegen einen äußeren Feind sich ebenfalls keine Schranken auferlegen würde, umso mehr, als es durch keine internationalen Abmachungen über Kriegführung oder Behandlung von Verwundeten und Gefangenen gehemmt war. Die jüngsten Ereignisse im Winterfeldzug gegen Finnland und bei der Besetzung der baltischen Staaten, Ostpolens und Bessarabiens bewiesen die Richtigkeit dieser Auffassung. Als sich die gleichen Erfahrungen schon bei der ersten Feindberührung im Ostfeldzug tausendfach wiederholten, steigerte sich Hitlers derart begründete antibolschewistische Einstellung, die sich weitgehend mit seinem Antisemitismus überdeckte, zu einem antiöstlichen oder antislavischen Komplex, der durch keinerlei Gegengründe mehr überwunden werden konnte. Am klarsten hat er seine politische Auffassung vor einer Generalsversammlung am 30. März 1941 ausgesprochen, über die Halder in seiner

Tagebuchaufzeichnung vom gleichen Tage folgendes notiert (Rückübersetzung von Documents NOKW 3140):

„Zusammenstoß zweier Ideologien:

Vernichtende Beurteilung des Bolschewismus, der mit asozialem Verbrechertum identifiziert wird. Kommunismus ist eine enorme Gefahr für unsere Zukunft. Wir müssen die Auffassung von Kameradschaft unter Soldaten vergessen. Ein Kommunist ist kein Kamerad vor oder nach der Schlacht. Dies ist ein Vernichtungskrieg. Wenn wir das nicht begreifen, werden wir dennoch den Feind schlagen, aber dreißig Jahre später werden wir wieder gegen den kommunistischen Gegner kämpfen müssen. Wir führen den Krieg nicht zur Erhaltung des Feindes.

Zukünftige politische Linie in Rußland.

Nord-Rußland, kommt zu Finnland. Protektorate: Baltische Staaten, Ukraine, Weiß-Rußland.

Krieg gegen Rußland:

Vernichtung der bolschewistischen Kommissare und der kommunistischen Intelligenz. Die neuen Staaten müssen sozialistisch sein, aber ohne eigene intellektuelle Klassen. Sammlung einer neuen intellektuellen Schicht muß verhindert werden. Eine primitive, sozialistische Intelligenz ist alles, was nötig ist. Wir müssen kämpfen gegen das Gift der Auflösung. Das ist keine Aufgabe für Militär-Gerichte. Der einzelne Truppenführer muß diese Dinge von Grund auf kennen. Sie müssen Führer in diesem Kampfe sein. Die Truppen müssen mit den selben Methoden zurückschlagen, mit denen sie angegriffen werden. Kommissare und GPU-Männer sind Verbrecher und müssen als solche behandelt werden. Das braucht nicht zu bedeuten, daß man die Truppe aus der Hand verliert. Vielmehr muß der Befehlshaber Befehle geben, die die gemeinsamen Gefühle seiner Leute ausdrücken.

(Embodiment in ObdH Order)

Dieser Krieg wird sehr verschieden sein von dem Kriege im Westen. Im Osten wird die Härte von heute Milde in der Zukunft bedeuten. Führer müssen das Opfer bringen, ihre persönlichen Skrupel zu überwinden.“

Diese damals mündlich geäußerten Worte finden in der „Ergänzung zur Weisung Nr. 33“ vom 23. Juli 1941 ihre schriftlich niedergelegte Befehlsform mit Punkt 6:

„Die zur Sicherung der eroberten Ostgebiete zur Verfügung stehenden Truppen reichen bei der Weite dieser Räume nur dann aus, wenn alle Widerstände nicht nur durch die juristische Bestrafung der Schuldigen geahndet werden, sondern wenn die Besatzungsmacht denjenigen Schrecken verbreitet, der allein geeignet ist, der Bevölkerung jede Lust zur Widersetzlichkeit zu nehmen.

Die entsprechenden Befehlshaber sind mit den ihnen zur Verfügung stehenden Truppen

verantwortlich zu machen für die Ruhe in ihren Gebieten. Nicht in der Anforderung weiterer Sicherungskräfte, sondern in der Anwendung entsprechender drakonischer Maßnahmen müssen die Befehlshaber das Mittel finden, um ihre Sicherungsräume in Ordnung zu halten.“

Diese wenigen Sätze sind die einzige politische Weisung, die das ganze militärische Befehlswerk, der Plan „Barbarossa“, die Weisung Nr. 33 über die „Fortführung des Ostfeldzuges“ und diese erwähnte Ergänzung enthält. Sie zeigen mit erschreckender Deutlichkeit, daß an eine Anwendung politischer Mittel im Osten in der obersten deutschen Führung überhaupt nicht gedacht wird, wohl weil man sie im Vertrauen auf die Brisanz des deutschen Angriffes nicht für notwendig hält und dann vor allem, weil in grotesker Gleichsetzung von Bolschewismus und russischem Volk eine politische Möglichkeit garnicht gesehen wird.

Die gleiche Totale Blindheit, nicht nur für eine politische Gewinnung der Bevölkerung, sondern für das Vorhandensein der Bevölkerung überhaupt, zeigte Görings sogenannter „Grüner Esel“, die Anweisung für die Tätigkeit der Wirtschaftskommandos innerhalb der Armee. Dieses Dokument sah nur Kraftquellen, Fabriken, Bergwerke, Rohstoffe und Ernteergebnisse, die für die Kriegsführung sicherzustellen waren, aber es schien zu vergessen, daß auch die wertvollste Maschine nur ein Haufen Schrott ist ohne den Menschen, der sie führt und pflegt. Das dieses nationalsozialistische Dokument die Erhaltung der Kollektiv-Wirtschaft auf dem Lande als bequemes Führungsmittel wünschte, sei nur am Rande erwähnt, obgleich ein so hervorragender Kenner der sowjetischen Landwirtschaft, wie Professor Schiller, bereits vor Eröffnung der Kampfhandlungen darauf hingewiesen hatte, daß die drei Säulen, auf denen das Kolchos- und Sowchos-System ruhte, durch die Kriegshandlungen zerbrochen werden würden, nämlich die NKWD, das Instrument zur Durchführung des Arbeits-Zwanges, die Maschinen-Traktoren-Station, die die feindliche oder die eigene Truppe zerstören oder in Gebrauch nehmen würde, und das Oel, das erst nach jahrelanger Arbeit wieder fließen könnte. Auch hier also, aus nüchternsten, betriebswirtschaftlichen Gründen, war es daher nötig, einen neuen Motor anzuspinnen, der nur in dem Arbeits- und Besitz-Willen freier Bauern gefunden werden konnte.

In den „Richtlinien auf Sondergebieten“ zur Weisung Nr. 21 (Fall Barbarossa), die die Tätigkeit des Reichsführers SS Heinrich Himmler, als Chef der Polizei betreffen, klingt noch einmal ein politischer Gedanke an, aber er wird sofort durch die blutige Aufgabe, die darin erteilt wird, wieder erstickt:

„Das im Zuge der Operationen zu besetzende russische Gebiet soll, sobald der Ablauf der Kampfhandlungen es erlaubt, nach besonderen Richtlinien in Staaten mit eigenen Regierungen aufgelöst werden. Im Operationsgebiet des Heeres erhält der Reichsführer SS zur Vorbereitung der politischen Verwaltung Sonderaufgaben im Auftrage des Führers, die sich aus dem endgültig auszutragenden Kampf zweier entgegengesetzter politischer Systeme ergeben. Im

Rahmen dieser Aufgaben handelt der Reichsführer SS selbständig und in eigener Verantwortung.“

*

Es mag von heute aus gesehen unsinnig erscheinen, wenn damals, im Jahre 1941, eine Handvoll Menschen es unternahm, sich dem Strom entgegenzustemmen und ihre Hoffnung auf diese kümmerlichen Keime politischer Vernunft zu setzen. Gewiß waren die Erfolgsaussichten minimal aber angesichts der Tatsache, daß nicht nur Deutschland, sondern das Schicksal ganz Europas auf dem Spiel stand, mußte auch der letzte, aussichtsloseste Versuch gewagt werden.

In Rosenbergs sich entwickelndem Ministerium war die Hauptabteilung Politik an einen Dr. Leibbrandt gegeben worden, der es verstand, aus Diplomatie und Wissenschaft gute Mitarbeiter heranzuziehen, und der gleichzeitig um ein enges, positives Verhältnis zur Wehrmacht bemüht war. Ich selbst wurde, ohne gefragt zu werden, mit meiner „Zentralstelle Osteuropa“ zuständigkeitshalber diesem kleinen Stabe zukommandiert. Es gelang mir aber, meine „Zentralstelle“ im Zusammenhang mit dem Auswärtigen Amt zu halten, so daß ich eine vielbeneidete und vielumkämpfte Selbständigkeit errang, die mir erlaubte, mich viel unabhängiger zu bewegen und weit offener zu sprechen, als es allgemein möglich war.

Mein erster Weg, noch im Anfang Juli 1941, führte mich zu Rosenberg, mit dem ich in einem langen Gespräch über die bisher handgreiflichsten oder augenfälligsten Ergebnisse seiner Tätigkeit, nämlich über die Terminologie, stritt. Die Bezeichnung „Ministerium“ sei unzweckmäßig, da man in einem Ministerium nicht die Angelegenheiten fremder, später souveräner Staaten verwalten könne. Der Ausdruck „besetzte Ostgebiete“ klinge nach Kolonial-Methoden. Es müsse heißen „Befreite Ostvölker.“ Aber auch das sei noch ein widerwärtiger Sammelbegriff, den z. B. die baltischen Völker leidenschaftlich ablehnen würden. Unmöglich aber sei die Ablösung der roten durch braune Kommissare. Diese Benennung widerstreite gegen jedes Gefühl für die politische Akustik oder Optik. - Rosenberg ließ sich auf dieses Gespräch ein, man konnte mit ihm, anders als mit Ribbentrop, streiten. Aber während bei Ribbentrop zu wenig gedacht und zu viel befohlen wurde, wurde bei Rosenberg zuviel gedacht und zu wenig befohlen. Anregungen und Einwände wurden bei ihm erwogen und schließlich zerredet, aber es kam selten etwas dabei heraus.

*

*„Landeseigene Verwaltung“
contra „Reichskommissariat Ostland“.*

Ich weiß nicht, ob es eine Beförderung oder eine Verbannung war, daß ich schon Mitte Juli als politischer Beobachter zur Heeresgruppe Nord kommandiert wurde, die damals auf ihrem Marsch nach Leningrad eben die Düna überschritten hatte.

Mir kam dieser Auftrag aus zwei Gründen gelegen. Ich kam auf diese Art heraus aus dem unerträglichen, bürokratischen Wirbel eines entstehenden Riesenministeriums und gewann zugleich den Ansatzpunkt für einen positiven, poli-

tischen Einsatz. Denn es mußte nach meiner Meinung möglich sein, die drei ehemaligen baltischen Staaten aus der gesamten negativen Behandlung der Sowjet-Gebiete herauszubrechen und an einem kleinen Sonderbeispiel die Zweckmäßigkeit vernünftiger, politischer Methoden zu erweisen.

Der Versuch, den baltischen Staaten ihre Eigenstaatlichkeit wieder zu geben, blieb allerdings in den Anfängen stecken. Der Minister, so erklärte mir Leibbrandt, habe als gebürtiger Revalenser das persönliche Anliegen, diese ehemals deutschen Gebiete wieder dem deutschen Reich einzufügen. Der Vorschlag der Eigenstaatlichkeit werde also auf entschiedenen Widerstand stoßen. Ich arbeitete nun ein Autonomie-Statut aus und verhandelte mit Rosenberg von der These aus, daß nur eine großzügige Politik des Gewährenlassens die baltischen Völker für einen „Anschluß“ geneigt machen könnte. Jeder Versuch einer unmittelbaren, raschen „Germanisierung“ würde das nationale Ressentiment der Esten, Letten und Litauer wachrufen und ihre Gewinnung für immer verhindern. Rosenberg wies auch diese Lösung zurück, ließ sich schließlich wenigstens für die Aufstellung von „Nationalen Vertrauensräten“ der drei Völker gewinnen.

Aber auch diese Minimal-Lösung wurde durch eine Führerweisung noch im Augenblick meiner Abreise zur HG-Nord verhindert. Auch von der Bildung von Vertrauensräten, hieß es darin, sei abzusehen und vielmehr die Bildung rein deutscher Verwaltungen vorzubereiten. — Dieser Befehl war offensichtlich undurchführbar. Die Bildung rein deutscher Verwaltungen würde auf den Widerstand der drei Völker stoßen und jede Zusammenarbeit unmöglich machen. Für die drei Kleinstaaten aber mitten im Kriege, je 30 000 und mehr Verwaltungsbeamte und Gendarmen aufzubringen, war ebenso wenig zu verwirklichen.

Die Reise zur HG-Nord führte über das Hauptquartier in Ostpreußen, wo ich bei dem Generalquartiermeister, General Wagner, und seinem Stellvertreter, Ministerialdirigent Danckwerth, eingeführt wurde. Die Herren fragten mich nach meinen politischen Absichten. Ich zeigte ihnen die Führerweisung und sagte ihnen meine Meinung dazu. Danckwerth lächelte über meinen ungeschminkten Vortrag und meinte, ich hätte also eine Art „englischer Lösung“ im Sinne. Auf meine Antwort, ob wohl jede vernünftige Politik englisch sein müsse, wünschte mir Danckwerth mit einem resignierten Lächeln viel Glück für mein Vorhaben und meldete mich bei General von Rocques an, der als Befehlshaber des rückwärtigen Heeresgebietes der HG-Nord für die Verwaltung der Gebiete bis zum Nachrücken der Zivilverwaltung zuständig war.

Bei General von Rocques und seinem Stabschef, Oberstleutnant Kriegsheim, fand ich nicht nur völlige Billigung meiner Auffassungen, sie erklärten mir darüber hinaus, daß man mit einem halben Dutzend deutscher Verwaltungsbeamter auskommen müsse und bei dieser Sachlage gar nicht anders als mit einer litauischen Selbstverwaltung regieren könne. Da die Völker Litauens, Lettlands und Estlands, wie sich schnell erwies, die deutsche Besetzung nicht nur passiv hinnahmen, sondern die deutsche Armee jubelnd als Befreier

begrüßten und sich zur Weiterführung des Krieges gegen Rußland zur Verfügung stellten, waren alle Voraussetzungen zu einer Kooperation im besten Sinne des Wortes gegeben. Es gelang ohne Schwierigkeiten, eine vollständige, eigenständige Verwaltung in den drei ehemaligen baltischen Staaten zu errichten, die nur, so weit es die militärischen Notwendigkeiten erheischten, in ihrer Selbständigkeit eingeschränkt wurden. Man mußte allerdings vermeiden, diesen Gebilden souveränen Titel zu gewähren und fand den Ausweg, sie „Landeseigene Verwaltung“ zu nennen.

Wir hatten aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Kaum war das dritte unserer Kinder, die estnische „Landeseigene Verwaltung“ ins Leben getreten, als ich durch Brandtelegramme nach Berlin zurückgerufen wurde. In einer Sitzung bei Rosenberg fielen die Vertreter der Wirtschaft, vor deren nüchternem Wirklichkeitssinn ich bis dahin eine so große Hochachtung hatte, mit ihren wütenden Vorwürfen über mich her, die in folgendem Satz gipfelten, der sich mir für immer einprägte: „Sie verschenken das, was der deutsche Soldat mit seinem Blut erobert hat, an ihre lieben Esten, Letten und Litauer.“

Ich muß gestehen, daß mir diese Argumentierung für einen Augenblick die Sprache verschlug. Der Gedanke, daß der deutsche Soldat sein Blut vergoß, um dem Litauer seinen Bauernhof, dem Letten seine Schneiderwerkstatt oder dem Esten seine Apotheke wegzunehmen, war mir neu, aber ich spürte bald, daß es bei dieser Auseinandersetzung nicht um Ideen, sondern um Interessen ging. Es war sinnlos, diesen Leuten vorzuhalten, daß der Krieg im Osten nur mit den Völkern des Ostens gewonnen werden könnte, daß ein Kampf gegen die Völker ein Kampf für die Festigung der bolschewistischen Herrschaft werden müsse.

Der Krieg interessierte sie nicht. Er war nicht ihr Ressort, er war Sache der Armee. Die Politik interessierte sie auch nicht. Ihre Aufgabe war die wirtschaftliche Ausbeutung der besetzten Gebiete. Dafür hatten sie ihre Anweisungen und daran waren sie interessiert. Die Größe der Aufgabe und die unwahrscheinlich großen Gewinnchancen jagten sie in einen Rausch der Betriebsamkeit, in dem jedes Maß unterging.

Hier war also mit einem Appell an die Vernunft, mit sachlicher Diskussion nichts zu erreichen. Man mußte sich nach anderen machtvollen Hilfstruppen umsehen.

Das Reichsministerium für die besetzten Ostgebiete fiel von vorn herein aus. An Stelle eines kleinen, straff zusammengefaßten Führungsstabes, der die verschiedenen Reichs-Ressorts in ihrer Tätigkeit im Osten politisch zu leiten gehabt hätte, hatte Rosenberg ein Mammut-Ministerium aufzubauen, das alle Fachgebiete noch einmal in sich enthielt. Es versteht sich, daß die Reichsbehörden im dritten Kriegsjahr nicht die besten Fachkräfte an die Reichsbehörden abgaben oder aber, daß sie ihre großen Kanonen zu Rosenberg abkommandierten, nicht um sie preiszugeben, sondern um durch sie das jeweilige Teilgebiet des Ostministeriums selbst fest in die Hand zu bekommen.

Beide Methoden wirkten sich für das „Omi“ gleich verheerend aus: Die Abteilung für Verwaltung setzte sich im Wesentlichen aus „abgegebe-

nen“ Beamten zusammen, die eine Organisation aufbauten, von der mein Stellvertreter, der aus diesem Chaos an die Front „floh“, in seinem Abschiedsbrief an das Ministerium schrieb, er habe in der ganzen Welt, auch in Deutschland, noch kein solches Beispiel von „bürokratischer Impotenz“ erlebt.

Die großen Fachabteilungen, gewerbliche Wirtschaft, Landwirtschaft, Forstwesen, Arbeit und Verkehr dagegen wurden von „kommandierten“ Kräften geführt, die mit ihrem Schwerpunkt auf ihrem fachlichen Ressort-Sessel sitzen blieben und sich schnell daran gewöhnten, im „Omi“ nur kurze Gastrollen zu spielen.

Praktisch wurde die gesamte Wirtschaft durch den viel stärkeren „Vierjahres-Plan“ Görings beherrscht. Die Polizei, also der wesentliche Teil des Innenministeriums mit der einzig verfügbaren Exekutive, ging durch Führer-Erlaß an den Reichsführer SS verloren. Post, Telegraf und Eisenbahn mußten aus kriegsbedingten Gründen unmittelbar durch das Reichsverkehrsministerium gesteuert werden, und die für Transport und Bauwesen entscheidend wichtige „Organisation Todt“ baute unabhängige Organe auf.

Die innere Ordnung des Ministeriums selbst litt unter dem folgenschweren Fehler, daß die „Hauptabteilung Politik“ den Fachabteilungen nicht vorsondern nebengeordnet war. Damit war jeder Führungsanspruch eines politischen Gedankens, der Versuch, Maßnahmen der Fachabteilungen für fremde Völker, den veränderten psychologischen Gegebenheiten entsprechend, zu gestalten, von vornherein erschwert und durch die immer stärker werdende Emanzipation der Fachministerien schließlich unmöglich geworden.

Das war die innerdeutsche Situation des Ministeriums, das an die Stelle des Zaren treten sollte. Die Lage in den Ostgebieten war aber noch bedeutend ungünstiger. Die Reichskommissare sollten nach einem Plan Rosenbergs von ihm selbst erwählt und ernannt werden. Da man sich aber nicht mit seinen Vorschlägen einverstanden fand, wurde dem Ostminister auch diese wichtigste Befugnis entzogen und Hitler ernannte die Reichskommissare selbst. Für das „Ostland“ entsprach er dem Vorschlag Rosenbergs und ernannte den Gauleiter von Schleswig-Holstein, Hinrich Lohse. Für die Ukraine folgte er indessen einer Anregung Görings und ernannte den Gauleiter Erich Koch. Da diese Potentaten, schon aus ihrer bisherigen Tätigkeit selbsterherrliches Regieren gewöhnt, jetzt ihre Zuständigkeit nicht Alfred Rosenberg, sondern Adolf Hitler verdankten, ließen sie das neue Ministerium sehr bald ihre Unabhängigkeit spüren und stabilisierten ihre Souveränität nach Maßstäben, wie wir sie bestenfalls noch in der Renaissance wieder finden. Bei ihren Aufenthalten in Berlin waren sie jedenfalls viel eher im Reichsfinanzministerium zu finden, als etwa in ihrer vorgesetzten Behörde.

In diesem Ostministerium war also keine Förderung irgendwelcher politischen Pläne zu erhoffen. Der Versuch, vom Auswärtigen Amt eine Hilfsstellung zu erreichen, schlug fehl. Zwar herrschte in der Wilhelmstraße von den unteren Rängen bis herauf zum Staatssekretär die communis opinio von der Gefährlichkeit und Unmög-

DIE VERNICHTUNG DES RECHTS IN DEUTSCHLAND

VON HANS SCHWARZ

Das adoptierte Motiv.

Als die amerikanischen Truppen bei Remagen über den Rhein vorstießen, tötete der Leutnant der US-Armee Shneeweiß vorsätzlich vier deutsche Zivilisten. Er wurde hierfür später durch ein amerikanisches Gericht abgeurteilt: 25 Jahre Gefängnis, später Strafmilderung auf einige Jahre; heute versichert Mister Shneeweiß zuversichtlich, spätestens in einem Jahr wieder auf freiem Fuß zu sein. Begründung: er hält sich selbst für ein Opfer der damaligen offiziellen Verhetzungspropaganda. Stichwort: Kraut-Killing-Propaganda, „Unkraut muß vernichtet werden!“ Lehrreich und als ein Zeitsymptom bedeutend ist daran, daß in diesem Falle das für die Tat und für ihre spätere Beurteilung adoptierte Motiv den Vorrang über die Integrität des sittlichen Grundsatzes erhielt, wonach die Tatsache eines Mordes in jedem Falle entscheidend für das Urteil sein soll. Hier handelte es sich um vierfachen Mord, nicht um eine Affekthandlung oder Notwehr im Kampfe oder eine vermeintliche militärische Notwendigkeit. Die Tat ist klar, Mord ist gleich Mord; aber das Motiv dominierte über das Rechtsprinzip, d. B. jedes Menschenleben gleichwertig sein müsse. Der Täter adoptierte sein Motiv aus einem Zwecksatz der Propaganda, einer These der Politik. Er erklärte, Werkzeug einer solchen These geworden zu sein, im guten Glauben an ihre Rechtmäßigkeit das effektive Unrecht begangen zu haben. Das Gericht billigte ihm diesen guten Glauben zu, es milderte die Forderung, die das Recht als souveränes Prinzip zu stellen hatte. Wo nun sind die Grenzen des Rechtes? Wo die Grenzen des guten Glaubens? Der Fall liegt klar: ein Mensch mordet vier andere, durch keine unmittelbare Tat gegen ihn schuldig gewordene Menschen, ein Amerikaner vier Deutsche. Dieses Verhältnis der Nationalität von Vätern und Opfern wäre an sich kein Kriterium; es wurde erst zu einem solchen durch das Urteil. Denn nun erwies sich eine Relativität in der Interpretierung des Rechtes: Leutnant Shneeweiß hatte nicht vier Menschen, sondern vier Deutsche getötet. Diesen vier Menschen war

durch eine politische These ihre menschliche Rechtsfähigkeit abgesprochen, sie waren als menschliches Unkraut deklariert. Shneeweiß vernichtete es gemäß verstandesmäßiger Folgerung aus dieser Deklaration. Wenn Shneeweiß nicht eigentlich der schuldige Täter war, mußte die Verantwortung für seine Tat die Erfinder oder Verkünder der Unkrauthese treffen, das Gericht also sie als die moralisch Verantwortlichen belangen. Wie weiter? Wir hätten von diesen Urhebern des Shneeweißschen Motives dann wahrscheinlich gehört, daß die Deutschen kollektivschuldig seien und daß es keine Exzeptionen aktiver oder passiver Art aus einer solchen Schuld gäbe. Wir könnten nicht zum reinen und unparteilichen Recht zurückkehren, solange nun nicht wiederum gerecht entschieden wäre, ob es überhaupt Kollektivschuld geben kann oder nicht. Wir würden diese Entscheidung nie erleben, weil sie eine unübersehbare Reihe von staatsrechtlichen, moralischen und völkerrechtlichen Komplexen vorweg und international als geklärt voraussetzte. Wir würden immer wieder zur Politik zurückkommen, d. h. auf ein Gebiet, das überhaupt nur zum Teil und behelfsweise mit moralischen und rechtlichen Formulierungen abzugrenzen ist. Wir würden durch die Uferlosigkeit solcher Rechtsziele die realisierbaren Möglichkeiten des menschlichen Daseins entwerten, sie würden von selbst zu Nebensächlichkeiten, der Mord selbst würde bedeutungslos gegenüber dem Motiv. Der Leutnant Shneeweiß müßte so lange freigelassen werden, bis geklärt wäre, ob das Motiv rechtlich gewesen ist, auf das er seine Tat zurückführt. Wäre es nicht rechtlich, so könnte auch das den Leutnant Shneeweiß nachträglich nicht voll belasten, weil er ja nicht ursprünglich verantwortlich ist für dieses Motiv. Diese Kette hat kein Ende. Sie vervollkommnet nicht das Recht, sondern sie unterwirft es nur endgültig dem anonymen Zweck. Der Fall läßt sich der Anschaulichkeit halber umkehren: wäre der US-Leutnant Shneeweiß nun ein deutscher Leutnant Schneeweiß gewesen und die ermordeten Zivilisten nicht deutsche, sondern alliierte Bürger, so hätte das amerikanische Gericht diesen Leutnant mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit hängen lassen. Warum? Weil es als Siegergericht die Macht dazu hat, entweder das Motiv über die Tat, oder die Tat über das Motiv zu stellen — abgesehen einmal davon, daß deutsche Propaganda die Alliierten niemals in Bausch und Bogen als Unkraut bezeichnete. Vom Standpunkt des objektiven Rechtes aus aber könnte es immer nur einen einzigen und gleichlautenden Urteilsspruch über ein und denselben Tatbestand ohne Ansehen der Personen und der Parteien geben. Nicht der Fall

lichkeit des eingeschlagenen Weges. Aber alle Uebereinstimmung reicht nicht aus, um den Chef des Hauses, den Minister, zu einer Aktion zu bewegen. Der andere Hilfspartner, der sich bisher als so wirksam erwiesen hatte, die Armee, wurde sehr schnell aus den Etappengebieten herausgedrängt, um Platz zu schaffen für das Nachrücken der Zivilverwaltung, der Reichs-, General- und Gebietskommissare.

(Fortsetzung folgt)

Shneeweiß zwingt zu bedenkliehen Zweifeln, sondern vielmehr das, was er veranschaulicht: die Auflösung der Integrität des Rechtes unter den Auspizien von Macht und Ohnmacht, Sieger- und Besiegtenzustand. Der Fall Shneeweiß ist ein kleines Modell für ein großes, zeitpolitisches Problem. Man kann ihn umkehren; man kann ihn in ein Konzentrationslager Himmlers oder in ein Konzentrationslager Stalins verlegen. Man kann ihn vergrößert auf den sogenannten Malmedyprozeß projizieren, es kommt damit auf dieselbe Wurzel hinaus, nämlich, daß das Recht als unantastbarer ideeller Begriff eine Paralyse erlebt. Die Tatsache, daß und wie man für diese Erscheinung die Deutschen kollektiv verantwortlich gemacht hat, beweist gegen die Deutschen nur sehr wenig, gegen die Unlauterkeit der zivilisatorischen Zeitgesinnung aber alles. Sie beweist nämlich, daß es dem seit 1945 „dominierenden“ Rechtsbewußtsein nicht auf die Erneuerung der sittlichen Menschheitsbegriffe, sondern jeweils auf die dialektische Rechtfertigung einer von Zweckthesen bestimmten Auslegung ankommt. Wir stehen in einer epochalen Krise des menschlichen Denkens. Ihr modernes Kriterium ist das Bestreben, machtpolitische Fragen und Probleme unter einem moralischen Deckmantel zu verbergen und zu entscheiden, ein Bestreben, das den Massen einen Glauben an das von ihnen verlangte Handeln geben soll. Wir sehen, daß es sich um einen Glaubenssatz handelt, nicht um sittlich unanfechtbare Postulate. Die Exponenten der machtpolitischen Praxis benötigen die Shneeweiß, die Shneeweiß benötigen der Stimulanz eines Motives, das Motiv macht sie zum Instrument mit besonderer Durchschlagskraft, nach erfolgreicher Aktion entlastet das Motiv den Täter. So sieht das konstruktive Prinzip dieses Zeitalters der ideologischen Völkerwanderung aus. Shneeweiß steht auf der anderen Seite als Stalinchüler oder Kommissar. Die Kreuzzugsaspekte und Kreuzzugsbereitschaft sind die gleichen, die Methodik der psychologischen Bearbeitung stellt dieselben Instinkte und Empfindungen in Rechnung. Der homo sapiens des XX. Jahrhunderts ist fortgeschritten in der Kunst, seinen Motiven eine vergoldete Fassade zu geben. Er hat sich technisch und dialektisch spezialisiert, mit einer Fortschrittlichkeit hinsichtlich seines Sinnes für Gerechtigkeit und sittliche Idealität im Völkerleben hat das nichts zu tun. Auch die realen Untergründe der katastrophalen Wirklichkeitskrisen dieses Jahrhunderts werden durch diese Kunst der rechtlichen Kosmetik nicht bloßgelegt oder gar beseitigt. Der blühende Teint auf dem Antlitz erneuerter Hoffnungen ist seit dem 8. Mai 1945 mehr und mehr und abermals abgespült worden. Es scheint sich abermals um Utopie gehandelt zu haben. Aber die Toten sind tot, es geht weiter. Melden wir uns zum Wort, Lebende, die im Schnittpunkt des abermaligen Experimentierfeldes, — in Deutschland — Augenzeugen sind, wie das moralische Vacuum hier geschaffen wurde, wie es wirkt.

Kreuzzug der Unpolitischen.

General Eisenhower schrieb seine Memoiren als Oberbefehlshaber der Westalliierten und gab ihnen den Titel „Kreuzzug in Europa“. Er sagt dort,

daß er sich für einen unpolitischen General halte und als unpolitischer General das ausführende Organ verbündeter Regierungen gewesen sei. Dieser unpolitische Mann gibt bereits in der Ueberschrift seiner Memoiren ein höchst politisches Glaubensbekenntnis ab, er bestätigt darin bereits vorweg, daß er ein Motiv benötigte und besaß. Es heißt nicht: „Feldzug in Europa“, es heißt: „Kreuzzug“. Für einen unpolitischen General wäre eine sachliche Kennzeichnung seiner Führungstätigkeit überzeugender. Das Motiv ist ihm also wichtiger als die Tat. Das Motiv war „Kraut-Killing“, — auch Leutnant Shneeweiß, der kleine Leutnant, verschrieb sich ihm. Was hier zu demonstrieren ist, ist die Tatsache, daß es in der Auseinandersetzung des zweiten Weltkrieges „unpolitische“ Akteure gar nicht gab, wieso sollte sich sonst ein Mann wie Eisenhower nicht mit seiner militärischen Aufgabe begnügt und stattdessen die Mission zugeschrieben haben, das „durch und durch Böse“ ohne Kompromiß vernichten zu müssen?

Er rühmt sich, bis zu dem Tage, an dem Generaloberst Jodl 1945 in Reims die Kapitulationsbedingungen unterzeichnete, nie mit einem deutschen General gesprochen zu haben, und selbst bei dieser Gelegenheit seien seine einzigen Worte an Jodl der scharfe Hinweis auf dessen uneingeschränkte persönliche Verantwortung für die Ausführung der Kapitulationsbedingungen gewesen. Der unpolitische Soldat, der an die absolute Rechtmäßigkeit seines Motives glaubte, billigte den unpolitischen Soldaten der anderen Seite nicht dieses gleiche höchst persönliche Recht des guten Glaubens an die Rechtmäßigkeit ihrer Motive zu. Und insofern hatte Eisenhower recht, von einem Kreuzzug seinerseits zu sprechen. Fügen wir hinzu, daß die Voraussetzung eines Kreuzzuges im historischen Sinne jeweils die zeitbedingte Intoleranz gewesen ist; und fügen wir hinzu, daß wir also zu dem Fundamentalgrundsatz dieser vergangenen Zeit in höchst prominenter Weise zurückgekehrt sind, wie Eisenhower testierte.

Wohlgemerkt: Eisenhower lehnte nicht ein Gespräch mit deutschen Heerführern ab, die er auf Grund militärischer Tatbestände etwa hätte für Kriegsverbrecher halten dürfen, sondern grundsätzlich ich mit allen, weil er sie als deutsche Generale kollektiv zu Verbrechern deklassifizierte, noch ehe eine so ungeheuerliche These auch nur mit dem Schein einer Jurisdiktion hatte am Exempel versehen werden können. Er nahm Gericht, Urteil und spätere Rechtsgrundsätze von Nürnberg vorweg. Er war Instanz aus eigener Ermächtigung und beanspruchte für sich, daß das Motiv entscheidend sei, nicht die Tat oder der Tatbestand.

Höchste deutsche militärische Führer haben später in Nürnberg geltend gemacht und nachgewiesen, daß sie in der Tat unpolitische Soldaten mit völlig auf ihre militärischen Aufgaben abgegrenzten Kompetenzen und ausführende Organe ihrer Regierung gewesen sind, daß sie die Rettung ihres Landes vor der proklamierten feindlichen Vernichtung als entscheidendes Motiv für ihren Gehorsam und ihre Pflichterfüllung über mancherlei politische Vorbehalte stellten. Gerade diese Rechtfertigung aber ist ihnen eigens mit einem auserlesenen dialektischen Raffinement als Beweis

passiven Verschuldens ungerechnet worden. Das zu ihren Ungunsten entscheidende Moment war also, daß sie mit einer gleichgearteten Berufsauffassung und mit durchaus analogen patriotischen Motiven wie ihr Gegenspieler auf der schwächeren Seite standen und als Gefangene einer für das Abendland neuartigen Rechtsauslegung unterworfen wurden, die der Sieger nach dem Siege nach seinem Belieben postulieren und in Anwendung bringen konnte.

Wenn man den deutschen Militärs Einzelheiten der unmittelbaren Kriegführung oder die Befolgung harter Befehle zur Last legte und erklärte, sie hätten gerade als Soldaten unmenschliche Mittel und Maßnahmen verweigern müssen, so ist man die einwandfreie Definierung dessen, was man in einem totalen Kriege mit höchstem technischem Aufgebot überhaupt auch nur als menschlich bezeichnen will, vollkommen schuldig geblieben.

Man hat hingegen solche Mittel und Maßnahmen einseitig als kriegswidrig erklärt, deren sich die Alliierten entweder infolge ihrer andersartigen Lage oder infolge wirksamerer andersartiger technischer Möglichkeiten nicht zu bedienen brauchten. Vom Standpunkte der Humanität aus ist schwerlich zu behaupten, Bombenteppiche und Phosphorregen aus riesigen Höhen auf Wohngebiete, Luftjagd auf ungeschützten Bahnverkehr für Zivilisten, Partisanenkampf und Niedermetzlung von Lazarettinsassen im Hinterland seien menschlicher gewesen als die Gegenmaßnahmen dagegen oder rechtlicher als sie. General Eisenhower wußte sicherlich über die effektive Unmenschlichkeit des uneingeschränkten alliierten Luftkrieges besser Bescheid als die meisten deutschen Generale und die meisten Deutschen überhaupt über die partiellen Unmenschlichkeiten in den KZ's. Er verweigerte nun trotzdem nicht den Gehorsam, sondern er verantwortete als alliierter Oberbefehlshaber diese durchaus dem kodifizierten Kriegsrecht widersprechenden Maßnahmen und Mittel, weil er sich auf das „Kraut-Killing“-Motiv stützte. Die Deutschen stützten sich auf das rechtlich noch bedeutsamere Motiv der Selbsterhaltung. Dieses Motiv hätte seine Rechtskraft selbst dann nicht eingebüßt, wenn Deutschland in diesem Kriege tatsächlich der Angreifer gegen die ganze Welt zum Zwecke der Welteroberung gewesen und nur dadurch in den Notzustand der äußersten Selbsterhaltung geraten wäre.

Niemand hat davon gehört, daß Eisenhower sich etwa der Anwendung der Atombombe gegen die japanischen Städte widersetzt oder auch nur die moralisch-rechtliche Zulässigkeit in Zweifel gezogen hätte. Die Japaner waren keine Nazis. Die agitatorischen Aspekte gegen die Nazis waren gegen sie nicht anwendbar, dafür gab es andere. Trotzdem gab es keinen, der die Atombombe hätte

völkerrechtlich legitimieren können (schon gar nicht, wenn man bedenkt, daß die japanische Regierung schon vor dem Abwurf die Kapitulation angeboten hatte!). General Eisenhower machte sich jedoch über diese Frage offenkundig keine Skrupel, sondern blieb „ausführendes Organ“ verbündeter Regierungen, die sich eines den bestehenden Kodifizierungen nach völkerrechtswidrigen Mittels bedienten, um den Krieg zu gewinnen. Weder der General noch die alliierten Regierungen haben sich je vor der Weltöffentlichkeit über diese bedeutende Frage geäußert. Aber sie betrifft die Kernfrage dessen, was erklärtermaßen unter dem Nürnberger Galgen proklamiert werden sollte: Die Verwandlung der Welt in ein Territorium global verbindlicher Rechtsideen. Die Atombombe bedeutet zunächst nur, daß ihre Besitzer die Macht haben, zu bestimmen, was sie für Recht und was sie für Unrecht gelten lassen wollen. Sie ist kein moralisches Argument, sondern vorerst eine Realität, die durchaus keiner unparteiischen moralischen Instanz untersteht. Wenn nun Nürnberg das Laboratorium für die Entwicklung einer Gerechtigkeitsidee von unalloger Sprengkraft hat sein sollen, dann ist es schlecht darum bestellt. Die Dialektik hat ihren Triumph, die Gerechtigkeit aber einen schweren Rückschlag davongetragen; denn die Rückkehr zur Kreuzugsmentalität ist gelungen, der Fortschritt in ein Zeitalter der unparteiischen Rechtlichkeit ist unterblieben.

Es ist eine Parodie von tödlicher Bitterkeit, daß zum Beispiel Admiral Dönitz nur durch das Affidavit des amerikanischen Admirals Niemitz über die Gleichartigkeit der amerikanischen Seekriegsmethoden vor dem Todesurteil bewahrt wurde. Der Zufall, daß die Verteidigung in diesem Falle die Geheimbefehle der Feindseite vorlegen und den Admiral der Gegenseite zur Stellungnahme dazu zwingen konnte, hat hier ein Stückchen Gerechtigkeit gerettet wie einst Blücher in letzter Minute Wellington. Aber er hat auch offenbar gemacht, wie von allem Anfang an bestreitbar eine Rechtsfindung sein muß, die sich der allerletzten Aktennotiz aus den Schubladen des Beklagten nach Belieben zu bedienen vermag, in vollem Umfange aber alle intimen Dokumentationen seines Widersachers ausspart und gleichsam als gar nicht existent gelten läßt. Recht? Eisenhower sagte „Kreuzzug“. Die Dialektiker sagten: „Kreuzzug für das Recht.“ Wir sehen, daß es so gemeint war: zu bestimmen, was die Sieger zu einem überdimensionalen Unrecht gegen ein großes Volk zu berechnen scheint. Wir sagen: scheint! Denn hinter der Jurisdiktion steht zuviel Gier nach materiellen Vorteilen aus dem Eigentum des Verurteilten, als daß es sich nur um ideelle Güter hätte handeln können.

(Fortsetzung folgt)

Auf die Dauer beherrschen weder Gewalt noch Schlaueit,
sondern die ewigen Gedanken des Rechts und der Freiheit
die Geschichte der Völker.

Prof. Dr. CARL HILTY

Ein Engländer verteidigt Deutschland

R. T. Paget, M. P., im Manstein-Prozeß.

Ich möchte wissen, ob jemals ein britischer Verteidiger eine verantwortlichere und schwierigere Aufgabe gehabt hat. Es ist wahrscheinlich eine aussichtslose Aufgabe. Bei Fortschreiten dieses Prozesses bezweifle ich mehr und mehr, ob nach den Bedingungen des königlichen Edikts irgendein General, der jemals eine Armee im Kriege befehligt hat, auf Freispruch durch seine Besieger rechnen kann. v. Manstein hat ein Urteil zu gewärtigen nach einem Statut, welches nirgends das Gesetz definiert, das er gebrochen haben soll oder die Handlungen, die er als einzelner begangen haben soll ...

Unsere Zeugen sind eingeschüchtert. Person nach Person, die in Kriegsverbrecherprozessen ohne persönliche Rücksichtnahme ausgesagt hat, sah sich darauf selbst verhaftet und das abgelegte Zeugnis gegen sich selbst ausgenutzt durch alliierte oder deutsche Gerichte.

Zwei Drittel der Briefe, die wir empfangen, oft über lebenswichtige Fragen des Prozesses, sind ohne Unterschrift, und der Briefschreiber sagt, daß er Furcht habe, oder Feinde in Deutschland oder Verwandte in der russischen Zone ...

Das Statut von Nürnberg ist weder ein Teil des britischen noch einer des amerikanischen Rechts, und vor allem ist es kein Teil des Völkerrechts. Es ist tatsächlich einfach diktiert durch den Triumph des Siegers. Aber wenn das Statut von Nürnberg selbst kein Teil des internationalen Rechts ist, was ist dann das Urteil durch den Gerichtshof?

Das Urteil war ein Viermächteakt. An ihm beteiligten sich die Russen, indem sie mehrere Männer zum Tode verurteilten wegen des Verbrechens, mit ihnen zusammen Angriffskriege unternommen zu haben. Das Urteil unterließ jede Bezugnahme auf die Morde im Walde von Katyn, obwohl sie in der Klage einbegriffen waren.

Dieser Prozeß hier in Hamburg wird das Recht für England festlegen. Er wird das nicht für irgend jemand anders tun. Die Russen wird er nicht interessieren. Die Deutschen werden ihn sowieso ablehnen, da er ihnen gegen ihren Willen aufgezungen worden ist. Das Recht, das wir niederlegen, wird allein für uns selbst verpflichtend sein, und wir sollten daher dieses Recht mit Sorgfalt überlegen.

Feldmarschall v. Manstein stellte in Nürnberg fest, daß es die Pflicht eines Soldaten sei, zu gehorchen. Ein anderer Feldmarschall sagte zu demselben Thema: „Männer müssen Befehlen gehorchen lernen, auch wenn alle ihre Instinkte danach schreien, ihnen nicht zu gehorchen. Ich bin ein Soldat und ich gehorche stets Befehlen“. Sir, dies sagte Feldmarschall Montgomery in Glasgow am 28. 10. 1946.

Nach meiner Auffassung sind die Ansichten dieser beiden Feldmarschälle absolut richtig. Es gibt

hinsichtlich der Pflicht eines Generals, zu gehorchen, keine gesetzliche Begrenzung. Ob ein Befehl mit dem internationalen Recht übereinstimmt, ist die Sorge der Regierung. Es ist nicht die Sache des kommandierenden Generals. Der Befehl mag in flagrantem Widerspruch zum internationalen Recht stehen. Er mag den Mord von Zivilisten und Neutralen vorsehen. Dennoch ist es die unbeschränkte Pflicht eines Generals, zu gehorchen.

Als die Vichy-Flotte das Ultimatum unseres Admirals Sommerville vor Oran ablehnte (am 3. Juli 1940), wurde Admiral Sommerville befohlen, zu schießen. Er protestierte. Wir waren im Friedenszustand mit Vichy und die französische Flotte war am Kai festgemacht. Admiral Sommerville sagte, daß ein Bombardement glatter Mord sein würde. Er wurde in seinem Protest durch die Admiralität unterstützt. Churchill und das Kriegskabinet verwarfen den Protest. Der Admiral gehorchte. Die französische Flotte wurde versenkt und 1500 Franzosen getötet.

Hat irgend jemand den Schatten eines Zweifels, daß Admiral Sommerville recht hat? Er gehorchte durchaus seinen Befehlen. Da war auch keine Rede von Gehorsam mit halbem Herzen. Er führte die Befehle nach besten Fähigkeiten aus. Hat irgend jemand von uns den leisesten Zweifel, daß er richtig handelte? Würde irgend jemand gezögert haben, ihn wegen Versäumnis seiner Pflicht als Engländer und Admiral fortzujagen, wenn er anders gehandelt hätte, oder sogar wenn er seine Befehle mit halbem Herzen ausgeführt hätte. Gehorsam besteht in der mit ganzem Herzen vollzogenen Ausführung der Befehle des Befehlshabers. Es war seine Pflicht, zu gehorchen und er gehorchte. Wenn wir geschlagen worden wären, und unser Besieger würde versucht haben, ihn zu bestrafen, würde irgend jemand von Ihnen bezweifelt haben, daß dies ein großer Mißbrauch der Macht sei? Glauben Sie, daß es einen Seemann gibt, der nicht beschlossen haben würde, ihn zu rächen? Sir, aber es geht noch weiter. Hat einer von ihnen den leisesten Zweifel, daß Winston Churchill recht hatte, den Befehl zu geben? Er war in flagrantem Widerspruch zum internationalen Recht. Er bedeutete die Ermordung von 1500 Franzosen. Und dennoch glaube ich, daß es sehr wenige gibt, die einen Zweifel daran haben, daß es der absolut richtige Befehl war. Die Sicherheit unseres Landes hing von ihm ab.

Sir, wir als Nation betrauen unsere Staatsmänner mit dem Recht, und sogar mit der Pflicht, internationales Recht zu verletzen, wenn die Sicherheit unseres Staates davon abhängt. Wir verlangen von unseren Staatsmännern den Mut, Entscheidungen von der Art zu treffen, wie sie von Churchill bei Oran und von Nelson bei Kopenhagen getroffen worden sind.

Und da wir unsere Staatsmänner mit dieser Verantwortung betrauen, ist es unsere Sache als Nation, die Konsequenzen zu tragen. Dies ist es, warum es grundsätzlich ungerecht ist, Strafen des internationalen Rechts auf Individuen anzuwenden. Die Nation trägt die Folgen. v. Manstein als Deutscher trägt die Konsequenzen. Es ist falsch und steht meiner Ansicht nach im Widerspruch zum internationalen Recht und zum Kriegsrecht, ihn persönlich zu bestrafen dafür, daß er Befehlen gehorchte, denen er als Soldat verpflichtet war zu gehorchen. Ich hoffe, Sir, daß das Gericht diesen Standpunkt offenkundig macht.

Ich kann mir nicht vorstellen, was katastrophaler für die Nation wäre, als wenn wir den Standpunkt annehmen, daß Generale nicht verpflichtet seien, Befehle ihrer Regierung anzunehmen und nach bestem Wissen auszuführen. Zweimal hat unsere nationale Sicherheit davon abgehungen, das internationale Recht zu verleugnen.“

Mr. Paget ging dann auf die bereits in Nürnberg im Prozeß gegen Feldmarschall List angewandte These ein, daß einem Armeeführer nicht gestattet sei, die Kenntnis von Berichten abzustreiten, die in seinem Hauptquartier empfangen worden sind, oder die Verantwortung abzulehnen für Vorkommnisse, die sich in seinem Armeebereich ohne seine Kenntnis abgespielt haben.

„Sir, ich möchte wissen, wie viele der Berichte, die durch das Hauptquartier des Feldmarschalls Montgomery empfangen worden sind, jemals von ihm gesehen oder an ihn gemeldet worden sind, während er in einer Schlacht war. Genau so v. Manstein. Er war in sogar noch größere Schlachten verwickelt als Montgomery. Sir, die Verlautbarung, die ich über den v. List-Prozeß gelesen habe, ist nicht ein Rechtsgutachten, sie ist eine Perversion von Tatsachen unter der Maske eines Rechtsgutachtens.

In seiner Eröffnungsrede hat Sir Arthur (der Ankläger) gesagt, daß Ende Januar (bei den russ. Kriegsgefangenen) die exorbitante Todesstrafe von 36 % pro Jahr erreicht worden sei. Das stellt eine interessante Kalkulation dar. Er nahm nämlich die Ziffer für Januar (an Kriegsgefangenen) und dann die Zahl der Leute, die im Januar gestorben waren, multiplizierte sie mit 12 und erreichte seinen Prozentsatz pro Jahr. Das würde folgende Methode der Kalkulation sein: wenn ich zwei Gefan-

gene mache, von denen der eine verwundet ist und am Tage seiner Gefangennahme stirbt, dann würde ich die unwahrscheinliche Todesrate von 18 250 % pro Jahr erreichen. Sie sehen, man kommt zu dieser Zahl ganz einfach. Man multipliziert eben eine 50 %-Quote für einen Tag mit 365.

Ich denke, Sie werden auch bemerkt haben, daß die (von der Anklage vorgelegte Liste) „tot, erschossen“ nicht bedeutet: „tot, weil erschossen“. Außerdem scheinen die Ziffern im einzelnen auf derselben Grundlage erreicht worden zu sein, wie die Kamelkarawane von Tschu-Tschin-Tschou. Diese bestand aus einem Kamel, das immer im Kreise herumwanderte. Auf dieselbe Art wandern die toten Kriegsgefangenen immer einher. Jedesmal wenn sie in einem Dokument erscheinen, ist dies zusätzlich, obwohl es selbst für die einfachste Intelligenz klar ist, daß es sich offensichtlich um dieselben Gefangenen handelt.

Die Anklage behauptet, daß die von den Einwohnern der rückwärtigen Kampfgebiete begangenen Vergehen nicht mit dem Tode hätten bestraft werden dürfen. Der Verteidiger stellte dagegen fest, daß die Todesstrafe nur für Zerstörung und Sabotage, für den Besitz von Waffen und deutschen Uniformen sowie für das Behalten von Partisanen und für Diebstahl von Wehrmachtsgut angedroht worden war und durchgeführt wurde.

Für genau dieselben Delikte drohte der erste Erlass des alliierten Kontrollrates in Deutschland die Todesstrafe an. Ja, er ging sogar noch weiter, und es genügte 1945 schon der Besitz von Privateigentum alliierter Soldaten zur Verhängung der Todesstrafe.

Die Russen gehören der Haager Landkriegsordnung nicht an. Sie lehnten die kriegsrechtlichen Gewohnheiten der Zarenzeit als zu westlich ab. Die Russen haben keine Ansprüche darauf gemacht und gegen die deutsche Kriegführung nicht protestiert. Was geht es also uns an, wie dort gekämpft wurde? Namhafte russische Völkerrechtler haben festgelegt, daß die UdSSR sich nur an die von ihr abgeschlossenen Verträge als völkerrechtlich bindend halte, daß sie sich aber nicht durch das allgemein anerkannte Gewohnheitsrecht gebunden fühle. Es gab also dort keine Gebräuche und Regeln des Krieges. Dieses, hoher Gerichtshof, ist eigentlich schon die gesamte Antwort auf die den Rußlandfeldzug betreffenden Anklagepunkte.“

„Wir müssen feststellen, daß der Prozeß, den man Deutschland macht, eine ganz feste Grundlage hat: die Angst! Der Anblick der Ruinen versetzte die Sieger in Panik. Die Angern müssen Unrecht haben. Sie müssen, denn, man bedenke nur, wie die Welt aussähe, wenn die Deutschen nicht die Ungeheuer wären, als die man sie hinstellt. Wie schwer würden dann diese zerstörten Städte wiegen, diese tausenden von Phosphorbomben. Der Schrecken, die Verzweiflung der Sieger sind das wahre Motiv des Prozesses.“

*Maurice Bardèche in seinem Buch
„Nürnberg oder das gelobte Land“.*

Suchen Sie ein sinnvolles Weihnachtsgeschenk?

Wir bieten unseren Lesern, Freunden und Kunden im folgenden zwei Auswahlgeschenke an, die in jedem Falle und gerade in heutiger Zeit ehrliche Freude auslösen werden und die beide Gesichtspunkte erfüllen, nach denen Weihnachtsgeschenke bewertet werden: daß sie sinnvoll seien und daß sie Freude bereiten. Gerade wegen der weltweiten Bedeutung des „Weg“, der ständig steigenden Leserzahl und der starken Nachfrage nach zurückliegenden Heften dürften unsere Vorschläge allgemeine Beachtung verdienen:

1.) GESCHENKJAHRGANG DES „WEG“:

Bitte senden Sie uns untenstehenden Abschnitt ein und wir übernehmen alles weitere, nämlich die Verpflichtung, dem Beschenkten den **Jahrgang 1950** regelmäßig zuzustellen, das **Dezemberheft 1949 unberechnet** mitzuliefern und eine künstlerische **Begleitkarte**, mit dem Hinweis auf den Spender, beizulegen.

Preise: Amerika u. Spanien m\$ 33.—
Uebrigtes Ausland m\$ 38.—

2.) „WEG“ - BAND:

Zu diesem Zweck haben wir den Halbjahrgang Juli bis Dezember 1949 in vornehmes Leinen gebunden und mit schmückendem Aufdruck versehen. Ein genaues Gesamtinhaltsverzeichnis des Sammelbandes ist beigelegt. Der Beschenkte erhält in dieser Weise einen geschlossenen Band mit den international vielbeachteten Beiträgen der zweiten Jahreshälfte 1949.

Preise: Amerika u. Spanien m\$ 22.—
Uebrigtes Ausland m\$ 25.—

Falls die Mitlieferung der drei zeitgeschichtlich so wichtigen Ergänzungshefte erwünscht wird, werden diese statt zu m\$ 9.— nur zu m\$ 5.— berechnet. Der Gesamtpreis beläuft sich dann also auf m\$ 27.— bzw. m\$ 30.—.

Wir bitten Sie, die Bestellungen baldmöglichst an unsere Vertreter zu richten.

DÜRER - VERLAG.

Bestellschein

EDITORIAL DÜRER
Casilla Correo 2398
Buenos Aires

Bitte übersenden Sie an nachstehende Anschrift einen „Geschenkjahrgang“
— einen „Weg-Band“ mit — ohne Ergänzungshefte.

Name des Empfängers:

Anschrift: Land:

Absender:

Anschrift:

Unterschrift



SVEN HEDIN

OHNE AUFTRAG IN BERLIN

Daß Sven Hedin, der ruhmvolle Forscher und treue Freund des deutschen Volkes, in einer Zeit, da man Deutschland zum Sündenbock aller Verhängnisse zu machen versucht, seine Stimme erhebt, um darzustellen, wie es wirklich war, soll ihm nicht vergessen werden. Wie er im Vorwort dieses Buches ausspricht, betrachtet er es als seine Pflicht, der geschichtlichen Wahrheit, die heute oft genug entstellt wird, durch klare und tendenzlose Berichterstattung zu dienen. Diese „Berichte“ über seine Zusammenkünfte und Gespräche, sowie seinen Briefwechsel mit Hitler, Göring, Goebbels, Ribbentrop, Weizsäcker, Himmler, Heß, v. Seeckt, v. Mackensen, Raeder, v. Brauchitsch, Funk und vielen anderen, sind Dokumente zukünftiger Geschichtsschreibung, deren Wert heute noch gar nicht ganz zu ermessen ist.

28 Kapitel und 1 Vorwort. 288 Seiten mit einem Bild des Verfassers.
Ganzleinen mit Schutzumschlag.

Ladenpreis m\$ⁿ. 25.—

WILFRED VON OVEN

MIT GOEBBELS BIS ZUM ENDE

Als Pressereferent des Propagandaministers war Oven ständig in der Umgebung des „Doktors“. Fern aller Sensationshascherei ist dieses Buch dennoch eines der fesselndsten für jeden, der Anteil nimmt am deutschen Schicksal. Bis zum Untergang Berlins erfüllt dieses Buch den Leser in seiner atemberaubenden Darstellung und bringt Klarheit in manche bis jetzt verborgenen Zusammenhänge.

2 Bände. Zweiter Band erscheint Herbst 1950.

Preis von Bd. I: m\$ⁿ 22.—

Halbeinen mit Schutzumschlag. 304 Seiten.

VERLAG *zeigt an:*

WERNER BAUMBACH **ZU SPÄT?**

Viel mehr als eine Kampfschilderung, liegt die wesentliche Bedeutung dieses Buches aus der Feder des erfolgreichsten deutschen Kampffliegers darin, daß zum ersten Male von zuständiger deutscher Seite die tragischen Gründe dargelegt werden, die zum Versagen unserer Luftwaffe im letzten Kriege führten. Erschüttert erfährt der Leser, welche ungeheuren technischen und soldatischen Leistungen vollbracht wurden und dann doch nicht zur Auswirkung kamen. Einmaliges dokumentarisches Material wird hier erstmalig der bisher mit so vielen unrichtigen Berichten überhäuften Weltöffentlichkeit vorgelegt.

400 Seiten. 1 Bild des Verfassers. 24 Illustrations-Seiten, 9 Karten, Anhang mit Skizzen, Tabellen, Register usw. Ganzleinen mit Schutzumschlag.

• Ladenpreis m\$ⁿ. 33.—

HANS-ULRICH RUDEL **TROTZDEM**

„Sie sind der größte und tapferste Soldat, den das deutsche Volk hat und je gehabt hat ...“, mit diesen Worten überreichte der Oberste Befehlshaber dem Oberstleutnant Hans-Ulrich Rudel die einmalig verliehene höchste Tapferkeitsauszeichnung, das Goldene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und beförderte ihn zum Oberst. „Mit 2.530 Feindflügen ist Rudel der führende Kriegsfieger der Welt. Er schoß aus der Luft 519 russische Panzer ab, versenkte ein Schlachtschiff und zwei Kreuzer und wurde fünfmal verwundet“. (Aus dem Vorwort von Oberst v. Below, ehem. Luftwaffenadj. im F. H. Q.). Das Leitwort dieses Buches heißt:
Verloren ist nur, wer sich selbst aufgibt!

248 Seiten. 1 Bild des Verfassers, 16 Illustrations-Seiten und 5 Karten.
Ganzleinen mit Schutzumschlag.

Ladenpreis m\$ⁿ 25.—

Heiterkeit im Erdenleben

Eine Anthologie des Humors,
herausgegeben von Heinz Steguweit

„In diesem Buch haben sich mehrere Autoren angesiedelt, eine heterogene und mithin bunte Gesellschaft, gleichsam ein Parlament des Humors. Denn es fehlt — im geräumigen Sinne — kaum eine Landschaft zwischen Nord und Süd, nur die Art, das Aroma, meinethalben der Charakter des Humors ist verschieden: liebt doch der eine den Schwank oder den burlesken Einfall, der andere den Laus- und Lehrbubenstreich oder die Humoreske, der dritte das Tiermärchen oder das betuliche Idyll, der vierte den aphoristischen Seufzer oder die heitere Meditation, der letzte das frohe Gedicht oder den stillvergnügten Reim.“

(Heinz Steguweit im Vorwort)

Weitere Mitglieder dieses Parlamentes des Humors — wie der Herausgeber es eben nennt — sind außer ihm: Pleyer, Wehner, Zerkaulen, Schäferdieck, Kapeller, Blunck, Riemkasten, Schäfer, Finckh, Hinrichs, Brües, Schröder, Unger und andere.

328 Seiten, Halbleinen mit vierfarbigem Schutzumschlag.

Preis: m\$ 17.—

Weitere Verlagswerke:

Werner Beumelburg:

Bismarck \$ 15.50

Wolfgang Willrich:

Dafür kämpfte der deutsche
Soldat \$ 5.—

E. K. Lundt:

Männer in Sturm und Tod ... \$ 11.20

F. Holzmann:

Flug in die Vergangenheit .. \$ 9.80

Karl Hans Anders:

Ich fliege \$ 6.80

Wiking Jerk:

Endkampf um Berlin (z. Zt. vergriffen)

Erhard Wittek:

Bewährung der Herzen \$ 9.80

Kalender für Südamerika 1950 \$ 3.—

Schöne Heimat \$ 8.50

Margarete Ludwig Kerst:

Wir ziehen singend durch das
Jahr \$ 7.50

Charlotte Thomae:

Purzelchens erste Erdenreise . \$ 8.—

Johannes Franze:

Obras maestras de la música
alemana, Tomo I \$ 25.—

Bezug durch alle deutschen Buchhandlungen Südamerikas möglich.

VERLANGEN SIE UNSEREN NEUEN VERLAGSKATALOG!

Buenos Aires

Dürer-Verlag

C. Correo 2398

1074

Wirtschaftsbericht aus Westdeutschland

VON WOLFGANG JÄGER

In Auswirkung der Pariser Besprechungen der drei Außenminister haben die Hohen Kommissare am 17. November die Beteiligung der Bundesrepublik am internationalen Patentamt in Den Haag, sowie in der Studiengruppe für eine europäische Zollunion in Brüssel genehmigt. Letzteres ist insofern „ein großer Fortschritt“, als erstmals selbstständige deutsche Vertreter das besetzte Westdeutschland in einem internationalen Gremium vertreten können, und dies nicht mehr durch die Alliierten geschieht. Die Vorbereitungen für eine europäische Zollunion sind für die westdeutsche Wirtschaft von außerordentlicher Bedeutung. Zur Beratung stehen z. Zt. folgende Punkte: Revision der seit 1927 in Genf aufgestellten Nomenklatur, Annahme des neuen Entwurfes durch alle beteiligten europäischen Staaten und vorbereitende Maßnahmen zur Vereinheitlichung der Zolltarife. Trotz der vertraulich geführten Besprechungen in Brüssel hört man aus der Umgebung der Konferenzteilnehmer, daß schon zu Beginn der Verhandlungen recht bedeutende Meinungsverschiedenheiten aufgetreten sind. Die Studiengruppe ist aus dem Anfangsstadium ihrer Besprechungen noch nicht heraus, sodaß eine Stellungnahme zu diesen Problemen verfrüht ist.

Das Problem der Demontage hat seit der Pariser Außenministerkonferenz neue Gesichtspunkte bekommen. Grundsätzlich soll man sich in alliierten Kreisen darüber geeinigt haben, die Demontage-Listen großzügig zu überprüfen und evtl. 37 Werke endgültig von der Liste abzusetzen. Aus Kreisen der Ruhrbehörde hört man sogar, daß in Paris auch die Frage einer etwaigen Remontage bereits abgehandelt, aber noch vorhandenen Materials „geprüft“ worden sei. Wenn auch Regierungsbehörden seit dem Besuch Acheson's in Bonn und auf Grund der z. Zt. laufenden Demontagebesprechungen mit den Hohen Kommissaren sehr optimistisch sind, so wird doch in privaten Wirtschaftskreisen die weitere Entwicklung mit Zurückhaltung beobachtet, denn die Enttäuschungen waren bisher zu groß.

Die seit dem Erlaß des Wertpapierbereinigungsgesetzes und auf Grund der anhaltenden Produktionssteigerungen im November zu verzeichnende Hausse an den deutschen Aktienmärkten hält z. Zt. immer noch an. Neuerdings scheinen auch politische Meldungen Meinungskäufe zu verursachen. Mehrere Papiere haben inzwischen die Parigrenze überschritten und geben damit den deutschen Aktienmärkten wieder Gesicht und Haltung. Diese Aufbesserung der Kurse ist vollauf berechtigt, denn die finanzielle und produktive Gesamtlage der westdeutschen Privatindustrie macht einen unverkennbaren Gesundungsprozeß durch. Bevorzugt werden von den Käufern besonders Montane, Kali, Schiffs- und Werftaktien, letztere besonders nach der Aufhebung der Beschränkungen im Schiffsbau (bis 10.000 BRT u. 16 Knoten Geschw.). Die Kurse sind in den letzten Tagen sprunghaft

um 4—10 % gestiegen und man vertritt hier die Ansicht, daß der zu verantwortende Höchststand der Kurse erreicht ist, und die sich noch abzeichnenden Steigerungen in den Bereich der Spekulationen gehören.

VERSTIMMUNG

IM HANDEL MIT ARGENTINIEN

Die an den Abschluß des Handelsabkommens mit Argentinien geknüpften Erwartungen scheinen sich nicht zu erfüllen. Bekanntlich sieht das laufende Abkommen eine westdeutsche Ausfuhr nach Argentinien im Werte von 25 Millionen Dollar und eine argentinische Ausfuhr nach Westdeutschland im Werte von 33,8 Millionen Dollar bis zum 31. März 1950 vor. Während man deutscherseits sehr bald mit entsprechenden Einfuhrlizenzen und Abschlüssen an eine Realisierung des Abkommens heranging und inzwischen bereits für rund 12 Millionen Dollar Einkäufe tätigte, kam der argentinische Partner nur sehr schleppend zum Zuge. Man hatte in Deutschland Verständnis dafür, daß die allgemeine Valuta-Abwertungswelle, die auch Argentinien erfaßte, in der staatlich gelenkten Wirtschaft Argentiniens etwas mehr Zeit zur Neuordnung brauchte als anderswo, aber es muß hier festgestellt werden, daß das Geschäft heute, zwei Monate nach der Abwertung, immer noch nicht wieder angelaufen ist. Nach bekannt gewordenen Ziffern sollen den deutschen Käufen bisher nur rund 2,5 Millionen Dollar argentinische Importlizenzen gegenüberstehen. Das heißt aber nach den gemachten Erfahrungen nicht, daß damit auch die Devisenfreigabe durch die Banco Central erfolgt ist. Im Gegenteil hört man Klagen darüber, daß Geschäfte, für die endlich die Importlizenz gegeben wurde, wieder aufflogen, weil die Nationalbank die Freigabe der notwendigen Devisen ablehnte. Man hat dafür umsoweniger Verständnis, als schließlich das deutsch-argentinische Abkommen sich auf der Basis harter Dollarzahlung, mit Kontenführung in New York, abspielt, wobei Argentinien praktisch nur $\frac{3}{4}$ der aus Westdeutschland angefallenen Dollar-Beträge wieder für den Ankauf deutscher Waren auszugeben braucht. Alle seitens der deutschen Firmen und deren Vertreter gemachten Anstrengungen haben bisher, auch nicht nach Veröffentlichung der Liste über vorläufig für den Import genehmigte Waren, keine Besserung gebracht, sodaß die Verstimmung bei den am deutsch-argentinischen Handel interessierten Kreisen mehr und mehr wächst und die Ankündigungen über eine erhebliche Ausweitung des argentinischen Handels mit Westdeutschland auf 50 oder gar 100 Millionen Dollar nicht mehr ernst genommen werden. Die Verstimmung hat auch auf die amtlichen Stellen der Bundesregierung übergegriffen und man hört, daß diese jetzt offiziell über die alliierten Hohen Kommissare Vorstellungen bei der Argentinischen Regierung erheben wollen.

Das Weltgeschehen

Wem wird die Welt gehören?

Sicher ist, daß die jetzt betriebene Zweiteilung der Welt nicht von Dauer sein wird. Diejenigen, die gegen den Willen der Völker die Welt in diese Richtung treiben, werden eines Tages gezwungen sein, die eine Welthälfte durch die andere zu vernichten. Heute haben sie sich noch nicht entschieden, ob ihre Welt später plutokratisch-materialistisch oder marxistisch-materialistisch aussehen soll. Vorerst versuchen sie noch auf beiden Seiten, so lange wie möglich des Gleichgewichts, das sie herstellen halfen, zu wahren. In diesem Sinne wirkten sie in der UN und in der Atomkommission der USA, so arbeiten sie in den internationalen Organisationen wie IRO, Arbeitsamt, FAO usw. Sie haben sich aber auch in allen Regierungen eingenistet, die man „demokratische“ oder „volksdemokratische“ nennt, und haben das Informationsnetz der Welt im Osten wie im Westen in Händen. Sie scheiden mit diesen Hilfsmitteln die Welt künstlich in zwei Haufen: Ost- und Westmenschen, und wollen vertuschen, daß viel natürlicher die quer dazu verlaufende Unterteilung in wesenlose Materialisten und ihrem Wesen getreue Idealisten wäre. Vor der Vernichtung der halben Menschheit und der völligen seelischen und körperlichen Versklavung der anderen, übrig bleibenden Hälfte, wie das Programm dieser Herren zwangsläufig geht, kann also nur die zur Tat gewordene Erkenntnis retten, daß die Welt weder in Ost noch in West regiert werden darf von materialistischen Prinzipien, von Staatssozialismus und Menschenvergötterung. Sie muß vielmehr in allen ihren Organisationen und Einrichtungen neu aufgebaut werden auf der Achtung vor dem Menschen und auf dem Selbstbestimmungsrecht der Völker. Wer vor dieser Bereinigung im Osten oder Westen den Kampf gegen die jeweils andere Welthälfte vorbereiten hilft, schaufelt sich sein eigenes Grab und macht seine Kinder zu Sklaven einer seelenlosen Staats- und Wirtschaftsmaschine. Nicht gegen „den Osten“ oder gegen „den Westen“ ist zu kämpfen, sondern gegen die Entwürdigung des Menschen hier wie dort, gegen seine Erniedrigung und Bevormundung. Da wir aber bei uns im Westen hierfür so genügend Beispiele haben, so ist der Kampf gegen diesen zersetzenden Ungeist an Ort und Stelle viel notwendiger und angebrachter als der Kampf gegen die aus Gut und Böse zusammengesetzte Welt jenseits des Eisernen Vorhangs. Du hast Deine Pflicht dort zu tun, wo Du stehst, wo Du aus eigener Erfahrung erkennen kannst, wer böse ist und wer nicht,

wo Du Deine Anschauung nicht erst auf Meldungen aufbauen mußt, die Du nicht auf ihre Wahrheit hin überprüfen kannst. Hier hast Du Deine Pflicht zu tun. Sonst bist Du ein Feigling und Schwätzer und wirst letzten Endes mitschuldig an einem sinnlosen Massensterben.

ARGENTINIEN

In Beantwortung ausländischer Falschmeldungen versicherte der zuständige Chef der argentinischen Polizei, General Bertollo, daß in Argentinien nicht bemerkenswerten kommunistischen Kräften gesprochen werden könne.

Verschiedene Zeitungen wurden von der Regierung interveniert. Damit unterliegt ihre Buchführung nunmehr einer Regierungskontrolle.

Die in Buenos Aires nicht diplomatisch vertretenen Ungarn gründeten eine nationale Vereinigung zum Zwecke der gegenseitigen Unterstützung, der Hilfe der vor dem Bolschewismus Fliehenden und zur Pflege ihrer völkischen Eigenart.

IBEROAMERIKA

Pater Lombardi, der in Italien als bedeutender Prediger gegen den Kommunismus bekanntgewordene Jesuitenpater, steht im Begriff, einen „Kreuzzug der Güte“ durch Iberoamerika zu machen.

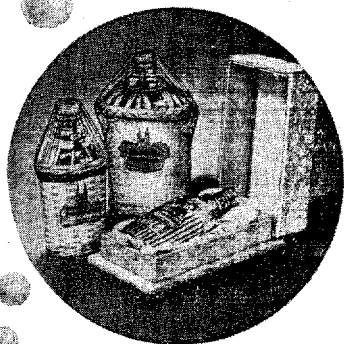
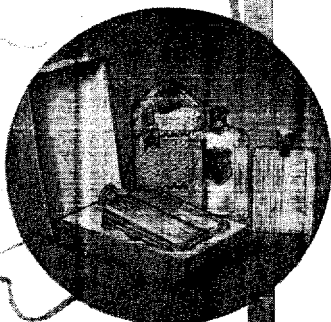
In Panama kam es zu schweren Konflikten zwischen Polizei und Staatspräsidenten, in deren Folge der bisherige Präsident fliehen mußte.

Die Unruhen in Kolumbien nahmen infolge weiterer liberaler Uebergriffe so zu, daß am 10. November der Belagerungszustand verhängt werden mußte. Die Liberalen enthielten sich am 27. November ihrer Stimme bei den Präsidentschaftswahlen. Der Konservative Laureano Gomez wurde gewählt. Damit wird im August 1950 eine Persönlichkeit die Präsidentschaft übernehmen, die das weitgehende Vertrauen aller wahrhaft antikommunistischen Kräfte genießt. Die Liberalen erwiesen sich in Wort und Tat in den letzten Wochen mehr und mehr als Schrittmacher des Bolschewismus.

Brasilien. Im britischen Unterhaus wurde die in Südbrasilien erscheinende Zeitschrift „Die Brücke“ als „nazistisch“ angeprangert. Sofort begann in den prokommunistischen Blättern des Westens eine allgemeine Hetze gegen diese Zeitschrift. Bemerkenswert war, daß sich viele auf ihren Beruf bedachte Zeitungen bewußt von dieser neuen Deutschenhetze in Südamerika fernhielten.

In Chile begannen die Kommunisten nun ebenfalls mit verstärkter Terrorrätigkeit „nach kolumbianischem Muster“. Demokratische Zeitungen im Auslande bagatelisierten die hier drohende Gefahr, indem sie in Frage stellten, ob es sich überhaupt hierbei um Kommunisten als Drahtzieher handle.

Weihnachten und Schenken eine Tradition!



„Frohe Weihnachten“ mit Gaben aus „Harpe's Perfumeria“ wünschen, zeugt immer von gutem Geschmack und gediegener Wahl des traditionellen Geschenkes.

Aus unserer Auswahl:

COLONIA, LAVANDA
und LOCION COLONIA
"EL ESCORIAL"
und
"TRADICION"

Die KLASSISCHEN LOTIONEN

Chipre - Origan - Cuero de Rusia
Narciso - Madreselva - Jazmin
Tulipan - Heliotropo - Gardenia

und die SCHÖPFUNGEN
Achalay - Efluvios - Escote
Fandango - Minueto
und Harpes C-moll

LOTION und EXTRAKT
"KOH-I-NOOR"

COLONIA CLASICA und
LAVANDA EXTRA ANEJA
"DOMO DE COLONIA"

Sämtliche Artikel in gediegener
Aufmachung: Originalflaschen,
hübsche Geschenkpäckungen
und reizende Korbflaschen.



Eine grosse Auswahl in allen einschlägigen Geschäften

Fernando P. Fonck trat nach 11jähriger verdienstvoller Tätigkeit von der Leitung des Deutsch-Chilenischen Bundes zurück.

USA

Im Statedepartment wurde eine Abteilung für Deutsche Angelegenheiten geschaffen.

Durch das Eintreten von Senator Langer wurde die Celler-Bill wieder an die Senats-Justiz-Kommission zurückgewiesen. Von jüdischer Seite war ein Fond von beinahe einer Million Dollar aufgebracht worden, um dieses die jüdische Einwanderung fördernde Gesetz durchzubringen.

Präsident Truman sagte auf einer Versammlung am 11. November: „Keinen Nordamerikaner soll es noch kümmern, ob sein Mitbürger katholisch, jüdisch, protestantisch, weißhäutig oder farbig sei.“ Diese alte christliche Forderung stößt insbesondere bei politisch sehr aktiven und um ihre Hegemonie besorgten Teilen des Judentums auf stärksten Widerstand, sodaß namhafte Amerikaner Trumans Aufforderung als für die weiße Rasse verfrüht und gefährlich erachten. Es ist zu hoffen, daß hier endlich eine ehrliche Brücke gefunden werden kann.

David Lilienthal trat mit dem Bemerken von der Leitung der Atomkommission zurück, daß er jetzt wichtigere Aufgaben in anderen Aktionen sehe.

EUROPA

Den bei den Straßburger Sitzungen akkreditierten Journalisten wurde ein von Paul Levy als Informationssekretär unterzeichnetes Schreiben vorgelegt, in welchem die Bezeichnungen für die Berichterstattung festgelegt werden. Statt „Europäischer Vereinigung“ wird das Wort „Europarat“ gewünscht.

Die Außenminister der zwölf am Europarat beteiligten Nationen trafen sich zu dreitägigen ergebnislosen Besprechungen am 2. November in Paris.

In den von **Holland** besetzten deutschen Westgebieten kam es zu Unruhen aus Anlaß der Einführung des Holländischen im Schulunterricht und der Ankündigung der allgemeinen Wehrpflicht.

Es wird bekannt daß die 1945 restaurierte Staatsgewalt ihren Beamten Blankohafte Befehle ausstellte, in die Namen der „politischen Delinquenten“ von den Polizeiangehörigen selbst eingetragen werden konnten. Es ist erstaunlich, daß man in der übrigen Welt Urteile solcher Regierungen noch immer hier und dort ernst nimmt.

Belgien. Weder Churchill noch Reynaud wagten, auf die schweren Vorwürfe des belgischen Königs bezüglich des Verrats von Dünkirchen einzugehen. König Leopold stellte fest, daß er durch seine Kapitulation nach jedem britischen Verrat Zehntausenden von Belgiern das Leben gerettet habe. Mit diesem Vorgang erhält der Wahrheitsanspruch der Churchill'schen Memoiren einen neuen schweren Stoß.

Während **Schweden** Flüchtlingen aus Ostdeutschland trotz des verstärkten Zustroms in anerkennenswerter Weise Asyl gewährt, werden Flüchtlinge aus Westdeutschland an die Alliierten ausgeliefert.

Frankreich. Als Gründe der derzeitigen französischen Gesamtkrise kann man eine nihilistische Haltung Angst eines bösen Gewissens vor dem deutschen Volk und Hunger feststellen. Ehemalige Widerständler bemühen sich heute um eine versöhnliche Haltung Deutschlands ihnen gegenüber, doch wurde bislang die Frage der Wiedergutmachung nicht angeschnitten.

Die Kommunisten riefen am 26. November zu einem 24stündigen Generalstreik auf, an dem jedoch nur etwa die Hälfte der Arbeiterschaft teilnahm.

Mit Polen kam es zu einer scharfen Spannung. Ein französischer Konsulatsbeamter wurde in Warschau verhaftet und polnische Arbeiter wurden wegen kommunistischer Betätigung aus Frankreich ausgewiesen.

Der Führer der französischen sozialen Einheitsbewegung (Mouvement Socialiste d'Unité Française), René Binet, wurde nach monatelanger politischer Haft unter dem Druck der öffentlichen Meinung jetzt wieder freigelassen. Er bedankte sich in einem offenen Brief „bei den kämpferischen Nationalisten der ganzen Welt, die damit bewiesen haben, daß unser Kampf um die weiße Rasse heute ein Kampf ist, der die nationalen Grenzen überschreitet“ und nannte namentlich England, Spanien, Holland, Schweden, Flandern, die Schweiz, die Vereinigten Staaten, Argentinien, Kanada, Chile, Brasilien, Irland, Norwegen und Italien, von wo ihm Unterstützung zuteil wurde. Die „Welt-press“ übergibt diesen Vorgang mit Schweigen.

Mit 12% der Bevölkerung (1938: 3,9%) übersteigt die Arbeitslosigkeit in **Italien** die Zahlen aller anderen Länder Europas.

Amerikanische Offiziere trafen ein, „um dem Lande bei der Aufrüstung zu helfen.“ Italienische Zeitungen verbot sich empört diese Erniedrigung: „Italien ist nicht Griechenland oder Kuba oder Liberia!“

Stein um Stein ersteht das berühmte Kloster Monte Cassino jetzt wieder. Nach Angaben der Mönche war das seinerzeitige amerikanische Bombardement „ein grauenhafter Irrtum. Es waren keine Deutschen im Kloster, dagegen töteten die Bomben 500 unschuldige Zivilisten und zerstörten unwiederbringliche Werte.“

Gräfin Spiridon-Gallotti wird sich gerichtlich zu verantworten haben. Sie behauptete, ihr seien von den Deutschen Kunstgegenstände gestohlen worden. Es stellte sich aber heraus, daß sie diese für hohe Summen freiwillig verkaufte.

DER ORIENT

Israel. das die meisten Waren aus der Sterlingzone bezieht und in Dollar bezahlt, begrüßte die Pfundabwertung als eine Förderung seiner großen Aufbauvorhaben.

Gerüchten zufolge, die im Zusammenhang mit der Reise eines Mitgliebes der amerikanischen Atomkommission nach Israel in den Ländern der Arabischen Liga aufkamen, soll dieses Land den Bau von Atomenergie-Anlagen am Roten Meer beabsichtigen.

AFRIKA

Algier. In Sidi bel Abbes wurde der Ausnahmezustand verhängt nachdem deutsche Fremdenlegionäre angesichts des Abtransports nach Indochina gemeutert hatten. Die deutschen Verluste wurden nicht bekanntgegeben. Solche Vorgänge sollten die Atlantikmächte vor der Aufstellung deutscher Söldnerheere warnen.

Lybien. Italienische Zeitungen machten darauf aufmerksam, daß die britische Militärverwaltung die italienischen Eisenbahnen vollständig zerstört habe.

Die Italiener in **Eritrea** haben ausgerechnet die UN um Schutz gegen die überhandnehmenden Ueberfälle der Abessinier gebeten.

Italienisch **Somaliland** soll bis 1959 drei Staaten gemeinsam als Mandat zugewiesen werden: Italien, Kolumbien und den Philippinen.

Der britische Versuch, nach dreißigjährigem ungenutztem Besitz von Deutsch-Ostafrika (**Tanganyika**) dort große Erdnußplantagen anzulegen, stößt auf erhebliche Schwierigkeiten. Pflanzenkrankheiten und Insekten richteten großen Schaden in den bereits gepflanzten 20 Tausend Hektar an. Bezeichnend für die unveränderte britische Kolonialpolitik ist, daß den Negeren ein durchschnittlicher Monatslohn von 1 £, den Weißen aber ein solcher von etwa 30 £ gezahlt wurde. Weder in den deutschen noch in den soeben genommenen italienischen Kolonien herrschten derart unsoziale Verhältnisse.

In Britisch-Nigeria kam es zu schweren Zusammenstößen mit schwarzen Kohlenarbeitern, die Lohnerhöhung forderten.

Für die **Südafrikanische Union** als golderzeugendes Land war die Pfundabwertung gleich einer Werterhöhung der lagernden Goldbestände und der Forderungen auf Goldbasis. Als sich jedoch die Bemühungen um eine erwartete amerikanische Anleihe zerschlugen, mußte die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten um 50% gedrosselt werden. Insbesondere mußte im Zuge der Einschränkung der Benzineinfuhr der Benzinverbrauch rationiert werden.

Der Rektor der Kapstadter Universität erklärte, daß mehr als das doppelte der dortigen derzeitigen Studentenzahl an Ingenieuren in der Union Beschäftigung finden könne. Dabei weist die Kapstadter Universität mehr technische Studenten auf als irgendeine andere Universität des Commonwealth.

ASIEN UND AUSTRALIEN

Indien. Am 2. Oktober feierte das indische Volk in der ganzen Welt den 88. Geburtstag seines verstorbenen Vorbildes Mahatma Gandhi.

Die indische Verfassungsgebende Versammlung beschloß, Indien nach dem König Bharata den zusätzlichen Namen Bharat zu geben.

In Den Haag wurde am 2. November die Verfassung der föderativen Republik **Indonesien** veröffentlicht. Sie tritt mit dem Abzug der Holländer in Kraft.

Am gleichen Tage begann in **Singapore** die britische militärisch-diplomatische Ostasienkonferenz. Es wurde die Anerkennung Rotchinas empfohlen und im übrigen „ein beträchtliches Maß an Einigkeit zur Meisterung der neuen Schwierigkeiten erzielt.“

Bei den Präsidentenwahlen auf den **Philippinen** erhielt Laurel, seinerzeitiger Präsident unter den Japanern, 1 Million Stimmen, der derzeitige demokratische Präsident Quirino 1,2 Millionen. Nach Bekanntwerden des Wahlergebnisses kam es zu schweren Unruhen, in welchen sich die Regierung mit Bombenflugzeugen gegen die Opposition zur Wehr setzte.

In **China** nahm die kommunistische Offensive ihren Fortgang. Die Truppen wandten sich der Provinz Szetschuan zu. Am 23. November wurde Kweilin erobert. Ende November Tschungking erreicht. Tschiangkaischek wich weiter aus.

In **Peking** traten die kommunistischen Abgesandten aus allen Ländern Asiens und aus Australien zusammen, um ihre weiteren Pläne zu koordinieren.

Zweitausend Chinesen, die in den letzten 25 Jahren illegal nach **Australien** kamen, werden jetzt wieder aus dem Lande gewiesen werden. Um die weiße Einwanderung voranzutreiben, wurden sogar solche Schiffe in Dienst gestellt, die nicht über die dazu notwendigen Einrichtungen verfügen.



SOWJETRUSSLAND UND VERBÜNDETE

Polen. Um neuen nationalbolschewistischen Strömungen entgegenzuwirken, wurde Marschall Rokossowsky nach Erteilung der polnischen Staatsangehörigkeit Verteidigungsminister und Oberbefehlshaber der polnischen Armee.

Tschechoslowakei. Selbst die im Namen der Alliierten gemachten KZ-Prozesse ergaben, „daß ein Gutteil der Grausamkeiten auf das Konto der Kapos (der zu Unterführern ernannten Insassen) kommt“. Jetzt wird bekannt (Der Spiegel, Hannover), daß der tschechische Ministerpräsident Antonin Zapotocky

in einem holländischen KZ als Kapo Dienst tat. Zynisch bekannte er sich zu seinen Untaten. Den gleichen Sadismus wandte dieser neuartige Staatsmann an, als er die Sudetendeutschen morden ließ.

Rumänien. Niemand darf in Zukunft seinen Aufenthaltsort ohne Erlaubnis verlassen. Das ganze Land wird zum volksdemokratischen KZ.

In allen Ländern Osteuropas drücken die Zeitungen ihre Wut über die westdeutschen Gefolgsleute der Alliierten aus und drohen mit einem weiteren Blutbad in Westdeutschland im Zuge der russischen Eroberung Westeuropas gegenüber denjenigen, die den Westmächten halfen.

DIE HEIMAT.

Im Zuge der heftigen Polemik zwischen amerikanischen Marine und Luftwaffe entschlüpfte das unbeabsichtigte Geständnis eines bisher unbekannten großen deutschen Seesieges. Einer dienstlichen Meldung des Admirals Duncan zufolge wurde das von ihm befehligte Geschwader, bestehend aus 1 Schlachtschiff, 6 Flugzeugträgern und 23 Zerstörern im Frühjahr 1945 in den Gewässern von Neufundland von 8 deutschen, mit dem Schnorchel ausgerüsteten U-Booten angegriffen und „vernichtet oder schwer beschädigt“.

Westdeutschland. In allen deutschen Gauen fanden auch in diesen Wochen wieder Kundgebungen der Heimatvertriebenen aus dem Osten und Südosten unter dem Motto: „Gebt uns die Heimat wieder“ statt. „Wir warnen die Verantwortlichen im Westen“ rief der Karlsbader de Witte in einer Versammlung in der Broadhurst-Hall in London aus.

Die heimatvertriebenen Slowakei-Deutschen gedachten in einer Großkundgebung der gemordeten Bevölkerung von Glaserhau.

Ein Vetter des Pandit Nehru sagte in Oldenburg: „Die Entwicklung in Westdeutschland erinnert mich an die eigenen Fortschritte in Indien. Mit leidenden Völkern haben uns Indier stets die größten Sympathien verbunden“.

Staatskommissar Dr. Auerbach mußte eine Meldung der New-York-Times dementieren, wonach die letzte Ruhestätte der Dachauer KZ-Opfer zur Lehmgewinnung verwandt werde.

Auf dem Landesparteitag der FDP sagte Vizekanzler Franz Blücher in Essen: „Ein ernstes Gespräch wird mit den Besatzungsmächten geführt werden müssen über die Amnestierung aller nach 1945 aus politischen Gründen Verurteilten“.

Die ehemaligen Fallschirmjäger trafen sich bei Oberstleutnant Otto Laun in Wesel, um ein Sozialwerk zur Unterstützung der Hinterbliebenen ihrer Kameraden zu gründen. Die Briten erdreisteten sich, diese Zusammenkunft durch Rundfunk zu verbieten. Als das Verbot überhört wurde, wurde Polizei aufgeboten, um die Zusammenkunft zu überwachen.

In Altenburg bei Köln wurde ein Deutscher Jugendring gebildet, dem außer der Freien Deutschen Jugend alle deutschen Jugendverbände angehören.

Amerikanische Truppen stahlen 1945 die einzigartige Briefmarkensammlung des Reichspostmuseums. Jetzt wurde der wertlosere Teil zurückgegeben. Mehr als die Hälfte der wertvollen Marken, darunter die Stahlkassette mit den Seltenheiten, wurde nicht zurückgegeben.

Die Wahlen zur Hamburger Bürgerschaft brachten der SPD erneut die absolute Mehrheit. Mehr als 30 % gingen nicht zur Wahl.

General Lucius D. Clay schlug die Schaffung deutscher Fremdenlegionsverbände in westeuropäischem Solde vor.

Am 22. November teilte die UP mit, daß „die Strategen der Westmächte die Grenzen des Atlantikpakt bis an die Ufer der Elbe vorschieben wollen“. Dieser Fluß fließt nur in seinem Unterlauf durch britisch besetztes Gebiet.

Die ehemaligen Reichsarbeitsdienstführer trafen sich in Stuttgart-Degerloch. Der Reichsarbeitsdienst war keine Parteiorganisation.

Landesbischof Wurm wandte sich nach einem Besuch in Landsberg erneut nach Washington und wies auf den Sadismus hin, daß dort noch 23 zum Tode Verurteilte in Ungewißheit über ihr Schicksal in roten Jacken säßen. Er forderte Revision der Urteile gegen Schwerin-Krosigk und von Weizsäcker.

Dr. Adenauer beabsichtigt, zum Heiligen Jahr nach Rom zu fahren.

Die Stadtverordneten von Offenbach wählten einen Dr. Levy nicht zum Vertrauensarzt. Daraufhin sprachen einige Zeitungen von „Rassenwahn“. — In der UN wird die Regierung Südafrikas angegriffen, weil sie gegen mordende Negerbanden scharf vorging. — Ist es „Antisemitismus“, wenn einem zugewanderten Juden nicht sofort die Stelle eines Vertrauensarztes angeboten wird? Ist es „Rassenwahn“, wenn Plünderer bestraft werden? Liegt hier der „Rassenwahn“ nicht auf der anderen Seite? „Jedem das Seine“ ist gerechter als „Jedem das Gleiche“.

Am 4. November unriß Dr. Adenauer seine Außenpolitik wie folgt: Enge Zusammenarbeit mit Frankreich, Teilnahme Westdeutschlands an der Ruhrkontrolle, Verhandlungen über die Demontage, Bemühungen zur Beendigung des Kriegszustandes. Am 7. November bat die westdeutsche Regierung die alliierte Hohe Kommission um Einstellung der Demontagen. Die „Westdeutsche Rundschau“ nannte Demontageunternehmer Verräter und wurde daraufhin von den Briten verboten. Im Ruhrgebiet erschienen Anschläge mit den Namen der Demontageunternehmer unter der Überschrift „Volksverräter“. Am 9. 11. begannen Verhandlungen der drei Außenminister in Paris. Am 10. 11. forderte Dr. Schumacher/SPD von Dr. Adenauer: „wieso er der Presse erklären könne, daß er für eine 40 %ige Auslandskapitalbeteiligung an der deutschen Industrie sei“. Dr. Adenauer verließ daraufhin den Sitzungssaal ohne zu antworten. Die Pariser Konferenz schloß mit der Erklärung: „daß die Großmächte niemals mehr gestatten würden, daß irgend eine Macht Frieden und Sicherheit des Nachbarn bedrohe“. Außenminister Acheson fuhr weiter nach Berlin und erklärte, „daß das Konferenzergebnis in den nächsten Wochen und Monaten bekanntgegeben werden würde“. Außenminister Schumann (Frankreich) erklärte gleichzeitig unter Ehrenwort, „daß die Wiederaufrüstung Deutschlands, dessen Aufnahme in den Atlantikpakt und die Erhöhung der deutschen Stahlproduktion in keinem Augenblick Besprechungsgegenstand gewesen seien“. Dr. Schumacher warf Dr. Adenauer vor, trotz großer Zugeständnisse an Frankreich nichts erreicht zu haben. Am 15. 11. schon waren die Alliierten unter diesem Druck gezwungen, Dr. Adenauer das Konferenzergebnis zur Bekanntgabe freizugeben. Das Ergebnis war: die Aufnahme des Bundesstaates in verschiedene internationale Organisationen, die Aufhebung einiger aus dem Kriegszustand resultierender Bedingungen, die Genehmigung zum Bau etwas größerer Schiffe, die Errichtung deutscher Handelskonsulate im Ausland. Die deutschen außenpolitischen Ziele wurden damit nicht annähernd erreicht. Am 17. 11. begannen in Bonn Besprechungen mit den Hohen Kom-

missaren über die Demontage und die Ruhrfrage. Dr. Adenauer erklärte in deren Verlauf, „daß er gegen den Abzug der Alliierten sei“. In Salzgitter kam es angesichts der Demontage zu einem Generalstreik der Belegschaft der Hermann-Göring-Werke. Die Alliierten schränkten die Demontage als Ergebnis dieser Besprechungen weiter ein unter der Bedingung, daß Westdeutschland dem Ruhrstatut beiträte und somit diese Gebietsabtretung sanktioniere. In den katholischen Kirchen wurden zur Unterstützung dieser Politik „Dankgebete zur Beendigung der Demontage“ gesprochen. Dr. Schumacher wandte sich scharf gegen diese Lösung und nannte Dr. Adenauer den „Bundeskanzler der Alliierten“. Es kam zum 20tägigen Ausschluß Dr. Schumachers aus dem Parlament und damit zum Auszug der sozialdemokratischen Abgeordneten. Dr. Adenauer erfüllte den ihm nach dem alliierten Beamtengesetz auferlegten Eid, „Ich gelobe, ich werde innerhalb und außerhalb des Dienstes für die demokratische Ordnung wirken“. Nach Einstellung der „Demontage“ der Thyssen-Hütte setzten die britischen Behörden die jährliche Erzeugung von Rohstahl auf 117.000 t fest, das sind 5% der früheren Jahresproduktion. Es zeichnet sich die Bildung eines nationalen Notkabinetts aus FDP/DP und SPD unter Zurückstellung der trennenden Programmpunkte und unter Ausschaltung landesverräterischer Kräfte ab.

Ostdeutschland. Unter der Bezeichnung „Frankfurter Abkommen“ trat das Handelsabkommen zwischen Ost- und Westzone in Kraft. Obwohl die westdeutsche Bundesregierung schon bestand, wurde das Abkommen noch vom Wirtschaftsrat unterzeichnet, um durch eine andere Unterzeichnung nicht die An-

erkennung der „Freien Volksrepublik Deutschland“ vorzunehmen. Das Abkommen läuft bis zum 30. 6. 1950 bei 300 Mill. Westmark Umsatzhöhe. Westdeutschland liefert Stahl und Eisen, Maschinen, Fahrzeuge, Elektroerzeugnisse und Chemikalien, die Ostzone land- und forstwirtschaftliche Produkte und Textilien. Dem Privathandel wurden nur bescheidene Möglichkeiten offengelassen.

Im KZ Sachsenhausen befinden sich 15.000 Häftlinge, in Buchenwald 12.000. Die Lagerinsassen von Fünfeichen-Nord wurden in geschlossenen Güterwagen nach Osten gebracht.

Die Sowjetunion übergab 10.000 deutsche Frauen zu Zwangsarbeiten an Polen.

Gregori Puschkin wurde als Botschafter der Sowjetunion bei der Freien Volksrepublik Deutschland akkreditiert. Als deren Botschafter ging Herr Appelt nach Moskau.

Der bisherige Ostberliner Polizeipräsident Markgraf wurde wegen nationalbolschewistischer Tendenzen verhaftet.

Oesterreich. Am 21. November erfolgte eine 30%ige Abwertung des Schillings.

Der bayrische Abgeordnete Seelos stellte in Bonn fest: „Ohne Oesterreich ist ein Reich nicht denkbar“. Der Wittelsbacher Sproß Prinz Konstantin betonte, „daß das Empfinden der Stammverwandtschaft mit Oesterreich zum festesten Kitt des Großdeutschen Gedankens gehört.“

Die Regierung forderte vom Alliierten Rat eigene Handelsfliegerei. Bundeskanzler Figl forderte die Alliierten erneut zur Räumung des Landes auf.

Von kommunistischer Seite wurde eine

Die Zeitschrift der Deutschen in Südafrika.

DIE EICHE

*Afrikanische Rundschau.
Zeitschrift zur Pflege
der Muttersprache.*

Die Zeitschrift bietet in zweimonatlichen Heften einen Ueberblick über die geschichtliche Leistung der Deutschen in Afrika und ihren heutigen Wirkungskreis.

Ausgabe A: vier bis sechs Hefte jährlich:
5/— (£ 0.5.0)

In wissenschaftlichen Beilagen stellen unsere Mitarbeiter Probleme dar, die für Afrika von allgemeiner Bedeutung sind.

**Ausgabe A und B: zwei bis drei Beilagen
jährlich zusammen mit Ausgabe A**
10/— (£ 0.10.0)

Bestellung u. Bezug in Südamerika durch den Dürer-Verlag, Buenos Aires, Casilla de Correo 2398.

Schriftl.: Dr. O. P. Raum, Fort Hare, C. P.
Bestellort: „Die Eiche“, Hermannsburg,
Natal, South Africa.

Lesen auch Sie die Wochenschrift

CONDOR

Das Gemeinschaftsblatt der
Deutschen in Chile

**AKTUELLES —
KULTURELLES —
UNTERHALTENDES**

AKTUELLES: Luftpostberichte der Korrespondenten in Berlin, Hamburg, Frankfurt, Stuttgart, München, Oesterreich und Südtirol.

KULTURELLES: Beiträe von Hans Friedrich Blunck, Bruno Brehm, Alfons von Czibulka, Wilhelm Pleyer, Wilhelm Schaefer, Josef Magnus Wehner, Heinrich Zillich u.a.m.

UNTERHALTENDES: Nachrichten für Philatelisten, Rätsel, Humor, Erzählungen, Anekdoten, Roman.

Vertreter fuer Argentinien:

Verlag „EL BUEN LIBRO“ —
Sucre 2356 — Buenos Aires

Verlangen Sie Probenummern!

Zwecks Versand von Werbeheften **bitten wir unsere Leser um Angabe von Adressen.**

Streikwelle inzeniert, die der Regierung große Schwierigkeiten bereitete.

Die OeVP bemüht sich um eine völlige Revision der NS-Gesetze. Der VDU fordert Wiedergutmachung. Damit würde die 1945 erfolgte Abkehr vom Oesterreichertum wieder rückgängig gemacht werden. Damals sagte man allem Deutschbewußten den Kampf an, förderte die Niederlassung volksfremder D-P's und ließ die Leiden der Deutschen in den slawischen Nachbarstaaten völlig unbeachtet, ja lieferte Deutsche sogar dorthin aus.

UEBERSTAATLICHE VORGAENGE.

U N. Der politische Ausschuß der Generalversammlung nahm den argentinischen Vorschlag an, bei der Abstimmung über die Neuaufnahme von Mitgliedern das Veto zu verbieten. Daraufhin wurden die Anträge von Italien, Oesterreich, Finnland und Irland auf Aufnahme angenommen.

Vor der UN-Organisation für Ernährung und Landwirtschaft (FAO) forderte Truman die Durchführung eines Programms zur Belieferung rückständiger Länder mit landwirtschaftlichen Maschinen.

Südafrika verließ den Trauhandausschuß, nachdem sich dieser in die inneren Angelegenheiten der Union einmischte. Die Frage der Verwaltung Südwesafrikas soll nunmehr dem Haager Schiedsgerichtshof vorgelegt werden.

Abgeschlossen am 1. Dezember 1949. H. M.



Marca Registrada

JUAN VOM BROCKE

Lavalle 1349

Vicente López F.C.C.A.

T. E. 741-3275

PUMPERNICKEL - VOLLKORN - MALZBROT
sowie alle anderen Sorten Schwarzbrot

Barthel
Muebles

Fabrik und
Ausstellung:

FREYRE 3065

S. R. LTDA. CAP. \$ 350.000 M/N.

Spielwaren!

Juguetería "Germania"
SANTA FE 2419 - T. E. 44-4247

Juguetería "Graf Zeppelin"
SANTA FE 1412 - T. E. 44-2369

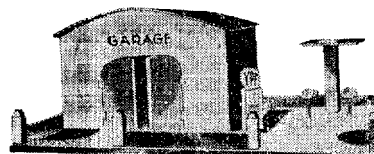
Verlangen Sie das sensationelle Spiel

"Der fliegende Teller"

ZWEI WEIHNACHTSGESCHENKE



ACHTUNG!
Eigene
Fabrikation.



Das größte Sortiment und die billigsten Preise importierter Neuheiten.

DIE Rundschau

Während der Marshall-Plan einer finanziellen Hilfe für die aus den Fugen gegangene europäische Wirtschaft sich immer deutlicher als ein unzureichender Ausweg aus der Krise der westlichen Welt erweist, hält Washington bzw. Wallstreet unter feierlichem Kopfnicken der Vereinigten Nationen an seinem weitreichenden Plan fest, durch Investitionen nordamerikanischen Kapitals in den von ihm so genannten rückständigen Ländern und Gebieten die wirtschaftliche Entwicklung zu fördern. Soweit diese "rückständigen" Völker über Vertretungen verfügen, die sich im Konzert der hohen Politik bemerkbar machen können, haben sie bisher keine Einwendungen dagegen zu erheben, ihre wirtschaftliche Stärke durch fremde Hilfe zu erhöhen; damit ist allerdings keineswegs gesagt, dass nun eine völlige Harmonie besteht zwischen dem Bedürfnis Wallstreets, seinen wirtschaftlichen Imperialismus auszudehnen, und den Notwendigkeiten bzw. Bestrebungen "rückständiger" Völker nach grösserer Entwicklung und damit wachsender Unabhängigkeit.

Wir haben immerhin reichlich Beispiele anzuführen, dass solche vom Standpunkt der weisen Industrialisierung und Methodisierung der Arbeit zurückgebliebenen Völker sich auf der politischen Ebene durchaus nicht als so rückständig erweisen, wie man es in den Erklärungen aus der fortschrittsbesessenen Welt des weißen Mannes so oft vernimmt: sie gewinnen zusehends an Gewicht und ihr Zielbewusstsein dürfte eher beispielhaft sein für die Welt des Okzidents als diese für den Farbigen. Es dürfte also nicht zu unrecht die Frage aufgeworfen werden, wer eigentlich von wem zu lernen habe. Zu den in den Augen Wallstreets hilfsbedürftigen und rückständigen Völkern gehört etwa

China, das jedoch unter der festen Führung Mao Tse-tungs kaum in demütiger Haltung an die Pforten der Dollarbesitzer klopfen dürfte, sondern ganz im Gegenteil zu einer Macht herangewachsen ist, der gegenüber dem Staatsdepartement in Washington bisher noch keine rettende Idee eingefallen ist. Die braune Welt Insulindes, die in diesen Wochen ihren langjährigen Freiheitskampf gegen die holländische Herrschaft zu einem ersten erfolgreichen Abschluss gebracht hat, zeigt ebenfalls, dass der Begriff der Rückständigkeit schliesslich nur eine recht relative Sache ist. Betrachten wir den fruchtlosen europäischen Eiertanz, so können wir nicht leugnen, dass sich heute die entscheidenden Dinge keineswegs im Bereich der fortgeschrittenen Völker abspielen — es sei denn wir sähen als entscheidend die technische Entwicklung der Atomwaffen an, die jedoch nicht an einem Anfang, sondern an einem Ende, dem Ende der westlichen Zivilisation stehen —, und die farbigen Mächte Asiens sind längst über die Etappe hinaus, um sich mit goldenen Seilen vor den politischen Wagen des weißen Mannes und des weißen Fortschritts spannen zu lassen.

Der Besuch Nehrus in den Vereinigten Staaten hat bitterste Enttäuschung bei denen hervorgerufen, die wirtschaftliche Rückständigkeit bzw. auch nur Verschiedenheit bereits als politische Schwäche und als offene Pforte für den goldenen Triumphwagen des wirtschaftlichen Imperialismus ansehen und als Einladung zur Expansion. Hat Nehru keinen Zweifel daran gelassen, dass die politische Unabhängigkeit und Handlungsfreiheit Indiens nicht zum Verkaufe steht, so hat doch die bloße Tatsache seiner Reise und Fühlungnahme mit Washington den Rivalen Pakistan in Richtung auf Moskau in Bewegung gesetzt, was in Washington und

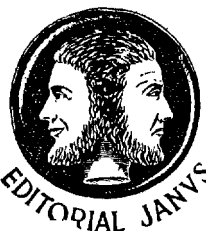
Buenos Aires, Alsina 2478
L. KRETZSCHMAR

Helden und Abenteurer

Episoden aus der südamerikanischen Geschichte.
m\$ 13.20

Unsere Verlagswerke sind in allen größeren deutschen Buchhandlungen vorrätig. - Außerdem bei: Libreria Gandino, Pueyrredón 1454, Buenos Aires; Libreria J. Barbeita, Belgrano 142, San Isidro FCNGEM.

T. E. 47 Cuyo 4019



Beccar, Av. Obarrio 1910
S. MALVIN

Spuren im Sande

Kriminalroman
m\$ 12.—

EVA VOLKERT

Das Tal der Wasser

Roman
aus den Cordobeser Bergen
m\$ 8.60

London nicht weniger unangenehm empfunden wird als die Unzugänglichkeit des realistischen Gandhischülers. Washington, das sich seit der langsamen Verflüchtigung des Kuomintang-Chinas in Asien besorgt nach hilfsbedürftigen Völkern umsieht, um sie durch wirtschaftliche Unterstützung gegen den Kommunismus gefeit zu machen — dies ist die amtliche Lesart, mußte sich nach der Abreise Nehrus mit den Freundschaftsbeteuerungen des persischen Schahs begnügen, dessen wenig beneidenswertes Pufferland sich allerdings neben dem Koloss Indien ausnimmt wie ein Maulwurfshaufen und höchstens der Verschärfung der Kriegsgefahren dienen kann, weil Petroleum ein gefährlicher Brandstoff ist.

So ist Asien voll der Bitternis für die westliche Welt, indes das rote China bereits deutliche Schatten nach Vietnam hinüberwirft, wo der Kaiser Bao Dai von Frankreichs Gnaden und Englands Segen noch weit davon entfernt ist, auf sicherem Throne zu sitzen und zudem noch von Delhi heftig gescholten wird als eine Puppenfigur, für die in der neuen Welt Asiens kein Platz mehr sei.

Doch nicht nur in der Südostecke Asiens setzen die Freiheitsbewegungen ihren unaufhaltsamen Marsch fort, sondern auch im Bereich der ehemals italienischen Kolonien hat man Konzessionen an die farbige Welt gemacht, die den europäischen Kolonialmächten eine wenig glänzende Zukunft versprechen: sie alle hatten seit dem ersten Weltkrieg geglaubt und gehofft, aus der Vernichtung Deutschlands und

seiner Ausschaltung aus der Kolonialverwaltung Kapital schlagen zu können, doch es erwies sich im Verlaufe der Entwicklung, daß Deutschland eine viel zu starke Macht war, um ohne unheilvolle Folgen für die gesamte weiße Welt ausgeschaltet zu werden; trotzdem wiederholte man den Fehler, unter Einschluß Italiens, im zweiten Weltkrieg. Die Konsequenzen liegen heute offen zutage.

Die Liquidierung des griechischen Bürgerkrieges hat dem europäischen Flügel der Weltfront kaum eine fühlbare Erleichterung gebracht, denn die bohrende Aktivität Moskaus findet überall Felder der Tätigkeit. Längst ist Jugoslawien in die Rolle des Zankpfels zwischen Westen und Osten eingerückt, sodaß das schwelende Feuer auf dem Balkan nicht Gefahr läuft zu verlöschen. Kurz nachdem die ostdeutsche Republik ins Leben gerufen war, übernahm der sowjetische Marschall Rokossowski in Polen das Amt des starken Mannes, um zu verhindern, daß frevelnde Hände Dynamitpatronen a la Tito an die Pfeiler der Brücke zum europäischen Westen legen und die Verbindung Moskaus zu seinem neuesten "Bundesgenossen" Ostdeutschland gefährden.

Steht der sowjetische Lohn für den Treueschwur der Grotewohlrepublik noch aus, so fielen die Morgengaben des Westens an den Heuss-Adenauer-Bundesstaat ebenfalls recht kärglich aus. Wenn der entschlossene Geist eines modernen Dschingis-Khan aus den eurasiatischen Weiten in die Winkel Europas hinüberweht, dann wird mit kleinlichem Scha-



CARITAS SUIZA

CENTRAL SUIZA DE CARIDAD

MONTEVIDEO 434, 2.º piso

BUENOS AIRES

Unser Grundsatz: DIENEN anstatt Verdienen.

• • • • •

Trotz teilweiser Besserung brauchen die in der Heimat von den verschiedenen Hilfsstellen betreuten Kinder, Heimkehrer, Flüchtlinge und Kriegsverletzte noch immer unsere Hilfe.

Die aus dem Paket-Verkauf erzielten Ueberschüsse und alle uns zugehenden Spenden werden von uns in diesem Sinne verwendet.

Jedes durch uns gesandte Paket bedeutet daher auch eine Hilfe für die vielen unbekannten Bedürftigen.

Auskünfte u. Bestellungen: MONTAG, MITTWOCH u. FREITAG von 10—17 Uhr
Schecks und Giros auf Order "Caritas Suiza"

ISABEL C. H. de OCAMPO
Delegierte für Südamerika.

cher um Ruhrstatut und eine Handvoll Fabriken ganz gewiß nichts gerettet. Es ist gänzlich unerfindlich, wer eigentlich durch diese Art der Politik getäuscht werden und zu welchem Ende sie überhaupt geführt werden soll.

Mit all seinen Gesten, Erklärungen und Ermahnungen hat der Westen bis heute noch keinen ernsthaften Beweis dafür erbracht, dass ihm der Gedanke der europäischen Schicksalsgemeinschaft überhaupt vertraut sei, viel weniger denn wirklich am Herzen liege. Während einmal ein Europa ohne Deutschland ein lebensunfähiger Torso bleibt, sind auf der andern Seite nicht einmal die Interessen des restlichen Küsteneuropa unter einen Hut zu bringen, und die dringlicher werdenden Aufforderungen Washingtons verhalten praktisch ungehört. Allenfalls wäre man bezüglich Deutschlands bereit, für den Fall der Not auf das Menschenmaterial Deutschlands als Kanonenfutter zurückzugreifen, während man gleichzeitig dem deutschen Volke Pazifismus und friedliche Arbeit predigt, deren Produkten man aber die Aufnahme verweigert.

Auf weltanschaulichem Gebiet kommt Westeuropa nicht über Formulierungen hinweg, die von der Entwicklung längst jeden Sinnes und Inhalts beraubt sind, politisch wird eine Flickschusterei übelster Art betrieben und wirtschaftlich verschanzt man den Egoismus herrschender Klassen hinter willkommenen Phrasen wie allgemeiner europäischer Markt, indem jeder im andern nur den Verbraucher sieht, nicht aber den Erzeuger gleicher Güter. Eine europäische Einigkeit findet sich immer nur dann, wenn es darum geht, das deutsche Wirtschafts-

leben niederzuhalten. Die europäische Zusammenarbeit versteht der Westen dahin, eine starke Front gegen Deutschland aufrecht zu erhalten, und die kümmerlichen Konzessionen, von einem großmütigen Besuch Achesons begleitet, können nur als Versuch gewertet werden, mit unzureichenden Mitteln das deutsche Volk vom Abtriften in den Bereich des gefürchteten kommunistischen Ostens abzuhalten. Damit wird natürlich am Problem vorbeigeschossen: Deutschland hat seine Schlacht von Liegnitz gegen die moderne Invasion Asiens geschlagen, der Westen handelt politisch aber so, als ob ihm dieses Liegnitz erspart bleiben würde. Und um das Bild der totalen Verwirrung voll zu machen, finden sich dann wieder Stimmen im Westen, die mit erstaunlicher Deutlichkeit die Lage zu zeichnen vermögen, ohne daß allerdings aus solchen Erkenntnissen die politischen Konsequenzen gezogen würden. So hat der Belgier Spaak, der in der sauerstoffarmen Paneuropaluft der politisierenden westlichen Advokaten eine vielfach beklatschte Rolle spielt, kürzlich klargestellt, daß Europa zusehends verfallende, während zu seinen Seiten unaufhaltsam zwei neue Mächte heranwachsen. Dies ist allerdings der Weg Europas seit dem ersten Weltkrieg, aber wie kann Europa zwischen Scylla und Charybdis hindurchkommen, wenn sich Kapitäne ans Steuer drängen, die keine Fähigkeiten zeigten, als es galt, diese gefährlichen Stellen zu vermeiden und denen das europäische Schiff letztlich seine heutige Gefahrenlage ja gerade zu verdanken hat?

OBSERVATOR



Deutsche Buchgemeinschaft für Südamerika

(El Buen Libro)

Sucre 2356

Buenos Aires

76 - 9353

Das Buch des Monats:

Gustav Frenssen, Meino der Prahler

Der preisgekrönte letzte Roman des Dichters



2000 neue Bücher aus Deutschland

erwarten Sie in unserer

Bücherstube in Belgrano

Sucre 2356, 1. Stock, fast Ecke Cabildo (T. E. 76 - 9353)

Bücherfreunde fordern unsere Listen und Bedingungen an.

Ein Weihnachtsgeschenk von bleibendem Wert



Bevor Sie sich für ein geschmackvolles Geschenk entschließen, versäumen Sie nicht, unsere Ausstellung von Original-Bildern zu besichtigen. — Sie finden bei uns Oelgemälde, Aquarelle, Federzeichnungen, Radierungen, Holzschnitte anerkannter deutscher Künstler aus der Heimat und Argentinien.

Bei dieser Gelegenheit machen wir noch besonders auf unseren Bernstein- und handgearbeiteten Silberschmuck aufmerksam. — Auch andere kunstgewerbliche Gegenstände aus Bronze, Keramik, Holz, Heller-Figuren, Erzgebirgefiguren finden Sie bei uns in reicher Auswahl.

Dürer Haus

SARMIENTO 542

T. E. 30 - 2341

Auf Grund unserer Meldung im vorigen Heft, erhielten wir folgende Zuschrift an unseren Leserkreis:

"The eye-opener"

Nachdenklicher Dank an Herrn General Lucius D. Clay

Drei Eigenschaften sind es, die wir Deutschen an den Nord-Amerikanern besonders schätzen und oft auch im stillen ein wenig bewundern. Die erste ist ihr Sinn für das Praktische, die zweite ihre häufig geradezu verblüffende Treffsicherheit, mit der sie andere Menschen einschätzen — wohlge-merkt andere! — und schließlich ihre erfrischen-de Art, offen und ungeniert auszusprechen, was sie aufgrund ihrer Menschenkenntnis von anderen halten. Es kann geschehen, daß diese Offenheit einem an „Europens übertünchte Höflichkeit“ Ge-wöhnten den Atem verschlägt. Aber sie hat in je-dem Falle einen Vorteil: sie erleichtert die Bezie-hungen.

Nun wurde uns Mr. Lucius Clay, seines Zeichens General der USA und für die vergangenen Jahre ungekrönter König eines Teils unserer Heimat, von so vielen und bedeutenden Zeitungen so oft als „100-percent american“ gepriesen, sozusagen als Vollamerikaner, daß wir es ohne Bedenken als Factum hinnehmen. Das berechtigt uns hinwiderum zu der Annahme, daß dieser 24-karätige Amerika-ner Clay auch die oben genannten drei Eigenschaf-ten besitzt. Wir haben also in ihm einen Men-schenkenner vor uns, der sich nicht scheut, seine Ansichten über andere Menschen auszusprechen. Das muß man sich gründlich klarmachen, will man das folgende verstehen und mit seinem ganzen Duft genießen...

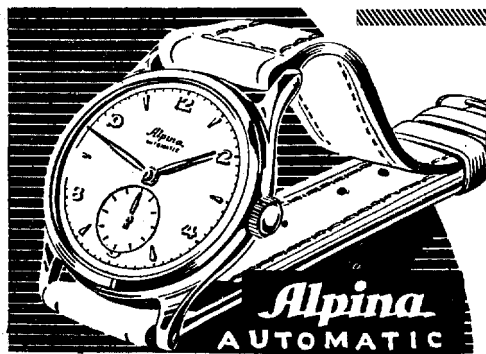
General Clay hat nämlich ein Wort gesprochen — mehr: er hat es geprägt, das für alle Deutschen von höchstem Interesse ist und das vor allem für die Bürger — die steuerzahlenden Bürger unserer neuen Bundesrepublik Deutschland. Bekanntlich wurde der General von seinem Amt in Deutsch-

land abgelöst. Als er in seiner Heimat eintraf, empfing ihn die gebührende Anzahl von Repor-tern. Und einer aus dieser Schar scharfsinniger Zeitgenossen hatte einen prächtigen Einfall. Er fragte nämlich, was der General Clay, nachdem er gezwungenerweise so viele deutsche Uebeltäter habe aburteilen lassen, nun eigentlich von den An-ständigen unter den Deutschen halte. Kurz und präzise, wie echte Amerikaner in hoher Stellung sich auszudrücken lieben, entgegnete er:

"I never met one". — Das heißt: "Ich habe nie einen getroffen". Man kann es auch so übersetzen: ich habe niemals einen kennen gelernt. Doch der Sinn dieser Antwort ist absolut klar. Klarer kann man sich kaum noch ausdrücken.

Ich gestehe, als ich das las, dachte ich zuerst: allerhand. Gleich darauf jedoch hörte ich den Gro-schen bei mir fallen — ich mußte laut lachen. Und jetzt habe ich einen Wunsch: ich möchte vor den Herrn General Clay hintreten, ihm einen Kratzfuß machen und mich in aller gebührenden Beschei-denheit bei ihm für die vier kurzen Worte seiner Antwort bedanken. Als Deutscher möchte ich ihm dafür danken. Verdient er es etwa nicht?

Überlegen wir einmal, was des Generals Wort für uns Deutsche bedeutet. "Ich habe nie einen anständigen Deutschen getroffen." Wenn je, so gilt für diese Gelegenheit das "c'est le ton qui fait la musique". Man hätte des Generals Stimme ein-fangen müssen, als er die vier Wörtchen sprach. Je nach ihrem Klang konnten sie Verschiedenes Ausdrücken: eisige Abwehr — melancholische Re-signation — warmherziges Bedauern — tiefe Ent-täuschung — und mit der Tonkulisie des ge-dämpften "risus sardonicus" verbrämt noch etwas:



SCHROER & HOLTZ

MONROE 2879 - Tel. 76 - 6985

UHREN-SCHMUCK GESCHENKARTIKEL

HANDGEARBEITETER
SILBERSCHMUCK

TRAURINGE - SOLITÄRE ARMBÄNDER
RINGE, BROSCHE, ANHÄNGER
IN GOLD MIT ECHTEN STEINEN
TAFELGERÄT IN SILBER (900)

Spott — und zwar wieder je nach der Modulation des Gelächters: gutmütigen oder beißenden Spott. Und jetzt, Freund, machen wir eine interessante Entdeckung. Mit Mr. Clay ist nicht nur ein offenerherziger General von Deutschland geschieden, sondern noch mehr: ein gewandter Diplomat und ein Dialektiker von seltener Geistesgegenwart. Denn was sein Wort auch immer in seinem — des Sprechers — Sinn bedeutet haben mag: für uns Deutsche blieb sein Sinn allemal der gleiche! Wie man es auch wendet — es bleibt für uns das Geschenk eines Freundes, nachdem man mit Recht eine Straße in Berlin benennen will.

Es ist nicht mehr und nicht weniger als ein "eye-opener" — sollte man dafür nicht dankbar sein?

Ich hörte von Deutschen, sie seien empört über des Generals Ausspruch. Weshalb nur? Hat er etwa behauptet, es gäbe keinen anständigen Deutschen? Keineswegs. Wie sollte er auch. Denn kluger und weitgereister Mann, der er ist, weiß er natürlich ganz genau, daß der Prozentsatz der anständigen Menschen unter den Deutschen durchaus nicht geringer ist als unter den Angehörigen irgend eines anderen Volkes der Erde. Und er ist ja auch kein Politikaster, der von der Völkerverhetzung lebt, sondern er trägt den Rock der großen Armee der USA. So ist auch sein Wort zu werten.

Wie sollte ich mich durch dieses Wort verletzt fühlen? Ich habe den General Clay nie getroffen. er mich also auch nicht — nicht einmal im Vorbeigehen auf der Straße. Das gleiche gilt von meinen Freunden. Ich weiß es genau, ich habe sie ge-

fragt. Eigentlich bedauerlich — für Mr. Clay. Meine Freunde sind anständige Deutsche. Hätte er einen von ihnen getroffen, dann wäre ihm — unwandelbarer Verfechter der Wahrheit, der er als Stellvertreter der großen USA selbstverständlich ist — jenes Wort erspart geblieben, ihm — und seinen Bekannten. Denen muß es (soweit sie Deutsche sind) natürlich recht peinlich sein, sogar verdammt peinlich. Und wer weiß: vielleicht kommt einmal der Tag, wo auch den General sein smarter Ausspruch reut. Kann sein, heute schon ...

Was sagte der General doch gleich? "Ich habe nie einen getroffen" — nämlich einen anständigen Deutschen. Betrachten wir diesen Satz in Ruhe. Es ist eine negative Feststellung. Zu jedem Negativ gehört jedoch ein Positiv. Wie sieht das hier aus? Nun, die Antwort drängt sich von selber auf. Wir brauchen uns nur diejenigen Deutschen anzusehen, die der General hierzulande getroffen und kennen gelernt hat.

Wie können wir erfahren, wer sie waren? Leider nicht auf dem direkten Wege. Denn dort, wo General Clay sich aufhielt, da waren wir — ich (obwohl "nicht betroffen") und meine Freunde — "not admitted". Doch schon erweist sich wieder einmal der Segen der Presse, besonders der illustrierten. Wohl an, greift in den Stoß der Zeitungen und Zeitschriften der Jahre, in denen General Clay über der US-Besatzungszone das Zepter schwang. Auf hunderten guter, klarer Aufnahmen sehen wir den General und hinter ihm, neben ihm und um ihn herum die beflissene Schar jener Deutschen, mit denen er konferierte, denen er sei-

★ Steinhauser ★

SCHNEIDEREI REGEHR

Günstige Gelegenheit in neuen überfälligen Maßanzügen zur Hälfte des Preises, auch für starke Figuren. Ebenso einz. Hosen, Regenmäntel usw. Reinigen, Änderungen, Reparaturen.
Viamonte 354 T. E. 31-2552 Buenos Aires

Entners Stickerei-Schablonen

Vordruckfarben und Stechapparate bieten Ihnen überall lohnende Einnahmen.
Näheres: Editorial de Dibujos perforados Entner
PERU 655 BUENOS AIRES

WIENER RADIOTECHNIKER
PAMPA 2374 T. E. 76 - 0020 CHILE 619

Radios

Scallplatten - Elektrizität

Charwel

Mendoza 2378
Fast Ecke Cabildo - Tel. 73 - 0779

Geschmackvolle Geschenke

HANDGEARBEITETE SILBERSACHEN

Kacheltische

KRISTALL — KERAMIK
PORZELLAN

ne Orders gab, die er ermahnte oder belobte, deren er seine Ratschläge erteilte, bei denen er sich informierte, mit denen er auch hin und wieder tafelte und becherte — kurz: alle jene Deutschen, die der General getroffen und kennen gelernt hat und über deren ethische und moralische Qualitäten er sich nun mit so herzerfrischender Deutlichkeit äußerte. Sehen wir sie einmal im Einzelnen an. Eine illustre Schar, weiß Gott! Viele der neuen Minister unseres funkelneulernen Vaterländchens finden wir da, Häupter und Oberhäupter von Parteien und Ländern, Bonzen und Oberbonzen, Bürger- und Oberbürgermeister, also Respekt! Da sind Dichter und Künstler, da sind die "bosses" der Gewerkschaften — die anscheinend besonders häufig — und es wimmelt geradezu von akademischen Titeln, von Doktoren und Professoren. Es ist die Blüte des demokratischen Deutschland — vor zehn Jahren hätte man gesagt: unsere "Führerschicht". Und nun holt man tief Atem — ganz tief — und langsam dämmert einem, welch gewichtiges Wort der General ausgesprochen hat, jenes Wort, über das die hellhörigen amerikanischen Reporter mit Sekundenzeln berichteten. Es bedeutet mit absoluter Klarheit: unter allen den vielen "Prominenten" des neuen Deutschland, mit denen General Clay hier zu tun hatte, konnte er nicht einen einzigen anständigen Deutschen finden. Man kann nur sagen: unser Beileid, Mr. Clay. Sie haben sich in einem wirklich erlesenen Kreise bewegt...

So urteilt also ein Menschenkenner, der keine

Angst zu haben braucht, seine Meinung offen auszusprechen. Wahrlich, ein Wort von Gewicht, ein historisches Wort. In seiner knappen Formulierung würdig eines scharfen Geistes. Man mag den Mr. Clay einen guten Hasser nennen: eins aber kann ihm jetzt keiner mehr absprechen: out-spoken ist er, aufrecht und offen, ein Mann fürwahr. Wir Deutsche haben allen Grund, ihm für sein freies Bekenntnis zu danken. Es öffnet weit ein bisher durch mancherlei Vorhänge — eiserne, seidene, stählerne, brokatene und vor allem papiernen — verhülltes Fenster. Wissensdurstig schauen wir jetzt hindurch in das Dämmer, das leider immer noch im Hause unseres neuen Staates herrscht. Man werfe uns keine Indiskretion vor, daß wir es tun. Sollen wir nicht umlernen? Nun gut. Von wem aber könnten wir wohl mehr lernen als vom Vertreter der Regierung von "Gottes eigenem Land"? Zögern wir nicht länger und lernen wir. Denn hier, Freunde, gibt es etwas zu lernen!

Was konnte einen Mann, der eine so exponierte Stellung bekleidete, wie der General Clay es getan, bewegen, sich so voller Bitterkeit und Enttäuschung über einen großen Kreis von Menschen zu äußern, die fast alle in einer neu zu festigenden Demokratie führende Rollen zu spielen berufen sind? Versetzen wir uns einmal in seine Lage. Wie mußte es auf ihn, den Soldaten, wirken wenn ihm Individuen, "Persönlichkeiten" — um das Wort Männer aus dem Spiel zu lassen — eines geschlagenen Volkes entgegentraten und ihn katzbuckelnd als „Befreier“ feierten — mit den rau-

Dr. W. RÖHMER

früherer Chefarzt und Chirurg des Dt. Hospitals.
Langj. Assistent deutscher Universitätskliniken.
Innere Medizin, Chirurgie, Frauenkrankheiten,
Geburtshilfe, Röntgen, Diathermie.
CORDOBA 785 - T. E. 31-0277
Täglich 15—17 Uhr außer Mittwoch
Wohnung: Vicente López FCCA.
Av. San Martín 1306
Sprechstunden in der Wohnung morgens
nach telef. Verabredung 741-4476

Deutsche Tienda in Florida

Damen-, Herren-
und Kinderwäsche,
Guardapolvos,
Handarbeiten,
Geschenkartikel,
Kinder- u. Babyartikel

*Masa
Atlay*

Av. San Martín 1823 -- Florida F. C. C. A.

CASA HILDA

AV. FOREST 2469 - 1 Qu. Station Coghlan
Große Auswahl in Firmetex-Kleider, Wäsche u.
Schürzenstoffen, Strümpfe, Taschentücher, ge-
stickte Decken, Kissen, Damen- und Kinder-
schürzen. Handarbeitstaschen, aufgezeichnete
Handarbeiten aller Art, Weihnachtsdecken in
allen Größen.

GESCHENKARTIKEL

Reisebüro „Germania“

Walter Wilkening

Sarmiento 212, 3. St. - T. E. 34-8165

Flug- und Schiffskarten von und nach
allen Plätzen zu Originalpreisen.

Einreisefragen

Deutschlandreisen



PELZHAUS MEINZER

wünscht allen seinen werten Kunden ein

frohes Weihnachtsfest und glückliches Neujahr!

CHARCAS 1526

T. E. 44-6558

BUENOS AIRES

chenden Ruinen in der Runde, unter denen unsere greisen Eltern und unsere Kinder lagen und noch liegen, ihn und seine östlichen Helfer als "Befreier" priesen nach drei Jahren, die dem besiegten Volke so viele gebrochene Versprechen, unsägliches Elend, Unterdrückung, Ausplünderung bis auf die Haut brachten und Verbrechen gegen die Menschlichkeit ohne Zahl? Mußte solche Kriecherei ihn, den Soldaten, nicht anwidern? Wie könnte ein Soldat, ein Mann den Hund wohl achten, der den Stiefel noch unterwürfig leckt, der ihm die Knochen zertritt...

Jetzt erkennen wir, was den General Clay zu seinem starken Worte trieb. Er hatte es "getragen — wenn auch nicht sieben, so doch drei Jahre". Tausend Tage inmitten von Kriechern und Lakaien — weiß Gott! — es mag ihn manchmal gereizt haben, es ihnen in die devoten Visagen zu schreien, was er von ihnen dachte. Aber er war im Amt, in einem hohen Amt. Als zuchtvoller Soldat und kluger Diener seines Landes bezwang er sich und hielt die Zunge im Zaum, die Zunge und wohl auch den Stiefel, der sich sicherlich gerne einmal auf die dienenden Kehrseiten gepflanzt hätte. Tausend Tage hatte er sich bezwungen. Aber als er dann — ledig seines Amtes — den Boden der Heimat betrat, da mußte er sich Luft machen, einmal wenigstens — auch vor den Reportern. Was aber meinen Sie, was Lucius Clay als Mann, der seinem Volk in Treue dient, im vertrauten Kreise der Freunde über jene Deutschen berichtet, die er hier kennen lernte. Hei! — da mögen manchem unserer Prominenten die Ohren dröhnen gleich Dorglocken...

Sein Wort ist wie frischer Wind, der Nebel zerstreut, den Nebel des Zweifels. Denn wem wären wohl noch nicht Zweifel gekommen daran, ob Leute, die angesichts der Ereignisse seit 1945 den Einmarsch der fremden Truppen immer noch "die Befreiung" nennen, ob solche Leute eigentlich anständige Deutsche sein können? Man kann es keinem Deutschen verargen, daß er noch nicht aus sich selber zur Klarheit fand. Noch sind die Keulenschläge, mit denen das Schicksal unser Volk bearbeitet, nicht vorbei. Fast täglich treffen uns neue, und alle Wunden Deutschlands bluten offen. Kein Wunder, daß viele der noch Lebenden benommen sind, groggy, ihr Blick verschleiert. Doch diesen Zustand des Halbschlafes kann ein einziger Anruf beenden. Der General Clay hat ihn ausgestoßen. Er hat uns die Augen geöffnet, den Blick wieder klar gemacht. Laßt uns, Freunde, ihm danken! Heute sind wir ein kleiner Haufen, die jenes Wort des heimkehrenden Generals in seiner ganzen Bedeutung verstehen. Aber das ändert sich, keiner weiß, wann. Dann werden die vielen Millionen deutscher Menschen es ebenfalls begreifen, werden die Ohren spitzen und die Augen weit öffnen. Wenn sie das tun, dann, Freunde, wird sich unser Schicksal wenden. Und Mr. Lucius Clay — Mensch, Amerikaner, General, Ehrendoktor und was er sonst noch sein mag — er wird in die Geschichte eingehen als eine viel wichtigere Figur auf dem Schachbrett der Völker, als alles das, was er heute schon ist, als der "eye-opener" der Deutschen!

Der Mann auf Ausguck.

Büro - Möbel

Große Auswahl

CASA REICHE

EXPOSICION BOSTON

SARMIENTO 337 BUENOS AIRES
T. R. 81 - 8186

SCHOKOLADE PRALINEN KAKAO

Uhligsch

SARMIENTO 501 ECKE SAN MARTIN

"INDUSTRIALES UNIDOS"

Argentinische Versicherungsgesellschaft

**Feuer - Automobil - Kristall - Individualversicherungen
Einbruch - Diebstahl - Arbeiterunfall**

(Industrie und Landwirtschaft)

Unverbindliche Auskunft!

Diagonal Norte 885
(Entre piso)

T. E. 34 Defensa 5601-2
Buenos Aires

Die Spielzeit 1949 der Neuen Bühne Ludwig Mey

Der künstlerische Ernst und das Verantwortungsgefühl, womit der Leiter der Neuen Bühne Ludwig Mey und seine Schauspieler auch in diesem Jahr ihre Vorstellungen vorbereiteten und durchführten, gibt uns Veranlassung dieses Theater dadurch auszuzeichnen, daß wir von dem üblichen Schema mehr oder weniger freundlicher Aufzählung der gespielten Stücke und pauschaler Leistungswürdigung abgehen und an den Anfang unserer Betrachtung eine Frage stellen wollen, die in ihrer schwerwiegenden Bedeutung wohl die kritischste Beurteilung eines Theaters darstellt. Und diese Frage, die wir deswegen als die kritischste Beurteilung bezeichnen, weil sie auf die geistige Notwendigkeit, auf die Existenzberechtigung gerichtet ist, lautet:

Hat das Theater, hat die Neue Bühne Ludwig Mey, uns, dem Publikum, etwas gegeben, dessen wir bedürfen, etwas, das wir notwendig brauchen? Hat es einen wirklichen Sinn, einen wertschaffenden Zweck gehabt, die Vorstellungen der Mey-Bühne zu besuchen? Würde eine fühlbare Lücke entstehen, wenn dieses Theater nicht mehr bei uns spielen würde?

Im folgenden werden wir aufzuzeigen versuchen, daß der Besuch der Neuen Bühne Ludwig Mey nicht nur wirklichen Sinn und wertschaffenden Zweck hatte, sondern daß er sogar notwendig ist, daß er einem sehr wichtigen Bedürfnis entspricht, dessen Nichtbeachtung gerade in unserer heutigen Zeit und Lage nicht zum Vorteil unserer Persönlichkeitsentwicklung sich auswirkt.

Und dies aus mehr als einer Ursache.

Der Mensch unserer Tage ist in den an seinen geistigen, seinen Persönlichkeitswerten gehenden Erwerbsstrudel hineingerissen. Man muß sogar sagen, gewaltfam hineingerissen, denn die ständige Sorge, sich und die Seinen durchs Leben zu bringen, läßt ihm keine andere Wahl. Um bestehen zu können, muß er in den Mittelpunkt seines Denkens und Strebens den weitverzweigten Komplex der Existenz stellen. Das daraus bedingte Ueberwuchern der praktischen, materiellen Lebensseite bringt ein Zurücktreten, ja die Gefahr der völligen Verkümmern sämtlicher anderen Faktoren des Menschseins mit sich, die aber zur seelischen Gesund-

Hotel „Juramento“

ARMINO SCHÄFER

Schön möblierte Zimmer
Erstklassige Verpflegung

JURAMENTO 3129 - BELGRANO R
T. E. 76 - 1614

Cerveceria „Adlerhorst“

VOLLSTÄNDIG RENOViertes LOKAL

RIVADAVIA 3768 T. E. 62 - 3827
Subterraneo Höhe Medrano



SCHIFFSKARTEN- FLUGPASSAGEN

von und nach Europa

DAS BEDEUTENDSTE UNTERNEHMEN IM LIEBESGABENDIENST
IN SÜDAMERIKA BIETET IHNEN HOCHSTE GARANTIE,
BESTE AUSWAHL UND SCHNELLSTE LIEFERUNG.

DAS HAUS, DAS SICH DURCH KORREKTE AUSFÜHRUNG AUCH
DES KLEINSTEN AUFTRAGES DAS VERTRAUEN DER
DEUTSCHEN ERWORBEN HAT.

RECONQUISTA 680 20 weitere Annahmestellen im In- u. Ausland.

heit, für die vollwertige Persönlichkeit absolut notwendig sind. Der Verlust dieser anderen Daseinsseite ist also nicht nur ein bedauerlicher Mangel, sondern auch die Ursache vieler krankhafter Zeitercheinungen, wie die der quälenden, scheinbar unbegründeten Unzufriedenheit und Unrast und der Verfehlung aller übermateriellen Werte. Diese übermateriellen Werte aber sind es auf denen sich unsere Kultur gründet, die uns immer wieder die Kraft gegeben haben und werden geben müssen, die schwersten Zeiten zu überstehen. Sie sind, wie die europäischen Ereignisse zeigen, das einzig bleibende in der Erscheinungen Flucht, das wesentliche Erbe unserer Väter und der Galt in der Zukunft unserer Kinder.

Jede kulturell gerichtete, jede künstlerische Bestrebung muß heute mehr denn je aus dieser Gegebenheit ihre Aufgabe herleiten und ein Theater ist weder nach der sensationellen Propaganda noch nach der Sensation einzelner Gastspiele zu bewerten, sondern vor allem und einzig danach, ob es seinen Platz in dieser Hinsicht einzunehmen wußte. Hieraus allein resultiert sein kultureller Wert und die Notwendigkeit seiner Existenz.

Es freut uns feststellen zu können, daß die Neue Bühne Ludwig Mey mit Ernst und Können den Platz eingenommen hat, der diesen weitgehenden Forderungen entspricht, die wir an

ein künstlerisch wertvolles Theater gestellt haben. In diesen Tagen wurde anlässlich eines wissenschaftlichen Kongresses, auf dem die geistige Not unserer Zeit zur Debatte stand, gesagt, daß es vordringliche Aufgabe sei, mit aller Geduld jenes in der Asche glimmende Feuer immer wieder anzufachen: die Liebe zum Lebendigen, zu den lebendigen Gestalten der Schöpfung, zu den lebendigen Menschenherzen. Und das ist es, was uns die Aufführungen der Neuen Bühne Ludwig Mey so lieb und wert macht, daß ihre Vorstellungen aus diesem Geiste heraus zur künstlerischen Gestaltung und Wirkung gelangen. Sei es die „Riselotte von der Pfalz“, deren echter Humor und Schmerz in dieser Inszenierung das Spiel im besten Sinne zu einem Volksstück machte. „Die Gattin“, Der „Teufelschüler“, der über den Schawfschen Wit hinaus zum lebensvollen Spiel wird von der Kraft des Mannes, der sich zu sich selbst bekennt, die Lebensheiterkeit des „Dr. med. Giot Pretorius“, seien es die „13 Hufeisen“ oder das letzte Stück der Spielzeit, das gefühlswarme und fröhliche Lustspiel „Die vier Gefellen“, immer haben uns diese Vorstellungen aus der Verhärtung des Existenzkampfes herausgelöst und in fröhlichen Kontakt gebracht mit „der Liebe zum lebendigen Menschenherzen“. Eine Sonderstellung aber nimmt die Aufführung von Goethes „Iphigenie auf Tauris“ ein, deren hoher künstlerischer



COLIS SUISE

25 DE MAYO 189
(Pasajes Marít. y Aéreos)

Ausgabe der bewährten Warengutscheine für 40 Warensorten ERSTER QUALITÄT, unter anderem:

Kaffe,	Schokolade	Butter
Tee	Fleischkonserven	Olivöl
Kakao	Zucker	Schmalz
Milch	Reis	Nylonstrümpfe

Auswahl nach Wunsch des Gutscheinempfängers. Kostenlose Auslieferung in 36 Verteilungsstellen in Deutschland u. Österreich, Berlin u. Ost-Zone

OHNE ZUSCHLAG.

1000 Punkte	\$ 43.—
1500 Punkte	\$ 65.—
2000 Punkte	\$ 86.—

Sie selbst senden die Gutscheine per Luftpost an die Beschenkten, die auf diese Weise in 8 TAGEN IM BESITZ DER WAREN sind. Außerdem Paketgutscheine für ganz Deutschland und Österreich.

COLIS SUISE PAKETE
nach allen Ländern Europas.

mat. 022.

OPTICA FOTO

SCHNITZLER & EDER

CORRIENTES 928 T.A. 35 LIBERTAD 1595



Pelzhaus W. Rolle
DEUTSCHER
KURSCHNERMEISTER

T. E. 73 Pampa 6790
PINO 2408 (Virrey del Pino)

Wert und die Hinaushebung in die Sphäre ursprünglichen, urtümlichen Erlebens zu tiefster Bedeutung und Bereicherung für uns wurde. Wie wir erfahren hat die Neue Bühne Ludwig Mey darüber hinaus in dieser Spielzeit mit „Iphigenie“ und drei weiteren Stücken auf einer sechswöchigen Tournee in Chile große künstlerische Erfolge errungen. So wurde sie auch bei den Deutschen in Chile zu einem anregenden Symbol deutscher Kultur.

Abschließend muß gesagt werden, daß das Bestehen gerade dieses Theaters, der Neuen Bühne Ludwig Mey, eine sehr wesentliche Lücke im deutschen geistigen Leben Südamerikas ausfüllt. Dies empfindet man besonders stark, wenn man die Spielzeit 1949 mit all den genutzreichen, anregenden und fröhlichen Theaterabenden rückschauend betrachtet.

G. R.

ANZEIGEN AUS CHILE



Deutsche Buchhandlung
EDUARD ALBERS
SANTIAGO — CHILE
Merced 864 — Casilla 9763
MODERNE LEIHBUCHEREI

Ihr deutscher Damenfriseur

Carlos Rohde

Bekannt durch seine Spezialitäten
in Dauerwellen und Haarfarben.

SANTIAGO

MERCED 467 Fono 31031 Anexo 1

Hammersley Hnos.
OPTIK

SANTIAGO: Ahumada 215
VALPARAISO: Esmeralda 1118



HOTEL Claridge

AHUMADA 47
SANTIAGO — CHILE
Casilla 3389 Tel. 86215
Telegramm: Claridge

Für Familien mit und ohne Pension.



Flug- und Schiffspassagen von
und nach allen Ländern der Welt.

Spezialität:

Rufpassagen aus Europa
Einwanderungsberatung n. Südamerika

RECHTSANWALT

E. BUCKA-CHRISTENSEN

Santiago de Chile

Tel. 83379

Casilla 3006

Edificio Banco Español of. 801

Briefmarkensammler!

Es wird Zeit, den Anschluß wieder zu gewinnen!

Senden Sie uns einen internationalen Antwortschein (oder den Gegenwert von 10 USA-Cents in ungebrauchten, kursfähigen Marken) und Sie erhalten während des Jahres 1950 regelmäßig unsere international bekannte, deutsche Kleinbriefmarkenzeitschrift. Dieselbe enthält Tauschgesuche aus aller Welt sowie interessierende Texte.

Zuschriften aus Iberoamerika erbeten an:

World-Philatelic
a/c Oberhofer
Calle Mendoza 2795
Buenos Aires, Argentinien

Zuschriften aus anderen Ländern erbeten an:

World-Philatelic
Villa Castanea, Cadornastr. 24
Meran-Obermais (Prov. di Bolzano) Italien

Bleibt der Massenmord ungesühnt?

In Ergänzung zu unserer Aufforderung an unsere Leser in Heft 10, Seite 883, die gesamte gesittete Welt in allen Sprachen darauf aufmerksam zu machen, daß die amerikanische Militärregierung Massenmörder schützt, fügen wir dem dort wörtlich aus deutschen Zeitungen Zitierten noch folgendes an und bitten erneut darum, diese Tatbestände in Ihrem gesamten Bekanntenkreis und insbesondere bei Zeitungen und Zeitschriften Ihres Wohnortes bekannt zu machen.

In der Zeitschrift „Sudetenland—Heimatland“, dem Heimatblatt für die Vertriebenen aus dem Sudetenland, einer Menschengruppe, die an Zahl die Gesamtbevölkerung Norwegens bei weitem übertrifft, heißt es wörtlich: „Kroupa beabsichtigt, auszuwandern. Wir verlangen, daß Kroupa keine Auswanderungsgenehmigung erhält, bis sein Fall restlos geklärt ist. 24 Stunden nachdem sich Herr Kroupa geweigert hatte, unserem Gewährsmann Auskünfte zu erteilen, veranstaltete die Militärregierung in Weidheim eine „Ausprache“ in Gegenwart von Vertretern der Presse, Polizei und des Herrn Kroupa. Der Gouverneur der Militärregierung für den Landkreis Weidheim, Mr. Schermer, stellte dabei fest, daß die Militärregierung nicht für Verbrechen zuständig sei, die außerhalb der US-Zone verübt wurden. Trotzdem habe man Auskünfte in Prag (!) und bei den deutschen Ministerien (!) eingeholt, ob ein Gerichtsverfahren gegen Kroupa geplant sei. Es liege keine Anklage vor.“

Wir beabsichtigen auf keinen Fall, in ein schwebendes Verfahren einzugreifen, wir fordern jedoch unter allen Umständen, daß der Fall Kroupa nicht bereits nach drei Tagen mit der Begründung beiseitegeschoben wird, es handle sich um Gerede, das nur vom Hörensagen kommt — wie der Militärgouverneur des Kreises Weidheim erklärte — und die Militärregierung sei nicht zuständig. Sie war in Nürnberg und den nachfolgenden Prozessen zuständig, also ist sie es jetzt auch hier, und zwar mit der gleichen Verantwortlichkeit. Wenn

sie sich nicht allein für zuständig betrachtet, steht es ihr frei, ein internationales Gericht zur Untersuchung einzusetzen und Völkerrechtler zu berufen, die auf Grund des Nürnberger Vorganges den Beweis erbringen, daß in Nürnberg nicht Politik gemacht, sondern Recht gesprochen wurde. Verbrechen gegen die Menschlichkeit müssen genau so geahndet werden, wenn sie gegen Deutsche begangen wurden, wie dann, wenn sie sich gegen andere Völker richten.“

Die genannte Zeitschrift schließt mit dem folgenden Aufruf, den wir hier mit der Bitte um Befolgung wörtlich wiedergeben: „Wir rufen alle Landsleute aus St. Joachimstal und Umgebung auf, die uns Material darüber zur Verfügung stellen können, dies umgehend zu tun. Hunderttausende unserer Schwestern und Brüder wurden grausam hingerichtet von denen, die heute die Blüten weißen Unschuldengel spielen, nicht weniger als von den Sklavenhaltern und Mordbanditen, die auf dem Hradschin regieren. Die Welt soll endlich einmal wissen, daß man sie vier Jahre auf das niederträchtigste belogen und betrogen hat. Wir werden nicht aufhören, unsere Stimme zu erheben, die toten Schwestern und Brüder fordern das von uns. Wir wollen nicht Haß noch Rache, wir wollen nur eins, daß uns die Welt hört, auf daß endlich Gerechtigkeit wird.“

Wir bitten insbesondere unsere Kollegen bei anderen deutschen Zeitungen und Zeitschriften im Ausland, diesen Aufruf widerzugeben und auch ihrerseits ihre Leser zur Verbreitung des Tatbestandes aufzufordern. Vier und eine halbe Million deutscher Menschen wurden nach dem Kriege ermordet. Während deutsche Offiziere und Soldaten wegen nichtbegangener Verbrechen hingerichtet wurden, bemühen sich einige Exponenten der Siegerstaaten, die zahlreichen tatsächlichen Mörder in ihren Reihen zu decken. Nur aber, wenn in dieser grundlegenden rein menschlichen Frage die Gerechtigkeit bestimmt, kann wieder Ruhe und Frieden auf der Welt einkehren. **DIE SCHRIFTFÜHRUNG.**

★ *Confiteria Viegner Otto* ★

CRAMER 2499

T. E. 76-2532

In Berlin ist das erste Heft einer lizenzierten Zeitschrift „Blick nach Polen“ erschienen, die von der Helmut von Gerlach-Gesellschaft für kulturelle, wirtschaftliche und politische Beziehungen zu dem „neuen Polen“ herausgegeben wird. Nach einem Geleitwort von Professor Stroux wird ein Artikel von Professor Alfons Steiniger „Die Polen und wir“ zum Abdruck gebracht, in dem es bezüglich der Oder-Neiße-Linie heißt, es handle sich bei dieser „nicht einfach um eine Vergeltung für zugefügtes Unrecht, sondern vielmehr um eine Korrektur, die aus historischen Realitäten und einer moralischen Verpflichtung seitens der Deutschen erwachsen ist.“ Des weiteren wird ausgeführt, daß das neue Polen das neue Deutschland seit dem Mai 1945 in seiner demokratischen und sozialen Entwicklung weit überflügelt habe.

Dazu gleich ein Kommentar aus Berichten, die bei der pommerschen Landsmannschaft vorliegen:

In Greifenberg sind in der letzten Zeit sämtliche Bauvorhaben eingestellt worden. Die Einwohnerzahl der Stadt beträgt jetzt etwa 6000. Im Kreise Greifenberg wachsen die Wege zu den Feldern zu, sodaß man sich mit der Axt einen Weg bahnen muß. Aus einem Brief geht u. a. folgendes hervor: „Diejenigen Polen, die eine 3-Zimmer-Wohnung haben, benutzen nur ein Zimmer zum Wohnen, das zweite Zimmer dient zur Lagerung von Kartoffeln, Heizmaterial usw., und das dritte ist der Vieh- und Schweinestall. Auch selbst im Stockwerk darüber herrscht die gleiche Zimmer-

einteilung, sodaß es vorkommt, daß die Jauche aus dem ersten Stockwerk den Untenwohnenden in den Kochtopf läuft. Die Türen sind meist außer dem gewöhnlichen Schloß noch durch große Vorhängeschlösser gesichert, denn man bestiehlt sich gerne untereinander ...“

Die Hölle von Potulice

Heimkehrer aus Polen, die im September über das Lager Friedland zurückkehrten, gaben einen Bericht über die furchtbaren Verhältnisse im Lager Potulice, in dem sich noch Ende 1948 30 000 Männer, Frauen und Kinder aus allen deutschen Ostprovinzen befanden. Die meisten der Insassen stammten aus Danzig und Stettin, dazu kamen zahlreiche Volksdeutsche aus Polen. Infolge der Unterernährung — es gab mittags nur eine dünne Suppe, abends außer einer solchen noch 500 g Schwarzbrot — und infolge der katastrophalen sanitären Verhältnisse starb in diesem sogenannten Arbeitslager täglich eine große Anzahl von Menschen. Sie wurden in Massengräbern verscharrt. Im Jahre 1947 wurden sämtliche deutschen Kinder von ihren Müttern getrennt und in polnische Familien gegeben. Unbeschreibliches mußten die jungen Frauen und Mädchen erdulden, die den sowjetischen Rüstungsinspektoren — in Potulice wurden für die „Rote Armee“ Möbel und Kleidungsstücke hergestellt — und den Polen mit allen Mitteln des Terrors und der Tortur gefügig gemacht wurden.

Dr. O. B.

BAZAR MAIPU

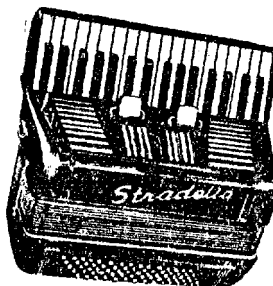
S. R. L.
JUGUETERIA MENAJE
Regalos
AV. MAIPU 277 T. E. 41-4363
VICENTE LOPEZ

Wenn wir in den nebenstehenden Kreis ein X gestempelt haben, dann ist Ihr Bezug mit diesem Heft abgelaufen.
dem nächsten
Bitte erneuern Sie dann umgehend Ihren Bezug bei Ihrer Buchhandlung oder unserem Vertreter.



Große Offerte in:

Mundharmonikas —
Akkordeons, Piano-Akkordeons, Gitarren, Violinen Kontrabässe und Zubehör. Saiten für sämtl. Instrumente — Ersatzteile für Pianos u. Jazzinstrumente. Musikschulen und Noten aller Art.



★

ANTIGUA CASA DE MUSICA

GINO DEL CONTE

PARANA 326 T. E. 35-8533 BS. AIRES

DEUTSCHE MASS-SCHNEIDEREI

Hermann Mielke

BOLIVAR 1063

T. E. 34-0872

Für Ihr Heim, Büro oder Fabrik

Elektrische Wand- und Tischuhren — Wecker.
Aufziehuhren aller Klassen. — Reiseuhren.

Füllhalter und Stifte aller Marken.

Bürobedarf und Büromaschinen.

Eigene Reparaturwerkstätte für

Füllhalter und sämtliche Uhren.

CASA

Stolzenberg

S. R. L. — Capital: 100.000.— c/l.

RECONQUISTA 358

T. E. 31-4310

Bericht aus den USA.

Die jüdische Zeitung „Der Aufbau“, New-York schreibt am 14. 10. 49.:

„Wir haben augenblicklich eine ganze Serie von künstlerisch und technisch ausgezeichneten Filmen, die sich mit der großen moralischen Wunde, an der unser Land leidet, mit der Negerfrage, beschäftigt. Es ist kein Zufall, daß der erste gezeigte Film „Home of the Brave“, der nach dem gleichnamigen Theaterstück gedreht worden ist, aus dem jüdischen tragischen Helden des Schauspiels einen Farbigen gemacht hat. Denn die Schicksale beider Volksgruppen laufen vielfach bei oberflächlichem Zusehen parallel, haben aber durch die Tatsache des ungeheuren geistigen Einflusses des jüdischen Volkes, der die ganze Welt wesentlich mitformte, während die Neger eigentlich erst am Anfang ihrer Geschichte stehen, in Wirklichkeit kaum echte Berührungsfächen. Es sei denn, daß die Tatsache des Verfolgtseins, der Minderheit, der physischen Differenz rein politisch auf die Selbstverständlichkeit einer gemeinsamen Front hinauslaufen.“

In immer stärkerem Umfang bemühen sich die demokratischen Kräfte um Stärkung ihrer Position durch Heranziehen der anderen farbigen Völker. Es ist erinnerlich, daß 1946 erstmalig die Neger Südkarolinas die Möglichkeit erhielten, die demokratischen Wahlmänner zu wählen, es sind in aller Erinnerung die Aufnahmen Roosevelts und seiner Gattin bei Negerfesten. Die Folgen dieser Politik sind bereits heute deutlich geworden. Während die Stimmenzahl der Demokratischen Partei anwächst, beginnt in der weißen Bevölkerung die Sorge um die Ergebnisse solcher Rassenpolitik um sich zu greifen. Menschen werden zur Lenkung der Geschicke solcher Staaten herangezogen, die in ihrem ganzen Wesen und mit allen ihren Wurzeln zu einem den Farbigen völlig fremden Kulturbereich gehören. Von einigen Seiten wird bereits darauf hingewiesen, daß das Ganze den Eindruck eines sehr geschickten Enteignungsprozesses der weißen Rasse mache.

P. R.

Pastor Knees legt auf das Urteil keinen Wert

Bielefeld. — Mit Gewalt mußten britische Polizisten Pastor Adalbert Knees dazu bringen, sich vor Gericht zu erheben, als er sich „aus Grundsätzlicher Einstellung“ weigerte, dem Oberen britischen Militärgericht in Herford die herkömmliche Achtungsbezeugung eines Angeklagten gegenüber den Richtern zu erweisen. Knees hat sich wegen feindseligen Verhaltens gegenüber den alliierten Streitkräften und wegen Aufforderung zum Ungehorsam zu verantworten.

„Seit Ihr bereit, für amerikanische Schokolade oder Zucker schießen?“ hatte Pastor Knees auf deutsche Bataillone zu den etwa 1200 Besuchern einer Kundgebung am 12. September 1948 in der Bielefelder Oetker-Halle zugerufen und anschließend zu passivem Widerstand, Untergrundtätigkeit und selbst aktiver Sabotage gegen die Besatzungsmächte aufgefordert.

Sein Verteidiger, Rechtsanwalt Tiemann, stellte am 6. April den Antrag auf Vertagung der Verhandlung. Als das Gericht diesen Antrag ablehnte, entzog Knees seinem Verteidiger das Mandat und verhartete völlig teilnahmslos mit geschlossenen Augen zwischen den Polizisten. „Ich bitte, mich als nicht anwesend anzusehen, ich lege auf das Urteil keinen Wert. Ich bitte, mich aus der Verhandlung herauszulassen“, entgegnete Knees, nach den Gründen seines Verhaltens gefragt. Die Verhandlung wurde für zwei Tage ausgesetzt.

Aus: „Der Herold“, Kanada.

Herren- und Damen-Schneiderei

für Mode und Sport
Eleganter Sitz - Reelle Preise - Garant. Arbeit.
FRANZ KOEHLDOERFER
Sucre 2480 T. E. 76 - 5767

Schöne Geschenkartikel

Gestickte Blusen, Träger- und Kleider-Schürzen, praktische Handarbeits-Schürzen und Beutel. Schöne Nachthemden, Bettjäckchen, Strümpfe und Unterwäsche für Damen u. Herren. Decken in vielen Größen und aus verschiedenen Stoffen, mit und ohne Servietten. Schöne Babyartikel, vorgezeichnete Handarbeiten und gute Hand- und Geschirr-Tücher empfiehlt das Deutsche

Wäsche- und Handarbeits-Geschäft

Herta Lieberwirth
CABILDO 1519

Das deutsche Optik- Foto- und Kinohaus



heißt

Guillermo Maubach y Cia.
Sarmiento 381

FOTOKOPIEN VON DOKUMENTEN - EINRAHMEN VON BILDERN

Restaurant "Adler"

Vorzügliche Küche - Gepflegter Bierausschank
CABILDO 792 T. E. 73 - 4878

*Gedanken zum Titelblatt von „Der Weg“
Nr. 2 des 3. Jahrganges.*

Aus dem geborstenen Baume strebet zum Lichte,
mit göttlichen Kräften gesegnet das herrliche Bild
zur Sonne empor.

Du zagender Mensch! Ein Bildnis sei dir die
Pflanze; denn wie sie, ein zartes Gebilde blühen-
der Jugend, im Innern gewaltige Kräfte sich he-
gend, als mächtiger Baum dir einstens ersteht,
so auch dein Volk, das wund ist und sterbend,
von innern Kräften bewegt, zarte Blüten schon
zeigt, —

wird einst es erstehen in strahlendem Lichte,
so tren es sich weiset und Kraft aus dem Boden
ureigensten Wesens sich ruft.

Nicht des Weges gefällige Strecken sind dir be-
schieden!

Nein, — durch Klüfte und steinigte Schründe
führet Dein Pfad.

Doch vor dir leuchtet die herrliche Sonne.

Sie erfüllet die Schründe, die Klüfte, das Tal.

Sie leuchtet dem Zagenden, der Kraft und dem
Mute;

Ihr Wesen ist Leben, und Kraft ist ihr Schein;

Ihr gehn wir entgegen, dem köstlichen Sein.

Ernst Romberg.

Flambreria-Rotiseria "BUCKLE"

Reiche Auswahl in Wurst- und Räucherwaren.
Delikatessen und Getränke.
Spezial-Platten auf Bestellung.
Av. MATPU 1468 - Vic. López - T. E. 741-5691

Richard Wagner

FEINE MASS-SCHNEIDEREREI
Änderungen — Reinigen — Bügeln
TUCUMAN 305 T. E. 31 Retiro 0715

Kanadas Botschafter in China kehrte zurück,
nachdem er „ohne Schwierigkeiten Papiere von
den Kommunisten wie auch den Nationalsoziali-
sten erhielt.“ So schrieb es der Druckfehlerteufel
am 26. Oktober in der achtbaren kanada-deutschen
Zeitung „Der Courier“. Ob die Meldung Anlaß
wird zu neuerlichen besorgten Unterhaus-Anfra-
gen? Vielleicht wird gar die Home Fleet ausge-
sandt, um eine neue „Nazi-Untergrundbewegung
im südhinesischen Meer“ aufzuspüren. Dem
intelligenten Intelligence-Service ist nichts un-
möglich Honi soit qui mal y pense.



AUTO-REPARATUR-WERKSTATT

FEDERICO MÜLLER

AVENIDA VERTIZ 696

T. E. 76-2646 y 2335

MERCEDES BENZ-KUNDENDIENST

Garantiert sorgfältigste Ausführung jeder Art Reparaturen von
Autos aller Marken durch bestgeschulte Fachleute
Gewissenhafte Bedienung. Ersatzteile für alle Marken. Mäßige Preise

Kauf und Verkauf von gebrauchten Wagen zu günstigen Bedingungen.



*Gute Unterwäsche und Strümpfe
für Damen-Herren-Kinder*

Baby-Aussteuern

Kinderkleider

GROSSE AUSWAHL,
PREISWERTE, GUTE WARE,
REELLE DEUTSCHE BEDienung

• Diesem Heft liegen die Inhaltsverzeichnisse für den Jahrgang 1949 bei. Im Gegensatz zum Vorjahre haben wir für die beiden Jahreshälften getrennte Inhaltsverzeichnisse zusammengestellt. Zu dem 1. Halbjahresband gehören die drei Ergänzungshefte. Sie werden praktischerweise geschlossen hinter dem Juniheft mit eingebunden.

Der
Kalender für Südamerika 1950

ist erschienen

176 Seiten. Mit Illustrationen von Ursula Wannske

Preis: m\$ 3.—

Polster-Möbel Panniger

QUESADA 3053

T. E. 70 - 8369



Puppentlini
SPIELWAREN — PUPPEN

CASA SCHILL
TACUARI 469
T. E. 38 - 4374

Schwäbischer Gold- u. Silberschmied
Casa Josef Herrmann

Eigene Werkstätte zur Herstellung und Reparatur aller ins Fach schlagenden Arbeiten. Gediegene deutsche Handwerkskunst. Kaufe Platin, Gold, Silber und Brillanten auf eigene Verarbeitung

ESMERALDA 836

T. E. 31 - 6181

Gute und haltbare Damen- und Kinderunterwäsche von 1—14 Jahren
Komplette Babyausstattung

Casa Annamy

MONROE 2495

T. E. 76 - 5070

Das beste Haus für

Dauerwellen

SALON ALFREDO

LAVALLE 1451

T. E. 38 - 3936

Verhüten Sie Haarausfall und Schuppenbildung!
LOCION CAPILAR

CARLOS MAYR

soll in keinem Haushalt fehlen.
HAARPFLLEGEND UND WURZELSTÄRKEND.

Zu haben bei:
Farmacia Franco Inglesa und Murray; Venzmer - Cabildo 1856; Carlos Mayr - Córdoba 859.

Librería Meller

Große Auswahl
in deutschsprachigen Büchern.

Neuerscheinungen aus dem Verlag
O. Bertelsmann - Gütersloh (Deutschland)
Avenida Maipú 1472 T. E. 741 - 4151
Vicente López F. C. N. G. B. M.

Instituto Técnico
Mendoza 2435

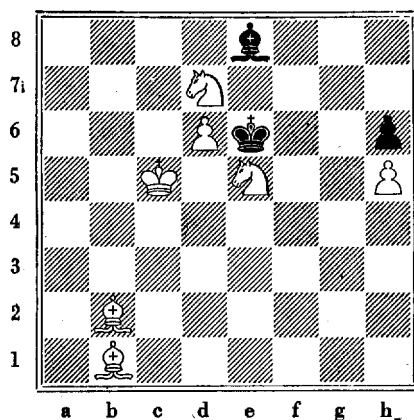
Gegründet 1931

Ausbildung von Exschülern, Lehrlingen und Handwerkern zum technischen Zeichner, Werkmeister und Techniker der Bau-, Maschinen-, Elektro-, Wärme-, Schweiß- und Vermessungstechnik. Individueller Unterricht. Sonderkurse. Theoretische und praktische Dreher-Kurse. Alter und Vorbildung einerlei. Eintritt täglich. Ing. G. A. Gebhardt.

SCHACHECKE

29. AUFGABE

Von Konrad Bayer in Olmütz.
(Illustr. Fam. Journal)



Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der 28. Aufgabe: 1. *Te5-e1*. Abspiele: 1... *Ke7*, 2. *Dc5* matt; 1... *Kd5*, 2. *Td1* matt; 1... *Sc5*, 2. *Dh2* matt; 1... *S* anders, 2. *La3* matt; 1... *T* zieht, 2. *Txd7* matt; 1... *dx*c6, 2. *Dxc6* matt. — Man beachte, daß 1. *Te2* oder 1. *Te3* nicht zum Ziele führt, weil die weißen Figuren einander verstellen. — Ebenfalls ungenügend ist 1. *Df2* wegen 1... *dx*c6.

Richtig gelöst von Herrn W. Schmuck, Bs. Aires.

Aufgabe 27 wurde noch richtig gelöst von Frau Emma Thiel, Concepción, Chile und den Herren: Heinz Belger, Taió, Brasilien; Hermann Flad, Panambi, Brasilien; Hermann Schlegel, Valparaíso, Chile; Gerd von Schütz, Cte. M. Guerrero, Río Negro; Richard Schwarz, Olivos; Gustav Wörner, Temuco, Chile.

Die

HOSTERIA MONTE VERDE

Bahnstation Los Cardales FCNGBM

(1 Stunde von Buenos Aires)

ist vollkommen renoviert und umgestaltet und unter neuer Leitung eröffnet.

Gepflegte Zimmer mit und ohne Bad, große Schwimmpileta, Reitsport, Tennis. Herrliche Waldlage.

Zimmerbestellungen rechtzeitig erbeten.

T. E.: Los Cardales No. 12

ÄRZTE - TAFEL

Dr. PEPPERT

von 17—21 Uhr. Innere u. Frauenkrankheiten.
Arzt der Gesellschaft für Naturheilverfahren.
Gerichtsarzt der Fakultät von Buenos Aires.
X - Strahlen.

CABILDO 2412

T. E. 73 - 5441

Dr. FEDERICO E. AUGSPACH

Médico Cirujano

Lunes, Miércoles y Viernes de 14 a 16 hs.

CHILE 1449 - 2.º piso D T. E. 38 - 7419

Privat: T. E. 73 - 8562

Dr. DINKELDEIN

Innere und Hautkrankheiten

Sprechstunden von 11—12 und 17—20 Uhr.

MONROE 2689

T. E. 76 - 0088

Prof. Dr. HINZE

Neuzeitliche Zahnbehandlung

Röntgenuntersuchung

Moderner Zahnersatz

ESMERALDA 421

T. E. 31 - 7314

Dr. PAUL MEHLISCH

Médico Psiquiatra

Innere Medizin, Nerven- und Kinderkrankheiten

Von 14—16 Uhr

OALLAO 1134

T. E. 41 - 2352

Dr. H. MUNSTER

Sprechstunden: Dienstag u. Donnerstag 15—17.
Sonabend 16—18 Uhr oder nach Vereinbarung.

CORDOBA 838 VI

Tel. Anmeldung erbeten: T. E. 32 - 0886

Privat: 741 - 5857

PIANOS

CASA E. SCHÄRER

SOLIS 619

T. E. 38 - 8578

ALLES FÜR DEN SPORT

bei

ALAS-SPORT

Auch Paket-Versand E.R.O.S.

Agentur Nr. 1

SARMIENTO 521

T. E. 31 - 3313

Schneidermeister Juan Pipsky

Vianorte 712, 1. Stock

T. E. 31 - 0140

Gute Ausführung aller Maßarbeiten unter Garantie. - Zahlungserleichterungen. - Umarbeitungen. Chemische Reinigung.

In den nächsten Heften lesen Sie:

Prof. Dr. Herbert Cysarz: Das Ende der Neuzeit — der Anfang wessen?

Carl Freiherr v. Merck: Die Spekulation mit Faust.

Hanns Decke: Spanische Kuriositäten.

Dr. Kleist: Die Schrumpfung des europäischen Selbstbewußtseins.

Solon E. Low, M. P. (Canada): Geistige Wiedergeburt ist heute das Wichtigste!

Prof. Dr. Wilhelm Schulz: Die erste deutsche Kolonie in Argentinien.

Das Novemberheft enthält:

Die Voraussetzungen jeder Erneuerung, von Anton Zischka / Knut Hamsun, von Eberhard Heffe / Der Mythos des Hauptmann Langer, von Karlheinz Gehrman / Nordschleswig, die Insel der Treue, von J. Dose jr. / Das Martyrium unter schwarzen Kapuzen, Bericht über Schwäbisch-Hall und Landsberg / Mussolini-Mythos oder Mussolini-Realität, von Arno Biesterfeld u. a.

Feine Lederwaren

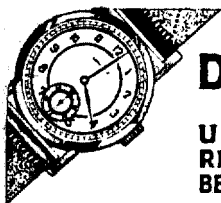
//

CARLOS FIRNSCHROTT
PAMPA 2428 T. E. 73 PAMPA 5179

Kunstgewerbe

//

Casa Venzmer
CABILDO 1855 T. E. 73-8787 BS. AIRES



DIE GUTE UHR

UND
REPARATUR
BEIM FACHMANN

BÜSENBERG HNOS
RIVADAVIA 633 T.A. 34-2939

**FARMACIA
MURRAY**

FLORIDA Ecke LAVALLE
U. T. 31-1514 u. 0207, Bs. Aires

Hauptschriftleiter: Eberhard Fritsch, Schriftleiter: Gustav Friedl. - Im Dürer-Verlag, Bs. Aires. Schriftleitung: Casilla Correo 2398, Sarmiento 542, T. E. 34-1687. Anzeigen-Annahme: H. Müller, T. E. 32-2941. - Druck: Imprenta Mercur, Rioja 674. Sämtliche in Buenos Aires. Das Titelbild ist ein Holzschnitt von Rudolf Warnecke, Dinkelsbühl, November 1948. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Der Weg erscheint monatlich. —

Der „Weg“ ist in Buenos Aires in den deutschen Buchhandlungen erhältlich. Vertreter in allen Staaten Süd- u. Nordamerikas, in allen Staaten West- u. Nord-Europas, im Vorderen Orient, Indien, Südafrika u. Australien.

Printed in Argentine.

Impreso en Argentina.

Inhaltsverzeichnis**Der Weg****Jahrg. 1949. 1. Halbjahr****Die Beiträge in spanischer Sprache**

La cultura, la música y la poesía	3
Biografía Sanmartiniana	74
"El Pericón", del folklore argentino	158
Influencia del Carácter	234
El Carácter, Influencia del trabajo	314
Escasez y abundancia, valor y pobreza de las palabras, de Anton Zischka	394
El Carácter, Influencia de la Familia E l u. E 65	
Las sociedades humanas y las sociedades animales	E 129

Kunst und Kultur

Herzogin Anna Amalia von Weimar, ein historisches Portrait von Willy Andreas	5
Kunstabewegungen, von Professor Karl Holleck-Weithmann	78
Goethe und Beethoven, von Professor Dr. Hermann Unger	160
Die Tiermalerin Norbertine v. Breßlern-Roth, von Max Hajek, Wien	162
Agnes Miegel, zu ihrem siebzigsten Geburtstag	169
Musikbericht aus Deutschland, von Prof. Dr. Hermann Unger	212
Ueber das Theater, von Ludwig Ney	213
Musik auf dem Lande, von Prof. Dr. Hermann Unger	213
Willi Münch-Khe, von Willy Bolsinger ..	236
Josef Weinheber, von H. Z.	241
Zu Hans Pfitzners 80. Geburtstage, von Professor Dr. Hermann Unger	316
Wir Werkleut all, deutsche Arbeiterdichtung, von Dr. Hermann Blech	318
Goethe und die Musik, von Prof. Dr. Hermann Unger	326
Mangel und Fülle, Wert und Unwert der Worte, von Anton Zischka	396
Goethes Bild vom Menschen, von Prof. Dr. Paul Kluckhohn, Tübingen	399
Zum Tode Hans Pfitzners	403
Musikbericht aus Deutschland, von Prof. Dr. Hermann Unger	442
Aus dem deutschen Theaterleben in Buenos Aires	442
Dein Erdenpensum ehrt dein Volk, zum 80. Geburtstag von Hans Pfitzner	E 66

Literarische Beiträge

Neujahrnacht, von Agnes Miegel	4
Die Pest im Banat, von Alfons v. Czibulka	20
Wie Simon Finke ein stiller Mann wurde, von August Winnig	25
Die Apfelsine, von Wilhelm Pleyer	27
Der Feuervogel, von Josef Wehner	28
Auf falscher Fahrt, von M. L. Schroeder	66
Gespräch über Goethes Harzreise im Winter, von Paul Alverdes	83
Ich bete für dich, von Theodor Kroeger ..	93
Von Heiligen, Räubern und Kaufleuten, von Wipert v. Blücher	112
Das nächtliche Mahl, von Bernt von Heiseler	116
Der Ochs, von Josef M. Wehner	120

Der Esel, von Josef M. Wehner	121
Annas Befreiung, von Lothar Nuthmann	127
Gedenktag, von Rudolf G. Binding	176
Die Schlucht, von Heinrich Zillich	178
Keine Legende, von Josef M. Wehner ..	185
Worte deutscher Soldaten	189
Der Bücherwurm, von Heinz Steguweit ..	192
Zweisamkeit, von Heinrich Zerkaulen ...	195
Partisanen, von Heinz Böhmer	205
Wiederkehr einer Liebe, von A. v. Britzen	207
Wenn die Kinder schlafen ein, von Käthe Hermann	209
Ansprache Weinhebers aus Anlaß der Verleihung des Mozart-Preises	244
Gedichte von Josef Weinheber	245
Hamilton und seine Schöne, von Richard Euringer	248
Der Tod des Kaisers, von A. v. Czibulka	253
Weil wir so sind, von Wilhelm Pleyer ...	266
Ein Ostermärchen, von Ilse Bornhausen ..	289
Osterlied, von Paula Dehmel	291
Vor einem Kinderbild, von Dr. med. Carl Saße	292
Der geräucherte Garibaldi, von H. Lersch	340
Dores Huck, von Mathias L. Schroeder ..	341
Mensch im Werk, von Heinrich Lersch ...	343
Herr von Goethe läßt sich die Haare schneiden, von Heinz Steguweit	344
Die Nachtwache, von Mariana Korecas ..	356
Mutter Heimat, von Kurt A. Findeisen ...	358
Das Jahr klingt aus, von Helene Voigt-Diederichs	409
Die Nacht vor Lodi, von Heinz Risse	412
Die Höhle von Pagum, von Dr. E. Moes	418
Madrid, Stadt der Legenden, v. H. Decke	423
Schießbudenkomödie, von Heinz Steguweit	425
Peter, von Dr. Werner Spanner	435
Der große Falke weint, von Otto Brues ..	438
Das Gaucholied, von H. B. Oyhanarte ..	E 33
Deutsche Wissenschaft, von Aloys Schenzinger	E 36

Zeitgeschehen und Geschichte

Was denken wir uns dabei?, von Ch. T.	10
Der magische Nullpunkt, v. Curt Freiherr v. Merck	17
Hanna Reitsch schreibt	31
Der weibliche Mensch, von Angela v. Britzen	32
Auszug aus der Ansprache anläßlich der ersten Frauenversammlung in Morsbach	35
Der Aberglauben an die Umschulung, von Prof. D. Herbert Freudenthal	39
Freie Bahn dem Haß!	49
Ein Gruß übers Meer!, von Bischof Dr. Alois Hudal, Rom	89
Militarismus und Soldatentum, von Prof. Dr. Herbert Freudenthal	123
Mindszenty, von Andor Kardhordó	132
Eine Stimme aus England (Oswald Mosley in „Europa am Scheidewege“)	134
Gedanken am Anfange eines neuen Jahres, von Dr. Sven Hedin	172
Trommelfeuer Italien 1943, v. E. K. Kundt	187

Dafür kämpfte der deutsche Soldat, von Wolfgang Willrich	177	Versailles, Saat und Ernte, von T. Unkraut	E 140
Kartei der Verlorenen, von Prof. Dr. Herbert Freudenthal	197	Die neuen Kampfmittel, von Dr. Karl Loba	E 148
Die sudetendeutsche Frage, v. T. Unkraut	200	Der Sowjetpakt, von Dr. Kleist	E 185
Verlorene Ideale	201		
Eine Stimme aus der Schweiz (Dr. Werner Mayer)	206	Wissenschaftliche Beiträge	
„Aufbau“	214, 262	Volkswirtschaft	
„Tod allen Deutschen“, von Manfred Luetgenhorst	219	Die französische Union, von Dr. Hans Maler	43
Aber hängen sollen sie trotzdem, von N. Lassen	259	Afrikanisches Gefrierfleisch, ein Wunschtraum Englands	56
Schlagwortmoral, von Prof. Dr. Herbert Freudenthal	263	Die Union der sozialistischen Sowjetrepubliken, von Hans Dr. Maler	279, 365
Ein Kampf um Europa		Bericht aus Westdeutschland, von Hans Rechenberg	443
Stimmen aus London und Paris	267	Kleine Wirtschaftskunde von Bolivien, von K. G.	455
Das Verbrechen des Prinzen Borghese ..	270	Neue Fronten im Oelkrieg zwischen Ost und West, von Anton Zischka	E 23
Der Fall Rollet	271	Aus der deutschen Wirtschaft	E 44
Vom „Kriegsverbrecher“ zum Volkshelden, ein Gedenkblatt zum 100. Todestag Stephan Ludwig Roths, von Prof. Dr. Michael v. Heydendorff	330	Ost oder West?, von Anton Zischka	E 93
Augenzeugenbericht über die Hinrichtung Stephan Ludwig Roths	334	Die wirtschaftliche Lage Westdeutschlands, von Hans Rechenberg	E 162
Oesterreichs Stellung zu Deutschland, von Heinrich Kleiß	335	Deutsche Exportschwierigkeiten	E 58
Was ist des Deutschen Vaterland? von Prof. Dr. Herbert Freudenthal	346	Rechtswissenschaft	
Der Dom steht noch	349	Die Rechtslage des Deutschen Reiches, von Dr. Max Hochleitner	135
Essen, eine westdeutsche Großstadt, von Wilhelm Schwenger	352	Die weltpolitische Bedeutung des Nürnberger Urteils gegen die IG-Farben, v. Dr. Max Hochleitner	273, 361, 445
Potsdam, von Walter Stahl	354	Die Grundprobleme des Völkerrechts, von Dr. Max Hochleitner	E 34
Das wollen wir nicht vergessen	360	Die Selbstverwaltung in Nordwestdeutschland, von Peter Hartmann	E 50
Schlachtschiff Bismarck, von Fregattenkapitän Günther Bormann	404	Sowjetrussische Völkerrechtsbegriffe v. Dr. Max Hochleitner	E 113
Befreites Frankreich?, von Prof. H. Paris	413	Recht und Macht im Völkerrecht, von Dr. Max Hochleitner	E 173
Gemischte Gesellschaft, von Prof. Dr. Herbert Freudenthal	428		
Etwas über die Würde, von Dietrich Reunert	431	Naturwissenschaften	
Englische Stimmen zur „Deutschen Konkurrenz“, von Anton Zischka	432	Atomenergie, von Professor Dr. Wilhelm Westphal	E 37, 109, 170
Zerstörung von Moral und Sitte	434	Grenzen der menschlichen Existenz, von Dr. Heinz Graupner	E 41
Unsere Stellung zu Deutschland, von A. O. Tittmann/Washington	452	Tief atmen tut not	E 210
Bericht von Pater Balduin Rambo S. J. ..	476	Revolution in der Pflanzenwelt, von Will Ulmenried	E 43
Des deutschen Reichskanzlers Großadmiral Dönitz Gespräche mit seinem Rechtsanwalt in Nürnberg	E 7, 75, 135	Wissenschaftspolitik, von Klaus Besser ..	E 105
Nikolsburg, von Werner Beumelburg ...	E 13	Die Versuche von Professor Brendel ..	E 115
Warum kein Frieden?, von Walter Heynacher	E 14, 82, 145	Angewandte Pflanzensoziologie, v. Prof. Dr. Erwin Aichinger	E 159
Dokumente zu den deutschen Friedensbemühungen 1919	E 17	Geographie und Landeskunde	
Italien kapitulierte in Lissabon, von Heinrich Baron	E 21	Eine Beni-Reise, von Wolf Albrecht	E 2, 69, 131
Chiang-Kai-Shek, von Graf Hermann Keyserling	E 30	Der Ferne Osten, von O. Kühn ..	E 27, 95, 153
Winston Churchill im Unterhaus am 12. 11. 1940	E 49	Die tausend Gesichter Iberoamerikas, von Carl Freiherr von Merck, Einleitung ..	E 31
Das wurde bislang übersehen, von Dr. Hans Jennwein, Bari	E 53	Die Bahamas und das Karibische Meer ..	E 98
Spandau	E 82	Antillianische Portraits	E 156
Ribbentrop auf Staatsbesuch in Warschau, von Dr. Kleist	E 87	Die Rundschau	
Verpflichtungen, von G. v. A.	E 88 52, 141, 215, 295, 379, 463	
Die Welt der Pakte, Karte von Dr. Pahl	E 117	Das Weltgeschehen	
	 E 46, 371, E 116, E 177, 457	
		Schachecke	
	 151, 306, 387, 473	
		Wir stellen fest	
	 58, 225, 301, 467	

Inhaltsverzeichnis **Der Weg** Jahrg. 1949, 2. Halbjahr

Die Beiträge in spanischer Sprache

Canto a la Argentina	479
Yapeyú, la cuna indígena, de R. Rojas	582
El gaucho y la pulpería, de D.F. Sarmiento	686
Evocación de la raza	790
12 de octubre, por Baldomero Fernández Moreno	791
¿Peligran las bases de la cultura europea?	894
La Navidad	998

Kunst und Kultur

Goethe und seine Verwendung einiger Frühformen unserer Poesie, von Prof. Dr. Hans Naumann/Bonn	483
Der Prozeß Kolbenheyer, von E. Fritsch	489
Ein Brief an Erwin Guido Kolbenheyer, von Hans Grimm	498
Olav Gulbrandsen, von Heinz Steguweit	500
Worte über Goethe, von Hans Carossa	585
Goethe in unserer Zeit, von Prof. Dr. Ludwig Curtius/Rom	588
Der Klassiker Goethe, von Prof. Dr. Richard Benz	605
Die Idee der Humanität im Leben und Werk Goethes, von Prof. Dr. Wilhelm Flitner	613
Goethes Weltbürgertum und die internationale Geistigkeit, von Dr. Erwin Guido Kolbenheyer	626
Goethes Wesen im Bild	629
Zeitloses zur Zeit, Worte von Goethe	637
Aus Goethes dichterischem Schaffen	648
Goethe und der Selbstmord des abendländischen Geistes, von Prof. Dr. Herbert Cysarz	688
Rilke, der Europäer, von Heinz Sponsel	694
Worte von Hans Pfitzner	696
Scherenschnitte von Gertrud Pfeil, von Willi Bolsinger	698
Die geistigen Grundlagen der slawischen Welt, von Prof. Dr. Josef Matl/Graz	798
Ex Libris, von Willi Bolsinger	803
Zum Tode von Richard Strauß, von Prof. Dr. Hermann Unger	806
Ein Holzschnitt, von Prof. Ernst von Dombrowski	808
Erwin Guido Kolbenheyer	809
Tägliche Erziehungsfehler, von Fritz Hocke, Wien	828
Einiges über Goethes Faust, von Dr. Willi Wirth	900
Norwegens großer Deutschenfreund, von Eberhard Heffe	904
Sven Hedin, von Willy Heß/Winterthur	911
Meister der Musik im Alltag, von Prof. Dr. Hermann Unger	920
Ermütigung, von Will Vesper	922
Madonna mit dem Kind, von Tilman Riemenschneider	997
Licht in der Nacht, von Will Vesper	1000
Der Dom, Gedanken um Naumburg, von Dr. Paul Rohrbach	1002

Indiens Botschaft an die Welt, von Dr. Otto Wolff	1008
Die Spielzeit der Ney-Bühne	1091

Literarische Beiträge

„Wem bleibt der Sieg“, Erwin Guido Kolbenheyer	477
Geschichten aus dem alten Wien, von Alfons v. Czibulka	503
Eine Heimkehr, v. Josefa Berens-Totenohl	506
Das Labyrinth, von Josef Magnus Wehner	510
Was haben wir denn für Augen, von Bruno Brehm	512
Das rettende Wort, von Willi Schäferdiek	515
Der verlorene Engel, von Otto Brues	533
Das Opfer, von Margarete Butt-Ahmling	535
Ein Tag aus dem Leben Goethes, von Will Vesper	640
„Denn immer ist es der Geist, der über den Degen siegt“, von Friedrich L. Schäfer	647
Marie Louise, von Otto Brues	651
Der Dank des Dichters, von Heinz Sponsel	657
Kapitän Fred Schmidt erzählt	659
Adam von Bamberg, von H. K.	702
Der Tabakbeutel, von Heinrich Zillich	712
Pittjupp, der Seifenbläser, von Mathias Ludwig Schröder	714
Piratenklaas, von Margarete Butt-Ahmling	716
Clara Schumann, von Margarete Butt-Ahmling	722, 824
Tulipan, ein Märchen von Hans Heinrich	726
Die Jungfrau im Weinberg, von Heinz Steguweit	817
Eine Ehrenrettung, von Mathias Ludwig Schröder	820
Die Gottesgabe, von Panteleimon Romanow	822
Die Silberschuhe, ein Märchen von Erna Stach	826
Der Mythos des Hauptmann Langer, von Karlheinz Gehrman	908
Saat auf Hoffnung, von Johannes Stolze	915
Aus einem Brief von Will Vesper	916
In der Glashütte, von R. Hamerling	917
Eine Puma jagd, von Ernst S. Retlow	941
Weihnachten 1946 in Wolfsberg	1017
Weihnachten der Gefangenen, von Maria Kahle	1018
Der Schneesturm, von Maja Moes	1019
Der Diener und die Patriarchin, von Axel Freiherr v. Gager	1022
Das livländische Ritterrecht, v. H. Bertram	1028
Der Sieg des Kindes, von Maria Kahle ..	1031

Zeitgeschehen und Geschichte

Aus der Rundfunkansprache von Prof. Baumgarten/Königsberg	480
125 Jahre deutsche Mitarbeit in Brasilien, von Pastor Erich Knäpper	521

Treue zur Ueberlieferung, von Pater Balduino Rambo S. J.	523	Die selbstverschuldete Drosselung der westdeutschen Importe, von Oberregierungsrat Dr. Hans Rechenberg	746
Das Ende einer Zeitungssente	532	Südamerika und die deutsche Edelsteinindustrie, von E. Haage-Henstenberg	850
Aus dem Brief einer Berlinerinnen	538	Das Volkswagenwerk	856
Land und Leute im Deutschland-Jahrbuch 1949, von Prof. Dr. Herbert Freudenthal	539	Wirtschaftsbericht aus Westdeutschland, von Wolfgang Jäger	978, 1075
Der Sowjetpakt, von Dr. Kleist	545	Das Weltproblem Afrika und die Atlantropa-Union, von Anton Zischka	1051
Die Farce der deutschen Demokratie, von Hans Rechenberg	548		
Die politische Situation Frankreichs, von Jacques Delain	552	Rechtswissenschaft	
Das wollen wir nicht vergessen (II)	565	Der Staat und das Individuum im Völkerrecht, von Dr. Max Hochleitner	550
100 Jahre deutsches Lied in Nordamerika	741	Adoptionen in Deutschland, von Else Neitzel	536
Es wird wieder grün, von Prof. Dr. Herbert Freudenthal	742	Die Vernichtung des Rechts in Deutschland, von Hans Schwarz	1066
Der Sowjetpakt, von Dr. Kleist		Ein Engländer verteidigt Deutschland ...	1069
Karpatho-ukrainisches Zwischenspiel ..	748		
Der Flug nach Moskau	751	Naturwissenschaften	
Dokumente	755	Zum Tode des Guayaki-Forschers F. C. Mayntzhusen, von Thomas Kopp	517
Verschwörung gegen den Weltfrieden, von Jürgen v. Prellwitz	760	Begegnung mit dem Vielfraß, von Dr. Herbert Freiherr v. Stackelberg	527
Engländer	780		
Die Ideen der Jungen in der Politik, von Möller van den Bruck	810	Geographie und Landeskunde	
Biologische Demontage, von Prof. Dr. Herbert Freudenthal	852	Die tausend Gesichter Iberoamerikas, von Carl Freiherr v. Merck	
Zwischen Berlin und Moskau, von Dr. Kleist	859, 1058	Die Perlen der Antillen	524
Als die Würfel fielen, von W. Baumbach ..	866	Das Versuchslaboratorium der Dollar-Imperialisten (Puerto Rico)	662
Kategorie C-plus, von Carl W. Wiegand ..	868	Der Balkan des Kolumbus-Kontinents, (Mexiko)	728
Kärnten, das umkämpfte Land, von Walter Perkonig	873	Der Balkan des Kolumbus-Kontinents (Mexiko, Forts.)	832
Massenmörder gesetzlich geschützt. 883, von Zischka	1094	Das Land des seltsamen Vogels Quetzal Guatemala)	936
Die Voraussetzungen jeder Erneuerung, von Zischka	896	dto. (Forts.)	1054
Geist unter Kontrolle, von Haef	946	Der Ferne Osten, von O. Kühn ..	558, 666, 766
Das Martyrium unter schwarzen Kapuzen Nordschleswig, die Insel der Treue, von J. Dose jr.	950	Insulinde, von Carlos Zenzen	718, 829
Tschechen und Deutsche, von Dr. Rudolf Lodgman	959	Am Fitz-Roy	732
Tito — ein Problem?, von Georg Grenzer ..	964	Brasilianische Landschaften	837
Kleinkrieg, von Arthur Wehrmann	969	Kolumbien, von Hans Krafft	845
Mussolini-Mythos oder Mussolini-Realität, von Arno Biesterfeld	971	Nordschleswig	906
Die Wacht am Rhein	974	Auf Biegen oder Brechen, von Kapt. Fred Schmidt	923
Deutschlands Geschick, v. Wilh. Schäfer ..	993	Eine Catamarca-Reise, von C. Henning ..	930
Wo steht die deutsche Jugend heute, von Hans-Ulrich Rudel	1001	Machu — Picchu	934
Hamburg bleibt das deutsche Tor zur Welt, von E. Humann	1015	Deutsches Brauchtum in Südtirol, von Hans Nagele	1034
„Die Demontage wird eingestellt“	1039	Das Weltgeschehen	
Und den Menschen ein Wohlgefallen, von Haef	1045	Seite	566, 672, 775, 878, 981, 1076
The Eye-Opener	1046	Die Rundschau	
	1087	Seite	570, 780, 882, 992, 1083
Wissenschaftliche Beiträge		Schachchecke	
Volkswirtschaft		Seite	578, 679, 785, 889, 995, 1099
Eine neue deutsche Rheinbrücke	531	Wir stellen fest	575
Die Vereinigten Staaten von Brasilien, von K. G.	563, 670, 771		



VIANORD

DAS SKANDINAVISCH REISEBÜRO

FLUG- UND SCHIFFPASSAGEN VON UND NACH EUROPA

BERATUNGEN IN EINWANDERUNGSANGELEGENHEITEN

Vormerkung von Hotelzimmern.

T. E. 35 - 7912

BUENOS AIRES

SUIPACHA 156

Confiteria Danubio

PAMPA 2447

(früher Poggensee)

HEIBERGER & SITTNER

T. E. 73 - 4025

Expreso "Condor"

Deutsches Fuhrgeschäft

OTTO SCHLOTTER

Umzüge, Transporte jeder Art

CONESA 3062 — T. E. 70 Nuñez 7406

H. G. Gloger

VERSICHERUNGEN

Diagonal Norte 885 (entrepiso)

T. E. 34 - 5601—2



ÜBERSEE-POST

Exportzeitschrift in den Sprachen deutsch, französisch, englisch, spanisch, italienisch und portugiesisch.

Verbreitet in gesonderten Heften in der ganzen Welt. Mitteilungsblatt für Deutschland „Eil-Export-Dienst“, Verbreitung bei deutschen Exportfabriken, Export- und Import-Händlern.

Vielseitiger Kundendienst, bewährt seit über 30 Jahren

Probehefte stehen auf Wunsch zur Verfügung.

Gewünschte Sprache bitte angeben.

ÜBERSEE-POST

VERLAG HERMANN E. REISNER K. G.

Nürnberg 2 / Deutschland, Carlton Haus.

SECRET

Ofen-Jäger

Reiche Auswahl in Oefen,
Herden, Calefons, Supergas

Av. DEL TEJAR 4026 T. E. 70-9019
½ Quader Station L. M. Saavedra

Restaurant und Bar

A - B - C

Gut bürgerliche Küche — Zivile Preise
LAVALLE 545 T. E. 31-3292

ESTUDIO SCHENZLE-VIANO

Contadores Públicos Nacionales
Bücher- und Bilanzrevisionen, Buchhaltungs-
Organisationen - Gründungen von Handels-
firmen - Steuerberatung

DIAGONAL E. S. PENA 720, 4.º piso D
T. E. 34-5885 und 33-0841

LIBRERIA — PAPELERIA

"FISCHER"

LEIHbibliothek — SCHULARTIKEL

PAMPA 2310 T. E. 76-2685

Konditorei Großmann

POZOS 733

T. E. 38, Mayo 5351

Mercado del Plata

Puesto 62 T. E. 35-5027

MEYBOHM'S KAFFEE

„ICAVI“

täglich frisch geröstet

Tee — Kakao — Yerba — Mate

ACEVEDO 1735 BUENOS AIRES
T. E. 71 Palermo 9669

Casa „Mi Bebé“

Baby-Artikel - Handarbeitsgeschäft
Geschenk- und Spielsachen — Puppen

Independencia 145 - Villa Ballester
T. E. 758-1053

Zwieback "Hogar"

Auch Versand ins Innere
Postpaket zu \$ 19.40 frei Haus.
Per Nachnahme \$ 1.10 mehr

JORGE SCHMITT e Hijos
Blanco Encalada 4405 T. E. 51-0382

Hohmann gibt den Ton an
in Herrenkleidung nach Maß
und Fertigkleidung

Deutsche Maßschneiderei

STANFORD

687 - LAVALLE - 691
T. E. 31-5575

Pelzhaus Zedner

Großes Lager von erstkl. Pelzwaren

CARLOS PELLEGRINI 1144
T. E. Juncal 44-5302



MARCA REGISTRADA

GEBRÜDER WEHRENDT

Ciudad de la Paz 2246-48 (Höhe Cabildo 2200) - T. E. 76-0229

SCHLAFZIMMER - ESSZIMMER - POLSTERMÖBEL - PULLMAN-MATRAZEN

Besichtigen Sie unsere Ausstellungsräume



Hans-Ulrich Rudel
TROTZDEM

Am 1. Januar 1945 sagte der Oberste Befehlshaber der Wehrmacht, in Anwesenheit von den Befehlshabern aller Wehrmachtsteile, zum damaligen Oberstleutnant Hans-Ulrich Rudel: „Sie sind der größte und tapferste Soldat, den das deutsche Volk hat und je gehabt hat; ich habe mich daher entschlossen, eine neue — nun allerhöchste — Tapferkeitsauszeichnung zu schaffen, das Goldene Eichenlaub mit Schwertern und

Den Kommenden ein Vermächtnis,

Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Ich verleihe es Ihnen hiermit und befördere Sie gleichzeitig zum Oberst.“

Hitler hatte sich vorgenommen, diese einmalige Auszeichnung erst nach Abschluß des Krieges zu verleihen, entschloß sich dann aber auf Grund der Tatsache, daß Rudel sich weit über das Maß vor allen Offizieren und Soldaten hervorhob und seine Einsätze an den jeweiligen Frontabschnitten entscheidend für die Gesamt-Erdlage waren, ihm als Erstem und Einzigem die höchste Auszeichnung zu verleihen.

Mehr als jeder andere ist daher Rudel dazu befugt, seine Kriegserlebnisse niederzuschreiben. Noch ist der zeitliche Abstand zu dem ungeheuren Kriegsgeschehen zu gering, als daß eine erschöpfende Darstellung schon jetzt gegeben werden könnte. Deshalb ist es umso wichtiger, daß diejenigen, die bis zum bitteren Ende auf ihrem Posten ihre Pflicht erfüllten, ihr Erlebnis wahrheitsgetreu aufzeichnen. Nur so wird auf der Basis von reiner Objektivität und wirklich Erlebtem eines Tages ein vollständiges Bild des Zweiten Weltkrieges entstehen.

Mit 2 530 Feindflügen ist Rudel, der — auch vom fairen Gegner anerkannte — führende Kriegsflieger der Welt. Er schoß aus der Luft und vernichtete 519 russische Panzer, versenkte ein Schlachtschiff und zwei Kreuzer und wurde fünfmal verwundet. Welches Maß an unermüdlichen Einsätzen und fast stündlicher Selbstüberwindung aus diesen wenigen Zahlen spricht, kann nur der ganz ermessen, der selber gegen den Feind geflogen ist. Die hohe Zahl seiner Feindflüge bedeutet, daß er manchmal an einem Tage bis zu zehn und mehr Einsätzen geflogen ist. Während des langen Krieges ist er kaum auf Urlaub gewesen, selbst nach seinen Verwundungen drängte er sofort wieder an die Front zurück. Im Jahre 1945 verlor er bei einem Feindflug das rechte Bein, er wartete nicht bis zu seiner völligen Genesung, sondern zwang sich dazu, trotz offener Wunde mit der Prothese weiterzufliegen. Das ihm vom Führer und Göring erteilte Startverbot hinderte ihn nicht, nach kurzer Zeit zu seinem Verband zurückzukehren. Er flog mit — sogar ohne — Prothese genau so unermüdlich und erfolgreich wie vorher.

Nicht der Ehrgeiz nach Erfolgen oder der Drang nach neuen Auszeichnungen trieb ihn immer so schnell an die Front, sondern treibende Kräfte in diesem Mann waren sein Pflichtbewußtsein und seine ihm so selbstverständliche Einsatzbereitschaft. Ihm war die Einstellung zu eigen, daß der Offizier einen Beruf hat, in dem er nicht sich selber gehört, sondern seinem Vaterland und den ihm anvertrauten Untergebenen, und daß er deshalb, im Kriege noch mehr als in Friedenszeiten, seinen Soldaten ein Vorbild sein soll, ohne Rücksicht auf eigene Person und eigenes Leben.

Mit derselben Uneigennützigkeit und Pflichtauffassung vertrat er mutig seine Ansichten seinen Vorgesetzten gegenüber. Ich war bei vielen Unterredungen mit Hitler zugegen und stellte fest, daß Rudel bei

den Lebenden eine Verpflichtung!

diesen Gelegenheiten kein Blatt vor den Mund nahm, sondern offen und ehrlich seine Meinung sagte, weil er es als Offizier nicht anders kannte und weil er es für seine Pflicht hielt, seinen Kameraden an der Front und dem Vaterlande gegenüber. Seine Tapferkeit war hier die gleiche wie im Kampf und trug ihm im besonderen Maße das Vertrauen seiner Vorgesetzten ein. Er gab damit seinen Erfolgen die eigentliche Grundlage, denn nur wo gegenseitiges Vertrauen herrscht, kann von Vorgesetzten und Untergebenen das Höchste und Letzte erreicht werden. Die alten Soldatentugenden, Treue und Gehorsam, bestimmten sein ganzes Leben.

Häufig wurde er zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe gerufen, um auf Grund seiner praktischen Erfahrungen Rat zu geben. Hier und beim Führer mußte Rudel eingehend berichten über die Verhältnisse an der Front, über die Waffenwirkung des Feindes, über Vorzüge und Nachteile der eigenen Waffen, überhaupt über alle Erfahrungen, die er gewonnen hatte. Auf diese Weise waren seine Ausführungen von weitgehendster und wesentlicher Bedeutung, weil sie die unbedingt notwendige taktische Grundlage gaben, ohne die keine zweckmäßige Waffenproduktion möglich ist.

Trotz vermehrter Mechanisierung und Technisierung der Kriegswaffen hat noch immer der Mensch über den Erfolg zu entscheiden und kommt es bei der Anwendung der Waffen allein auf den Menschen an. „Verloren ist nur, wer sich selbst aufgibt“ ist ein Wort, das Rudel sich selbst ganz und gar zu eigen gemacht hat, ein Wort, nach dem er lebte, nach dem er seinen Freunden und Untergebenen ein Beispiel war, ein Wort, nach dem sie tapfer zu kämpfen und zu sterben wußten.

Eine Generation, die ihr Leben viele Male eingesetzt hat im Kampf für ihr Vaterland, wird auch immer dafür eintreten, daß sich das Saubere und Anständige letztlich doch in der Welt durchsetzt. *Dazu sei dieses Buch ein Fanal!*

Vorwort des Buches „Trotzdem“

NICOLAUS VON BELOW

Oberst und Adjutant der Luftwaffe beim
Obersten Befehlshaber der Deutschen
Wehrmacht, von 1936 bis 1. Mai 1945.

*264 Seiten, 16 Seiten Illustration, 5 Karten,
1 Bild des Verfassers, gebunden in dunkel-
blaues Ganzleinen mit farb. Schutzumschlag.*

Preis: m\$ 25.—

DÜRER-VERLAG

BUENOS AIRES

CASILLA CORREO 2398

DER INHALT:

- | | |
|------------------------------------|--|
| I. Vom Regenschirm zum Stuka | X. Am Kuban und bei Bjelgorod |
| II. Krieg gegen die Sowjets | XI. Zurück an den Dnjestr |
| III. Gewitterflug | XII. Weiter nach Westen |
| IV. Kampf um die Festung Leningrad | XIII. Flucht am Dnjestr |
| V. Vor Moskau | XIV. Schicksals-Sommer 1944 |
| VI. Ausbildung und Praxis | XV. Kampf um Ungarn |
| VII. Stalingrad | XVI. Weihnachten 1944 |
| VIII. Zurück | XVII. Verzweifelter Kampf der letzten Monate |
| IX. Stuka gegen Panzer | XVIII. Das Ende. |

Zu beziehen durch: